# Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens





# Bibliothek

der

# Unterhaltung

und des

# Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

## Jahrgang 1885.

---

**Sechster Band.**

---

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

# Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

# Stolze Naturen.

## Roman

von

**L. Haidheim.**

(Fortsetzung.)



In die peinliche, gespannte Stimmung, welche trotz der äußeren Ruhe und Glätte zwischen Graf Igor und Ilona's Mutter herrschte, brachte Feldner's Eintritt eine hoch willkommene Erleichterung. Igor brauchte jetzt nicht weiter über das Wiedersehen mit Rosanna zu reden, Frau v. Reydewitz nichts mehr davon zu hören, jetzt, wo sie plötzlich wußte, daß jedes Wort wie ein glühendes Eisen Ilona's Herz traf.

Also Oskar konnte nicht kommen? Wie jammerschade! Er hatte sich so auf das Fest gefreut!

Indessen hieß Frau v. Reydewitz Doktor Feldner sehr herzlich willkommen und dankte ihm für das Anerbieten seines Schutzes — „den Sie hoffentlich genehmigen, gnädige Frau!" bat Feldner.

Frau v. Reydewitz bejahte natürlich und blickte flüchtig fragend auf Ilona, die sich mit den Blumen in ihrem Gürtel zu thun machte. Das arme Kind, es hielt den

Athem an, um roth zu werden, damit diese verrätherische Blässe nicht neue Fragen veranlasse.

Graf Igor sprach sein Bedauern aus, daß er es sei, der Oskar, ohne von dessen Vorhaben zu ahnen, eine allerdings schwierige Arbeit aufgetragen habe, die bis morgen fertig werden müsse. Es sei dies eine Relation aus verschiedenen Aktenstücken, welche er morgen in der Kammer brauche. Oskar werde vor Mitternacht, fürchte er, nicht fertig werden.

Dann sprach er sehr freundlich mit Feldner, ja, in einer auszeichnenden Weise, welche ein freudiges Erröthen in des jüngeren Mannes Wangen trieb, trotz der neidvollen Erregung, in der er sich gerade in diesem Augenblicke befand.

„Euer Excellenz haben mich hoch geehrt durch die mir übertragenen einträglichen Geschäfte," dankte er.

„Man sagt, ich verstehe die tüchtigen Kräfte und guten Arbeiter zu finden, mein lieber Herr Doktor, ich hoffe sehr darauf, Sie später näher an mich heran und in den speziellen Dienst Seiner Majestät zu ziehen," sagte dieser mit seinem schönen wohlwollenden Lächeln.

„Ich höre, Sie stehen wieder vor großen Kämpfen, Herr Graf?" fragte Frau v. Reydewik.

„Ah, Sie meinen das neue Steuerprojekt, meine Gnädige? Ja, es wird eine Menge Staub aufwirbeln, aber nach vielem Lärm und Geschrei wird man die Gesetze annehmen, und in einigen Jahren wird man nicht begreifen, warum man nur so lärmte und schrie," sagte Igor.

Er empfahl sich dann im Hinblick auf die beabsichtigte Fahrt der Damen zu dem Feste.

Doktor Feldner bot Frau v. Reydewik den Arm. Kein Wort wurde gewechselt zwischen Mutter und Tochter; aber als sie dann im Wagen saßen, bemerkte Frau v. Reydewik mit Schrecken, daß die Spuren von Thränen auf Ilona's Wangen sichtbar waren.

Auch Feldner sah es, und wieder umfing sein Blick in liebevoller Sorge, wie er meinte, ungesehen, das geliebte Mädchen.

Es war etwas geschehen, das sah er. Was? das sagte ihm sein ahnendes Herz, und inmitten seines eigenen zornigen Schmerzes, daß sie litt — um einen Anderen als ihn — freute er sich heimlich doch, daß die Entscheidung wohl schon gekommen. Es befriedigte ihn auch, daß Ilona sich so tapfer hielt, mit ihm sprach und sich Mühe gab, heiter zu scheinen. Wie gern hätte er ihr gesagt: „Thue Dir keinen Zwang an um meinetwillen, ich liebe Dich ja doch mit meiner geduldigen Liebe!" Aber weil er das nicht sagen durfte und weil es für Ilona besser war, sie gestand sich selber gar nicht ein, daß sie litt — und wie sehr — deshalb lachte und scherzte er und erzählte ihr dies und jenes.

Sie fühlte diese zarte Sorgfalt dankbarer, als er ahnte, und mehr als je zuvor auch ein schmerzliches Mitleid, daß sie ihm nicht mehr sein konnte, als eine dankbare Freundin.

Ilona war bei dem Feste unbestrittene Königin.

Nie hatte sie so schön ausgesehen, nie ein so sanftes, fast wehmüthiges Lächeln gehabt. Dabei tanzte und plauderte sie wie die anderen jungen Damen auch, und wenn

der Kreis der jungen Bewunderer um sie dichter wurde, als ihr heute lieb war, und Jeder ihr etwas Angenehmes sagen, ein Lächeln, ein Wort von ihr empfangen wollte, dann richteten sich ihre Augen bittend auf Feldner und er verstand den stummen Blick:

„Bleibe Du neben mir, Du weißt, wie mir ein gutes Wort noth thut!“

Und so kam ihm heute schon der Tag, den Onkel Walter ihm prophezeit — Ilona's Herz fand sich zu ihm hin, aber nicht voll Liebe, sondern voll Schmerz, nicht um süßes Glück zu geben, sondern um Trost zu empfangen.

Doktor Feldner seufzte leise.

* * *

Es war schon sehr spät.

Oskar v. Reydewik legte ermüdet und abgespannt die Feder nieder und trat erhitzt an das offene Fenster seines Zimmers. Die kühle Nachtluft that ihm gut, es schlug eben Mitternacht, und draußen im Freien mußte es köstlich sein.

Hoch aufathmend blickte der junge Mann auf seine Arbeit, und mit Genugthuung und stiller Freude sagte er sich, sein Chef werde mit ihm zufrieden sein. Eine kleine Mühe war es nicht gewesen, dies Material übersichtlich zusammenzustellen und diese Zahlen und Daten mit aktenmäßigen statistischen Nachweisen aus anderen Ländern vergleichend zu verbinden. Viele Tage kostete es ihm schon, ehe er nur alle Quellen gesammelt, heute bei der Zusammenstellung war ihm erst ein klares Bild gekommen

von den Ideen seines Herrn und Meisters, und wieder, wie so oft schon, konnte er nur bewundernd diesen Mann anstaunen, den sein Genie so weit erhob über alle diese Politiker und Staatsmänner gewöhnlichen Schlages.

Er schloß die fertige Arbeit mit dem behaglichen Gefühle, eine Pflicht gut und bis zu Ende gethan zu haben, ein und verließ seine Wohnung. Es verlangte ihn nach einem vollen Aufathmen im Freien.

Sich dem nächsten Thore zuwendend, hatte er es nicht allzuweit, aus der Stadt zu kommen.

Die Nacht war so still, so lautlos und so zauberschön, wie er sich nicht erinnerte, eine gleiche erlebt zu haben. Die Mondstrahlen brachen sich nur wie verstohlen Bahn durch die dichten Kronen der Eschen und Ahornbäume zu Seiten der Chaussee; dahinter lagen das ganz vom Licht überfluthete Thal und in der Ferne die in Mondschein und leichtesten Nebel gehüllten Berge. Es war ein wunderschöner Anblick.

Oskar v. Reydewik stand still auf der Brücke, welche nahe vor der Stadt sich in hohem Bogen über den schnellströmenden Fluß zieht. Die Poesie des Anblicks rief ihm eine Reminiscenz aus Shakespeare wach:

„Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
Da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte
Und sie nicht rauschen ließ — in solcher Nacht —"

Er sah die reizende Scene, sah Lorenzo und Jessica und lächelte bei der Erinnerung an die anmuthige jugendliche Darstellerin dieser Rolle, die er im letzten Winter so feurig bewundert hatte.

Wo mochte sie jetzt sein, die schöne Jessica von damals? Undankbarer, der er war! Er hatte ihrer seit Wochen nicht gedacht. Aber das kommt davon, wenn man ganz untergeht in der Prosa des Lebens und im Aktenstaube.

Er sah sich um. Es war doch im Grunde langweilig still hier draußen! Nun ja, eine Mondnacht hat sicher ihre Reize, aber Lorenzo und Jessica konnten sich wenigstens, da sie zu Zweien waren, ihr Entzücken darüber mittheilen: er aber hatte keine Seele neben sich, die ihn verstand, Ilona tanzte jetzt auf dem Balle des Herrn v. R. und schwamm in einem Meer von Vergnügen. Ob er wohl auch noch ein wenig hinging? Man würde ihn sicher freundlich willkommen heißen, und er brachte dann gleich die Mama und Ilona nach Hause, länger als bis ein Uhr würde die Gesellschaft doch wohl nicht dauern.

Es war ihm, als höre er die Tanzmusik bis hieher in abgerissenen Tönen an sein Ohr dringen. Er hatte nicht weit bis dahin.

„Gehen wir immerhin," sagte er sich und schritt der Stadt wieder zu. „Lieber möchte ich freilich in Ruhe einen Schoppen Bier trinken, ich bin ja auch gar nicht einmal in Gesellschaftstoilette!" fiel ihm im Gehen dann ein.

Der Durst überkam ihn plötzlich so sehr, und es war so natürlich, daß er auf die angestrengte Arbeit nach einer Erfrischung verlangte, daß er, seine Schritte beschleunigend, einem der nächsten Restaurants zustrebte.

Er trat ein. Es war eines der vornehmeren Lokale dieser Art und noch hell erleuchtet.

Ueberall saßen Gruppen von Herren in den kleinen

traulichen Kabinets, von hier und dort riefen ihm bald Kameraden, bald sonstige Bekannte Grüße entgegen, er erwiederte dieselben und schritt nach der gewohnten Ecke, wo er öfter mit jungen Beamten des Ministeriums und einigen bekannten Offizieren zusammen gesessen.

Er fand den Kreis derselben richtig noch versammelt, aber weit zahlreicher als je, und ein jubelndes Hurrah empfing ihn. Man sprang auf, man schüttelte ihm die Hand, man schrie und redete in offenbar sehr animirter Stimmung auf ihn ein, und endlich begriff er: man feierte den Geburtstag eines jungen Collegen vom Finanzministerium. Man habe nach ihm geschickt, hieß es, und die Antwort erhalten, er sei nicht zu Hause.

Das war richtig; er hatte seinem Diener streng befohlen, ihn unter keinen Umständen zu stören und ruhig zu Bett zu gehen, wenn es ihm beliebe. Das hatte dieser offenbar wörtlich befolgt, denn eine Meldung war Oskar nicht zugegangen.

Nun war er da, war doch gekommen, und die Wette, die man darauf gemacht, daß er unter allen Umständen noch erscheinen werde, ehe die Gesellschaft sich trenne, war gewonnen. Zwölf Flaschen Sekt! Der Verlierer hatte schon Befehl gegeben; man brachte die wohl frappirten Flaschen herein. Alles setzte sich nieder, Oskar v. Reydewik war plötzlich der geehrteste Gast. Alle tranken ihm zu und lobten ihn, daß er gekommen sei, und der Verlierer der Wette brachte eine neue in Vorschlag, daß Oskar jetzt auch der Letzte sein solle, der außer ihm das Lokal verlasse. Alles lachte, Oskar selbst ging ebenso scherzend

unter allerlei Verwahrungen darauf ein, und es dauerte keine halbe Stunde, so stand er, der seit dem frühen Mittag keinen Bissen genossen hatte, ebenso unter der Wirkung des Weines, wie die Anderen.

Der Verlierer der Wette und der Festgeber riefen bald diesen, bald jenen noch in dem Saale Erscheinenden heran, Andere gingen, die Gesellschaft veränderte sich unmerklich dadurch, nicht aber die Unterhaltung und der heitere Ton derselben, und unter dem Erzählen von lustigen Schwänken, und dem Hin und Her des Geplauders und der zu fröhlichstem Gelächter Anlaß gebenden Witze war rasch eine weitere Stunde hingeflogen. Einer der zuletzt Gekommenen war Ulrich v. Tiefenried gewesen, der verstimmt und unwirsch aussah, wie man ihn selten kannte, aber, in einiger Entfernung von Reydewik Platz nehmend, mit sichtlichem Behagen diese Ablenkung von seinem eigenen unangenehmen Gedankengange empfand und bald mit in das lustige Geplänkel einstimmte.

Man begann aufzubrechen, Andere hatten noch keine Lust dazu, unter ihnen Reydewik.

Die Zurückbleibenden rückten näher zusammen, neuer Stoff wurde herbeigebracht, die nun ruhigere Unterhaltung lenkte auf ernstere Bahnen und ehe man sich dessen versah, war man mitten in der Tagespolitik, welche sowohl durch die eben stattgehabte Wiedereröffnung der Kammer, als durch die Erregung, welche aus Frankreich anläßlich des Projektes, den spanischen Thron einem Hohenzollern'schen Prinzen anzubieten, gemeldet wurde, zu lebhaften Debatten Anlaß gab.

Unter den Herren, die noch zusammen geblieben waren, gab es Vertreter aller Parteien. Man debattirte, man erhitzte sich, man begann einander in der Lebhaftigkeit des Meinungsstreites zu überschreien, und trank dazu, lachte, rief: Hört, hört! Es war völlig die bekannte Debattirwuth über die Herren gekommen, und dann hatte plötzlich ein scharfes Wort, Niemand wußte nachher, wer es gesprochen, Oskar v. Reydewik veranlaßt, mit einer an Herausforderung grenzenden Heftigkeit zu erklären, daß nur einsichtslose Verkennung der Thatsachen und Verhältnisse ein solches Urtheil über die Ziele des Grafen Igor fällen könne! Man schaute auf, der Ausfall des noch so jungen, Igor nahestehenden Mannes erregte ein gewisses Aufsehen; man wollte Widerspruch erheben, aber Allen zuvorkommend hatte Baron Ulrich indeß in einem Tone, der zwischen Neckerei und Hohn schwankte, gerufen: „Ihnen hat er wohl seine Ziele anvertraut, junger Zaubrerlehrling?"

Oskar v. Reydewik war aufgefahren, Baron Ulrich lachte jedoch in seiner gewinnenden Weise, er hatte Reydewik eben von jeher gern, und fuhr fort: „Wissen Sie, Oskar, daß er Sie mir weggefangen hat, Ihr großer Graf, das vergebe ich ihm nimmer! Alle Teufel, laß ihn die ganze Welt verbessern, Sie aber konnte er laufen lassen! Zu einem Musterknaben haben Sie schon einmal gar nicht das Zeug, und ich finde es so thöricht, den Menschen in eine ihm ganz fremde Richtung drängen zu wollen!"

Oskar v. Reydewik lachte und ging gutlaunig auf diese Wendung ein, indem er behauptete, er fühle selbst am

besten, wie sehr seine guten Eigenschaften unter Graf Igor's Führung sich entwickelten.

Die vergnügte Stimmung war wieder hergestellt.

Einer der anderen Herren fragte dann nach Einzelheiten betreffs der Art von Reydewik's Arbeiten, und dann war man vollständig dabei angekommen, den Grafen Igor, seinen Charakter, seine sonstigen Eigenschaften, sein ganzes Leben und Thun zu besprechen.

In dem Hin- und Herreden war es Oskar eine große Genugthuung, berichtigend und erklärend sehr Vieles sagen zu können, was seinen Chef in das rechte Licht zu stellen dienen sollte. Man fragte, man interessirte sich. Oskar sah sich nach kurzer Weile mit Stolz als Mittelpunkt des Kreises und merkte gar nicht, daß er bald darauf in einer schönen kleinen Rede, bei der dem Aufgeregten zu Muthe war, als sei er selber für das Parlament geboren, Mancherlei zum Besten gab, was er besser für sich behalten hätte.

Sein begeistertes Lob seines „Wohlthäters", wie er, hingerissen von seinen Empfindungen und der Wirkung des reichlich genossenen Champagners, sich ausgedrückt, erfuhr keinen Widerspruch, um so energischer erhob derselbe sich aber, als der mehr und mehr sich erhitzende Reydewik in dem erhebenden Gefühl, dieses hochgepriesenen Mannes Gunst und Vertrauen zu besitzen, auf dessen Gegner bittere Vorwürfe häufte.

Man gerieth in Eifer; Widerspruch reizte jeden Einzelnen, und jeder Einzelne widersprach nicht nur Anderen, sondern wohl auch sich selbst. Oskar v. Reydewik hielt,

glühend vor Erregung, von Neuem Reden, man war bei den „Zielen" des Grafen Igor glücklich wieder angelangt. Immer leidenschaftlicher wurde die Debatte, in welcher der junge Beamte des Ministeriums sich mit stolz geschwelltem Selbstgefühl des höchsten Vertrauens seines Chefs rühmte und mit feuriger Beredtsamkeit bewies, daß die Ideen desselben, seine Pläne und Entwürfe ein festgeschlossenes, kunstvoll und unzerreißbar gefügtes Gewebe seien, von dem er sich kein Jota rauben lassen könne, daß man weder in des Grafen Igor Gründen, noch in den darauf beruhenden Maßnahmen die klarste Logik vermissen werde, und daß er selber, Oskar v. Reydewik, durch seine tieferen Einblicke in diesen wunderbar hohen und durchdringenden Geist sich zur grenzenlosesten Hingebung an denselben gezwungen fühle.

„Und das," meinte der nun völlig unter der Macht der Geister des Weines stehende Redner, „das rechne ich mir zur Ehre! Ich würde mich schämen, ein Gegner dieses Mannes zu sein, der mir sein innerstes Wesen enthüllt hat — ich —!

Und Sie, Tiefenried," schweifte er auf einmal ab, „Sie sollten sich schämen, daß Sie den Mann nicht anerkennen wollen, der den Augiasstall —"

Alles erschrak, trotz der allgemeinen hochgradigen Weinlaune.

Baron Ulrich war aufgesprungen. Ehe irgend Jemand Einhalt thun konnte, hatte er sein Glas gegen Reydewik geschleudert, an dessen Kopf es dicht vorbeiflog.

„Feile Sklavenseele!" donnerte er.

Ein Schreckensruf war Allen entschlüpft. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war die Scene gekommen.

„Das Wort —! Nehmen Sie das Wort zurück, Baron!" rief Reydewik sofort völlig entnüchtert, todesbleich.

„Zurücknehmen? Weiß ich's nicht, wie er Sie gekauft hat? Denken Sie noch an jenen Abend, da Sie sein Geld verspielten? Und jetzt will dieser Mensch uns hier Reden halten, während er nur beweist, daß sein schöner Graf sich seine Werkzeuge gut zu wählen und zu kaufen versteht!"

Man hatte längst Baron Ulrich Einhalt zu thun gesucht, aber ganz vergebens. Alle seine geheime Aufregung und Unruhe, all' dies tiefe Mißbehagen der letzten Zeit, der marternde Zwiespalt seines Inneren und die Wucht der Selbstvorwürfe, das Alles konzentrirte sich jetzt in der maßlosen Wuth auf Reydewik, der es gewagt, die wundeste Stelle in Ulrich's Seele, die Erinnerung an seinen Vater, mit schonungsloser Hand zu berühren. Schon lange hatte er mit tiefem, stillem Ingrimm Reydewik's enthusiastische Verherrlichung seines „Wohlthäters" angehört. Jener Spielabend, seine Begegnung mit Reydewik, die Erinnerung an dessen Verluste und an das Geld, welches Igor demselben zur Einzahlung auf dem Postamte anvertraut, fiel ihm wieder ein. Er hatte sich gleich damals flüchtig Gedanken über das Alles gemacht, um so mehr, als er noch beim Weggehen von dem Einen der Aufwärter erfahren hatte, Graf Igor sei mit Herrn v. Reydewik zusammen aufgebrochen, nachdem er anscheinend schon länger auf denselben gewartet habe. Das Alles war im Nu jetzt vor seinem Geiste aufgetaucht.

Er glaubte sich zu seiner leidenschaftlichen Entrüstung völlig berechtigt! Aufgeregt durch den Wein, wie alle Anderen, dachte er jetzt — endlich — das geheime Treiben Graf Igor's durchschaut zu haben. Aha! So also gewann dieser schlaue Fuchs sich seine begeisterten Lobredner? Und in diesem Gefühl hatte er seine Wuth und den tiefen bitteren Haß gegen Igor auf dessen „Söldling“, als welchen er Reydewik ansah, übertragend, jene Worte mehr geschrien als gesprochen.

Er bebte vor Wuth. Alles, was verwirrend, beängstigend auf ihm gelegen, all' sein eigenes Verschulden, es schien ihm plötzlich von Igor auszugehen, der wie ein Dämon ihn verfolgte, und den dieser erkaufte Sklave zu loben wagte.

Man hatte sich zwischen die Streitenden geworfen; ein Ausgleich war nicht möglich. Baron Ulrich lachte höhnisch auf, als man vermittelnd auf ihn wirken wollte; die Sache war bald geordnet — Sekundanten hatten sich sofort für beide Streitenden gefunden; nicht der eben grauende Tag, sondern erst der nächste Morgen sollte die Erledigung der Sache sehen.

Es fiel in der ganzen Gesellschaft Niemand ein, Baron Ulrich's gegen Reydewik ausgestoßene Beleidigung wörtlich zu nehmen — man hatte auch kaum Zeit zum Nachdenken oder Fragen — noch weniger beachtete man, daß überall hier und dort in den separaten Kabinets des Lokales noch Leute gesessen hatten, die nun, neugierig und erschreckt lauschend, sich vorsichtig wieder auf ihre Plätze zurückzogen.

Ein allgemeiner Aufbruch war die sofortige und wünschenswertheste Folge des aufregenden Auftrittes; der überreichlich genossene Wein wirkte in Allen, und der Einzige, der, sich mit bleichen Lippen die Begleitung seines Sekundanten verbittend, allein den Heimweg antrat, war Oskar v. Reydewik — ein verlorener Mann! —

Ein tiefer Schlaf war endlich, als die Sonne schon hell durch die Fenster schien, auf seine von Kummer und Verzweiflung ganz verwirrt blickenden Augen herabgesunken.

Was Ulrich v. Tiefenried da gestern in die Welt hinausgeschrien, diese schmähliche Anklage, Oskar v. Reydewik konnte sie nie ganz von sich abwälzen, denn das Eine, das Schlimmste, blieb wahr, er hatte sich in jener unheilvollen Stunde an fremdem Gelde vergriffen.

Und auf diesem Eckstein ruhte diese furchtbare Beschuldigung, daß er von Igor durch Geld erkauft worden sei.

Es war wenigstens ein Vergessen, was für einige Stunden dem Unglücklichen kam! Aber auch das sollte ihm nicht lange vergönnt sein, denn mit dem Schlage neun Uhr weckte ihn ein Bote aus dem Ministerium mit dem Befehl des Grafen Igor, sich in möglichster Eile zu demselben zu verfügen.

Da war das Unglück wieder! Mit dem ersten aufdämmernden Gedanken setzte es sich wieder fest in Oskar's Seele.

Was der Graf nur wollen mochte? Vielleicht hatte er schon von dem Hergange der Nacht gehört? Auch das

schien Oskar v. Reydewik ganz gleichgiltig, er hätte ja doch sofort heute zu ihm gehen, ihm Alles sagen müssen.

Der alte Diener stand noch an der Thüre. Sein sonst so lustiger junger Herr sah heute auffallend bleich und verstört aus.

„Es scheint da was in dem Morgenblatt der ‚Landeszeitung‘ zu stehen,“ setzte er respektvoll erklärend hinzu, er schien plaudern zu wollen.

„Danke, lieber Reinke, danke! Ich werde sofort kommen!“ hatte Oskar, der sonst immer so frohmüthige, den alle Beamten des Ressorts, die höheren wie die unteren, liebten, nur als Antwort gehabt.

Kopfschüttelnd war der alte Reinke gegangen, und seine gestrige Arbeit aus dem geschlossenen Tische nehmend, folgte Oskar ihm so bald wie möglich.

Ihm war geistig und körperlich überaus schlecht zu Muthe.

Bei seinem Eintritt fand er seinen Chef, der immer ein Vorbild der Pünktlichkeit war, schon in voller Arbeit, diktirend und zwischendurch andere Aktenstücke durchlesend.

Sobald Graf Igor seinen Schützling eintreten sah, erhob er sich indeß und gab ihm einen Wink, ihm in sein Privatkabinet zu folgen.

Oskar v. Reydewik war ganz entschlossen, rückhaltlos dem Grafen Alles zu sagen.

Daß ein Duell die Folge des Auftritts sein würde, verstand sich von selbst. Igor würde indeß nicht fragen, und Oskar nichts davon zu sagen brauchen.

Graf Igor sah düster, eisig kalt und fremd aus, und

seine Stimme klang so eigenthümlich dumpf und nervenerregend!

Etwas wie eine schreckliche Ahnung, ohne Gestalt, ohne den geringsten klaren Umriß zog durch Reydewik's Seele. Das Alles dauerte nur Sekunden.

Graf Igor war an seinen Schreibtisch getreten, hatte das Morgenblatt der „Landeszeitung", das Organ seiner erbittertsten Gegner, herabgenommen und dasselbe Oskar gereicht, während er mit dem Finger einen besonderen Artikel darin bezeichnete.

„Können Sie mir dies befriedigend erklären?" klang es kurz und knapp von seinen Lippen.

Oskar hatte das Blatt ergriffen.

„Die Ziele des Grafen Igor," hieß die Ueberschrift des Artikels.

Oskar las, oder vielmehr er versuchte zu lesen, denn die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, und je mehr er in einer bis zum Fieber sich steigernden Aufregung auf dasselbe starrte und dessen Sinn klar zu erfassen suchte, um so furchtbarer und unheilvoller blitzte eine schreckliche Erkenntniß vor ihm auf, um gleich darauf seine Gedanken in tobende Verwirrung zu setzen.

„In der nächsten und vertrauten Umgebung des Grafen Igor redet man schon mit rückhaltlosester Offenheit von dessen, unsere Verfassung gefährdenden Zukunftsplänen," begann jener Artikel, und entwickelte dann mit klaren, knappen Zügen diese angeblichen Pläne, indem man daran eine Kritik derselben knüpfte, wie sie Graf Igor noch niemals böswilliger gegen sich gerichtet gesehen.

Das Schlimmste an dem mit großem Geschick verfaßten Artikel war, daß er in Betreff der auswärtigen Politik neben einer Menge unrichtiger oder übertriebener Details doch in seinen Hauptzügen die volle Wahrheit enthielt, wie sie Oskar v. Reydewik bei seiner gestrigen Arbeit sich selbst aus derselben heraus entwickelt hatte, deren öffentliche Besprechung dem Grafen Igor aber zur Zeit noch durchaus nicht angezeigt erscheinen konnte und ihm — wider seinen Willen zu früh erfolgend — nur ein Heer von unnützen Weiterungen und Hemmnissen hervorrufen mußte.

Im Wesentlichen gab der Artikel einen gedrängten Abriß der Arbeit Oskar's, derselben, welche er eben jetzt in seines Chefs Hände zu legen hatte, und mit deren Uebertragung dieser ihm einen ehrenden Beweis des Vertrauens auf seine Tüchtigkeit und selbstverständliche Diskretion gegeben.

Das verhängnißvolle Blatt entsank Oskar's Händen. Was er gestern Abend geredet, wußte er nur unklar, daß aber kein Anderer als er dies Alles in seinem trunkenen Eifer ausgeplaudert, verrathen hatte, indem er seiner Bewunderung von Igor's Geiste Ausdruck gab, das war gewiß!

Todesbleich, vernichtet stand er vor dem Manne, der ihm heute mehr als je groß und verehrungswürdig erschien. Und er? Leichtsinn, Unzuverlässigkeit, Haltlosigkeit, das war *sein* Charakterbild!

„Sie haben die Veranlassung zu diesem Artikel gegeben?“ fragte streng Graf Igor.

„Ja, Herr Graf! Ich war — wir hatten getrunken —“ zitterte es von Reydewik's Lippen.

Eine Handbewegung Igor's gebot ihm Schweigen. O, diese eine Bewegung! Was lag in ihr!

„Sie sind von dieser Stunde an Ihres Postens enthoben. Ihre Arbeiten haben Sie dem sofort zu ernennenden Nachfolger im Amt zu übertragen!" sagte Graf Igor dann kalt.

Und wieder ein Zeichen mit der Hand — und Oskar v. Reydewik war entlassen. —

Nach seinem Empfinden hätte er auf die Kniee niederstürzen mögen und Igor's Verzeihung erflehen — aber zum zweiten Male? Er hatte das Anrecht darauf verloren.

Graf Igor hatte sich abgewendet, und er schaute auch nicht um, als die Thüre sich öffnete und hinter Reydewik wieder schloß. Hart und kalt blickten seine Augen auf das Straßengetriebe draußen — er sah nichts davon, Niemand hätte von diesem Manne geglaubt, daß sein Herz in bitterem Schmerz zucke.

Er hatte den leichtlebigen, frischen Jungen lieb gehabt und ihn zu einem Manne erziehen wollen, der in ruhigem Selbstbewußtsein sich über die Irrthümer seiner Jugend aus eigener Kraft zu erheben weiß; nun war das vorbei. Unzuverlässigkeit im Dienst, das war eine Klippe, an der Graf Igor's Rechts- und Pflichtgefühl nicht vorüber konnte.

22.

In seiner namenlosen Bestürzung hatte Oskar v. Reydewik kein Wort von Ulrich Tiefenried's Anklagen gegen ihn vorgebracht. Es fiel ihm dies erst ein, als er schon wieder seine Wohnung betrat.

Zwei Herren erwarteten ihn, sagte ihm sein Hauswirth. Erst jetzt dachte er wieder an das Duell, und wie ein heller Gedanke, eine fieberhafte Freude blitzte es in ihm auf.

Es waren in der That die Sekundanten. Sie brachten eine sehr überraschende Nachricht.

Baron Ulrich v. Tiefenried, der gefürchtetste Pistolenschütze weit und breit, erklärte sich bereit, sein Unrecht einzugestehen und Herrn v. Reydewik wegen seiner unberechtigten und unangemessenen Reden um Verzeihung zu bitten, falls dieser seinerseits jenen von ihm gethanen provocirenden Ausdruck, der sich auf Ulrich's Vater bezogen hatte, zurücknehmen wolle.

Das war von dem Baron Tiefenried kaum zu glauben; er hatte sogar, so berichteten die beiden Sekundanten, hinzugefügt, die Scene sei ihm herzlich leid, er habe immer Sympathien für Herrn v. Reydewik gehabt, und hoffe, dieser werde sich zufriedengestellt erklären.

Das Benehmen Tiefenried's, dessen oft bewiesenen persönlichen Muth zu bezweifeln Niemand in den Sinn kommen konnte, war so chevaleresk wie möglich, um so befremdender mußte es auf die beiden Sekundanten wirken, als Oskar v. Reydewik ihnen kurz und entschieden erwiederte, er weise die Erklärungen des Barons v. Tiefenried zurück und bestehe auf dem Duell.

Jeden weiteren Versuch, ihn zu einer anderen Ansicht zu bestimmen, lehnte er scharf und ungeduldig ab; sein verstörtes Aussehen kontrastirte sonderbar mit der Energie, mit welcher er auf die Bedingungen für den Zweikampf be-

stand, die allerdings bewiesen, daß es ihm blutiger Ernst mit demselben sei.

Verstimmt, unzufrieden mit Reydewik und sich selbst, waren die Herren endlich fortgegangen.

Als Ort des Zweikampfes wurde ein mehrere Stunden entferntes Gebirgsdorf, inmitten großer Waldungen, angegeben. Es lag der Grenze nahe, und man hatte hier eine Störung wohl nicht zu befürchten.

Oskar v. Reydewik blieb allein.

Nach mehreren Stunden kam ein Billet von Ilona an ihn. Sie und die Mutter waren für zwei Tage nach der alten Heimath hinaus gefahren; es gab dort einige Anordnungen zu treffen, das Wetter lockte und Doktor Feldner hatte den Damen die Tour vorgeschlagen, er würde in eigenen Geschäften die Damen begleiten.

Arme Ilona! Sie haschte nach Zerstreuung, um nur nicht zum Nachdenken und zum Weinen zu kommen.

„Es ist gut so!“ murmelte Oskar, und ein Zucken flog über sein blasses Gesicht.

— — — — — — — — — — — —

„Man hätte sich nicht ehrenhafter und gemäßigter benehmen können, Herr Baron, wie Sie es in diesem vorliegenden Falle gethan, ich bitte Sie, sich zu beruhigen und mich nach Ihrer Schulter sehen zu lassen,“ sagte der Arzt und zwang Ulrich v. Tiefenried, sich von den Knieen zu erheben und Oskar v. Reydewik's Leiche den anderen schreckensbleichen Zeugen der eben erlebten Scene zu überlassen.

„Ich fasse es noch immer nicht!“ murmelte dumpf der

sonst so sichere und an Duellaffairen gewöhnte Ulrich. „Wie war es nur möglich, daß Niemand es früh genug sah und den Unglücklichen hinderte?“

„Er hat eben sterben wollen, Baron, oder, wer weiß es, vielleicht sterben müssen!“ erwiederte leise und ernst der noch junge Arzt, und nun sprachen sie neben der noch warmen Leiche beklommen und hastig, erschüttert wie kaum jemals bei einem unglücklichen Duellausgange, von der „That“ des jungen Mannes.

Er war so ruhig gewesen, erzählte sein Sekundant, so ruhig, als ginge es auf eine Spazierfahrt, statt in den Tod; ernst und still hatte er dagesessen während der Fahrt, und als die Nebel sich gesenkt hatten und das weite Thal so schön und sonnig dalag — sie waren schon hoch im Gebirge und hatten herrliche Ausblicke — da hatte er einmal geseufzt und war mit der Hand über das Gesicht gefahren.

Aber das war nur ein Moment gewesen, gleich darauf hatte er wieder ganz gelassen ausgesehen.

Je näher sie dann ihrem Bestimmungsort kamen, je mehr spannten sich Reydewik's Züge, er sah zuletzt finster und entschlossen aus, wie Jemand, der sein Leben an seine Rache setzt, hatte sein Begleiter gedacht.

Ohne viel Worte waren dann endlich die Kämpfer sich gegenüber getreten, nachdem Reydewik einen letzten Versöhnungsversuch schroff wie gestern zurückgewiesen.

Sie schossen gleichzeitig.

Baron Ulrich's Kugel ging hoch über Reydewik's Haupte hin; die Oskar's aber pfiff dicht an dem Kopfe des Barons vorbei.

„Ich bitte den Herrn Baron, seine Geschicklichkeit besser zu bewähren," hatte höhnisch und scharf Reydewik gesagt, als man ihn fragte, ob er zufriedengestellt sei.

Also noch einmal!

Reydewik's Kugel streifte Baron Ulrich's linke Schulter, die des Letzteren ging abermals über Oskar's Kopfe weg.

„Nur eine Schramme, beruhigen Sie sich, meine Herren!" hatte Baron Ulrich gerufen.

Man sprang hinzu; man war ganz betreten, daß Reydewik, todesblaß, mit zusammengebissenen Zähnen einen dritten Gang verlangte.

Selbst Ulrich v. Tiefenried, der mit aller nur ihm zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit Reydewik ein Einlenken leicht gemacht hatte, warf diesem unversöhnlichen Gegner jetzt einen finsteren Blick zu.

Diesmal schoß er wohl nicht vorbei, das war ersichtlich.

Man hatte sich zum dritten Male aufgestellt.

Das Kommando und ein Schuß ertönten so gleichzeitig, daß man das Erstere über den Knall kaum vernahm, gleich darauf — ein Moment war nur dazwischen — fiel Baron Ulrich's Schuß, aber schon ehe das geschah, hatte man Reydewik taumeln sehen, bei Ulrich's Schuß stürzte er vornüber auf das Gras.

„Er hat auf sich selbst geschossen! — Er hat —! — Ja, ich sah es auch! — Ist er todt? — Sagen Sie doch nur— !" Das waren erschrockene, abgerissene Ausrufe, unter welchen die Herren zuspringend und Oskar's Körper auf-

zurichten bemüht, sich in einem wahren Entsetzen den jähen Eindruck mittheilten, ohne recht zu wissen, wie fassungslos sie Alle sich zeigten.

Der Arzt hatte, an einem Baum lehnend, mit Unbehagen und Sorge auf die Mordsucht Reydewik's geblickt; da sah er, wie dieser, die Augen gespannt auf den das Kommando gebenden Sekundanten gerichtet, seine mit dem Pistol bewaffnete Hand auf das eigene Herz wandte, wie im gleichen Augenblick der Schuß und das Signal dazu fielen, und Oskar dann zu Boden stürzte, ehe der Doktor nur hatte eine Bewegung machen können, um dazwischen zu springen.

Ulrich v. Tiefenried indeß war keineswegs so sicher, daß es nicht seine Kugel gewesen sei, die Reydewik tödtete.

„Ich hatte diesmal gut gezielt!“ sagte er zweifelnd, und man sah ihm seine Bewegung an.

Sie untersuchten.

Seltsam, man fand die leichte Spur einer Kugel an dem Rockkragen Reydewik's, am Halse desselben. Es gab nur die eine Erklärung dafür, wie dieselbe diese Stelle streifen konnte, indem man — und mit Recht — annahm, daß die Kugel Ulrich's den zur Erde Stürzenden hier noch traf, nachdem er selbst sich bereits den Tod gegeben.

Ohne Zucken, ohne Laut war er sofort todt gewesen, auch wohl ohne Schmerz, denn der Ausdruck der Züge war ein ruhiger.

Das traurige Geschäft war beendet. —

Die Leiche des einzigen Sohnes seiner nichts ahnenden

Mutter zu bringen, war eine peinvolle Aufgabe, der man sich gleichwohl nicht entziehen konnte.

Als der Körper in den einen Wagen gelegt worden, und die Herren sich bereit machten, in dem anderen aufzubrechen, trat Baron Ulrich zu dem Arzte und nahm ihn bei Seite.

„Ich brauche Einsamkeit, Herr Doktor, Sie werden das begreiflich finden.“

Der Arzt stimmte zu, erwartungsvoll, was kommen werde.

„Sie würden mich außerordentlich zu Dank verpflichten, Herr Doktor, wenn Sie mir einen Dienst leisten wollten,“ fuhr Baron Ulrich fort, „einen Dienst, den ich für einen Akt der Freundschaft ansehen werde —“ Er stockte. Er überlegte und kämpfte mit sich.

„Befehlen Sie über mich, Herr Baron, ich werde Ihr Vertrauen zu rechtfertigen suchen!“ ermuthigte der Arzt.

Ulrich v. Tiefenried raffte sich auf.

„Ich möchte eine Woche etwa mir allein überlassen bleiben, es ist in mir Manches, was der Klärung bedarf,“ er zauderte sichtlich noch immer.

„Die Sache ist die, mein Herr Doktor,“ fuhr er dann fort, „daß ich einer Dame, welche — welche ich sehr verehre und — sehr hoch stelle, Nachricht geben möchte, daß sie sich meinetwegen keine Sorgen zu machen braucht. Ich kann nicht sagen, wo ich sein werde, vielleicht gehe ich in's Gebirge; sie soll sich nicht beunruhigen. Ihr zu schreiben ist mir in diesem Augenblick unmöglich, sie wird

ohnedies die näheren Umstände dieses heutigen Drama's besser durch Sie erfahren!"

„Ich verstehe, Herr Baron, ich bin bereit, die Dame aufzusuchen," sagte der Arzt ernst.

Baron Ulrich athmete erleichtert auf.

„Ich bin Ihnen dankbarer, als ich sagen kann! Gehen Sie zu ihr nach der Villa hinauf, erzählen Sie ihr — ihr selbst, was heute vorging, und sagen Sie ihr, sie möge mich ruhig zurückerwarten."

„Zunächst werden wir die Pflicht gegen den Todten und seine Mutter zu erfüllen haben!" warf der Doktor noch ein.

„Das ist richtig, thun Sie Alles, was Ihnen gut erscheint, so schnell wird man mich in der Villa nicht vermissen."

Der Doktor verbeugte sich. Er hatte sich loyal bereit erklärt, Ulrich zu Dienst zu sein. Der Auftrag behagte ihm sichtlich nicht sehr, aber er konnte denselben nicht mehr zurückweisen.

Ulrich v. Tiefenried sah es.

Es kostete ihn ein Wort, eine so einfache Erklärung, er durfte nur sagen, „sie ist meine Frau", so war Alles gut. Uebermächtig drängte es ihn heute, diesem ernsten Manne gegenüber das Wort auszusprechen, er mußte es ja doch vielleicht bald. Igor, der Alles wußte — die Aktenstücke, die auf seinem Tische mit sammt dem Brief an Dora lagen, Dora's flehendes, bleiches Gesicht, Alles stand ihm zugleich vor der Seele — aber nein, er mußte erst in Ruhe überlegen, er konnte nicht jetzt sprechen! Die Jahre lange Täuschung aller seiner Bekannten drückte

ihn augenblicklich mehr, als das Unrecht, welches er seinem Weibe gethan, er fühlte sich rings von Schlingen, die er selbst sich gelegt, umstellt und unrettbar gefangen; aber: „Ueberlegen — überlegen, gebt mir doch nur Zeit, nachzudenken!“ schrie es in ihm auf in wilder Ungeduld.

Der Arzt hatte sich schon abgewendet, er packte seine Sachen zusammen.

Ulrich v. Tiefenried schwieg. Der tiefe Mißklang, der sein Leben zur Pein machte, war ihm wieder vollbewußt; das bessere Element, das in ihm, Reydewik gegenüber, zur Geltung gelangt war, wurde von Neuem zurückgedrängt. Und doch hatte er sich gestern in der ehrlichen Absicht, Alles zu thun, um sich mit Reydewik auszugleichen, in dem aufrichtigen Hoffen, daß trotz der entschiedenen Ablehnung desselben noch vor dem Duell eine Versöhnung möglich sein werde, wohler und glücklicher gefühlt, als seit vielen Tagen.

Derselbe Mann, der die schutzlose Frau — seine eigene Frau — rechtlos und ehrlos erschienen ließ, wo sie es doch nicht war, einzig um seines Hochmuths willen, derselbe Mann hatte, sobald die Erregung des Moments verflogen war, mit Reue und Beschämung und sogar mit unruhiger Sorge an die Folgen gedacht, welche seine Beleidigungen für Reydewik haben konnten.

Er hatte noch nie etwas so bereut, wie diese Scene. Ging man der Sache auf den Grund, so kamen für den unglücklichen Reydewik, den er als einen liebenswürdigen Burschen und guten Gesellschafter immer gern gehabt, Dinge heraus, die seine ganze Zukunft zerstören mußten.

Und diese Dinge hatte außer ihm kein Mensch gewußt, als „vielleicht“ Igor; „vielleicht“ nur, denn konnte nicht auch Reydewik das verspielte Geld aus eigenen Mitteln sofort ersetzt haben? Derselbe hatte Igor zwar seinen „Wohlthäter“ genannt, und dies unglückliche Wort, diktirt von einem warmen dankerfüllten Herzen, hatte eben in Ulrich's verbittertem Gemüth jene Gedanken erst wachgerufen.

Alles dies hatte er sich mit der ernstlichsten Reue seines Lebens gesagt, sich aber auch zugleich damit beruhigt, daß er, der seine sicher zielende Hand so oft bewiesen, ohne jede Furcht vor Mißdeutung einlenken könne und werde.

Nun war Alles ganz anders gekommen. Es war offenbar, der arme Junge wollte sterben. Warum? Warum nur? Ulrich sah die Nothwendigkeit dazu nach seinem eigenen Vorgehen nicht ein, von dem Zeitungsartikel wußte er bis jetzt nichts.

Die Herren traten, bevor sie abfuhren, noch einmal zu ihm.

Wenn man Ulrich vor Gericht zu ziehen dachte?

„So bitte ich Sie, mir Urlaub zu besorgen; sagen Sie, daß ich mich nach einer Woche selber stellen werde. Sagen Sie meinetwegen, ich sei krank, oder was Sie sonst wollen, ich muß Ruhe haben und will sie haben.“

Da war die Gereiztheit und Herbigkeit wieder, die jetzt oft die früher allgemein bewunderte Liebenswürdigkeit des „schönen Tiefenried“ verdunkelte. Er hatte sich auch im Aeußeren verändert, bedenklich verändert; es fiel den Herren auf und sie redeten auf dem Heimwege darüber.

Das war nicht mehr der flotte, siegessichere Cavalier, der verwöhnte Liebling der Damen, das war ein Mann, der, aus dem gewohnten Geleise gekommen, ungeduldig und unruhig sich überall gehemmt sieht.

„Eigene Schuld!" sagte, als die Herren davonfuhren, der Doktor auf eine dahin zielende Bemerkung.

Die Anderen stimmten schweigend zu. Sie waren Alle niedergedrückt und dachten mit Pein an die ihrer wartende Scene bei Reydewik's Mutter.

Ganz erleichtert athmeten sie auf, als sie hörten, die Damen seien gestern auf's Land gefahren und kämen erst heute Abend zurück. Nun konnten sie die Freunde derselben herbeicitiren lassen, ihre Verpflichtung wenigstens theilweise auf andere Schultern legen.

Durch die Hauswirthin erfuhren sie, daß Graf Igor der Freund des Hauses gewesen; Schleuderer, dessen Vertreter Doktor Feldner, der Begleiter der Damen, war, wurde ebenfalls herbeigerufen; statt des alten Herrn, der sich nicht wohl fühlte, erschien dann aber Tante Juliane, und mit ihr war in Allem leicht fertig zu werden. Praktisch in jeder Lebenslage, entschlossen, und bei aller Energie doch eine durchaus weiche, warm fühlende Frauennatur, fand sie sich in dem ihr sonst beinahe noch ganz fremden Hause schnell zurecht und ordnete mit zartem Sinn und vielen Thränen des Mitleids mit dem „jungen Blut" und der armen Mutter Alles, was so schwer sonst auf die Trauernden fällt.

Der arme Oskar! Er lag so friedvoll aussehend unter den vielen Blumen, die seine Mutter und Schwester, ohne

Ahnung an die traurige Bestimmung derselben, mit Liebe gepflegt, als ob ihm recht wohl und ein süßer Schlaf, nicht der Tod es sei, der ihm die Augen geschlossen.

Graf Igor war schwer erschüttert, als er später erschien. „Ich kann den Damen kein Tröster sein!“ sagte er zu Juliane und vertraute ihr, die ihm sofort Sympathie abgewann, den wahren Sachverhalt, so weit er es für unerläßlich hielt.

Das war eine schwere, schmerzliche Geschichte!

„Sehen Sie zu, verehrtes Fräulein, was Sie der beklagenswerthen Mutter sagen, was Sie verschweigen können. Ich bin ungeschickt in solchen Dingen und glaube, eine Frau darf — um der Liebe willen! — schon einmal Manches ungesagt lassen, wo der Mann es nicht kann. Sagen Sie, was Ihr Herz Ihnen eingibt, und stehen Sie den armen Damen bei!“

Fräulein Juliane hatte sich nie so hochgeehrt gefühlt, als heute durch die achtungsvolle Anerkennung und das Vertrauen des berühmten Grafen Igor. Hätte er ihr befohlen, für ihn durch Feuer und Wasser zu gehen, sie hätte es mit eigener Genugthuung gethan.

Er sah ihren ernsten Eifer und schied.

Ach, er hatte wohl recht, daß er sagte, er sei außer Stande zu trösten, er bedurfte selbst des Trostes. Und noch ein Anderes hatte er gegen sie nicht berühren wollen, Dora's Angelegenheit. Er fühlte, daß es besser sei, Juliane werde heute nicht abgezogen von der Pflicht, die sie so muthig auf sich genommen hatte.

23.

Es war am Morgen dieses selben Tages.

Rosanna saß mit Sidonie Trachsburg plaudernd und kleine Handarbeit machend in der neuen Laube, welche sich, Dank der Sorgfalt des Gärtners, schon dicht bezogen hatte, und nicht nur einen angenehmen schattigen und kühlen Aufenthalt bot, sondern auch einen schönen Blick auf die sich immer freundlicher gestaltende nächste Umgebung des Schlosses und die nahen Berge gewährte.

„Ich habe das Landleben früher stets verabscheut, bei Dir finde ich es entzückend, und weißt Du, Rosanna, es scheint mir, als könnte es nichts Schöneres und Wünschenswertheres geben, als Dein Loos jetzt!" plauderte in ihrer oft so kindisch und gedankenlos klingenden Weise die junge Gräfin auf Rosanna ein. „Wie herrlich ist es für Dich, so ganz allein zu befehlen! Alle staunen Dich an ob Deiner immensen Intelligenz, kein Herr Gemahl steht, Alles besser wissend, neben Dir, und Du wandelst einher ohne Rivalin und ohne Konkurrenz, wie Frau Sonne am blauen Himmel."

„Und doch konnte es, wie man sagt, Frau Sonne in ihrer einsamen Herrlichkeit nicht aushalten und nahm sich den Mond zum Manne —"

„Ja, und nun gehen sie doch jedes ihre eigene Bahn, das ist am Himmel gerade so wie auf der Erde," seufzte mit lächelndem Gesicht die Comtesse.

Auch Rosanna lachte. Sie sah wieder heiter und glücklich aus, und machte auch kein Hehl aus der froheren Stimmung, die ihr seit jenem Tage gekommen war, da

sie Igor wieder gesehen und er sie von der Fortdauer seiner Liebe überzeugt hatte.

Von allerlei gemeinsamen Interessen plaudernd, erwarteten die jungen Damen Frau v. Hillberg's Erscheinen, die immer erst sehr spät sich erhob und es liebte, die ersten Morgenstunden dann allein zu bleiben.

Onkel Walter war spazieren gegangen. Er fahndete jetzt auf alte Volkssagen, machte sich Stunden lang mit dem Gesinde und den Arbeitern zu thun und hielt dieselben von ihren Beschäftigungen ab, lief in die Häuser der Bauern, stieg auf die Berge, besuchte die Förster und Köhler, und fühlte sich sehr beglückt, Analogien zwischen den hiesigen und den Sagen fremder Nationen nachzuweisen. Eine Arbeit, welche er über diesen Gegenstand unter der Feder hatte und welche die lebhafte Theilnahme der Fachgenossen fand, nahm ihn so in Anspruch, daß er bei den täglichen Zusammenkünften wieder wie früher auf ganze Stunden in absolutes Schweigen versank, und unter Scherz und Lachen ermahnt werden mußte, nicht ganz „Geist" zu werden, sondern dem Körper auch sein Recht zu gönnen.

Das Geplauder der beiden jungen Damen war immer lebhafter geworden, Sidoniens gute Laune riß sie zu den übermüthigsten Scherzen hin, und Rosanna blickte mit stiller Lust in das belebte jugendfrische Gesicht derselben. Ihr großer Wunsch, daß Ulrich sich zu einem geordneten und ehrenhaften Leben „heim" finden möge, schien ihr mehr wie je der Verwirklichung nahe.

Er kam sicher im Laufe der nächsten Tage und sagte

ihr, seiner Schwester, daß er nun frei und der beschämenden Fessel ledig sei.

Dann, so plante sie, mußte freilich noch mindestens ein Jahr vergehen, ein Jahr war der geringste Zeitraum, um Ulrich's Herz erst zu entsühnen und es der lieben Sidonie, welche trotz ihres Uebermuthes und ihrer Weltlichkeit wie ein Engel an dem wilden Menschen handelte, würdig zu machen. Aber nach Ablauf dieses Jahres, dann konnte man, am besten wohl auf einer Reise, die Beiden, die einander vielleicht mit dem Herzen schon angehörten, sich wiederfinden lassen; eine schnelle Heirath brachte der Gesellschaft das fait accompli, und — Sidonie hatte Recht — wie viele Männer gab es in diesen Kreisen, die nicht Ursache hatten, nachsichtig zu urtheilen?

Rosanna hatte keine Freude an Sidoniens Welterfahrung; aber sie begriff, wie jene in dem Verlangen, den heiß geliebten Mann zu entschuldigen, mit verdoppelter Schärfe die Anderen beobachtet und beurtheilt hatte.

Und neben dieser Erwägung fluthete dann wie ein goldener Sonnenstrahl der Gedanke durch ihr Herz, daß sie Igor nichts zu verzeihen, daß sie ihn nur zu verehren und in Demuth zu ihm aufzusehen habe.

„Was schaust Du denn so in Verklärung vor Dich hin, Dame Rosanna?“ unterbrach Sidonie ihren Gedankengang.

„Ich hatte eine wundervolle Vision!“ lachte diese und küßte ihre junge Freundin.

Dann sah sie aber nach der Uhr. „Es wird hohe Zeit, Sidonie, wenn Du Deine Besuche bei den Prinzessinnen machen willst!“ mahnte sie.

„Fahre mit mir, Rosanna!" bat diese und wiederholte nur einen schon mehrfach ausgesprochenen Wunsch.

Rosanna wehrte sich dagegen. „Laß mich, Kind. Ich war noch nie wieder in der Stadt, ich scheue mich so sehr davor."

„Aber einmal mußt Du doch wieder hin! Ulrich bat auch so darum! Weißt Du was? Ueberrasche ihn! Setze mich vor dem Palais ab, fahre zu ihm und hole mich dann wieder, Du wirst sehen, er dankt Dir diese Liebenswürdigkeit, und den Hoheiten werde ich sagen, Du —! Nun, laß nur, ich werde in schönen Worten das Schönste von Dir sagen, meine Rosanna!" Sidonie bat und flehte wie ein kleines eigensinniges Kind. „Du hast jetzt wieder so viel Einfluß auf Deinen Bruder, laß das Eisen nicht kalt werden; er fühlt sich so wohl, wenn er Deine Liebe empfindet!" bat sie zuletzt mit leisem Erröthen noch einmal.

Der Grund bestimmte Rosanna sogleich. Auch ein anderer, heimlicher fiel in's Gewicht; sie konnte vielleicht Igor zufällig sehen! Daß er nicht gekommen war, dankte sie ihm. Die zerrissenen Fäden zwischen ihnen mußten sehr leise, sehr schonend wieder angeknüpft werden, wenn etwas Gutes daraus kommen sollte.

Auch zu Schleuderer wollte sie fahren, oder vielmehr ihn bitten lassen, zu ihr in das Palais Tiefenried zu kommen. Dasselbe stand seit Rosanna's Erkrankung völlig leer. Es schwebten Unterhandlungen über den Verkauf des Gebäudes und des daranstoßenden Gartens, die reichen Sammlungen des Ministers sollten zum großen Theil an

das Museum der Residenz übergehen. Rosanna's Anwesenheit behufs Entscheidung verschiedener zweifelhafter Punkte war längst von ihren Mandataren gewünscht worden, sie aber hatte immer gezögert und sich vor dem nothwendigen Wiedersehen der Räume gescheut, an welche sich so wenig glückliche und so viel peinliche Erinnerungen für sie knüpften.

Sie wollte also Sidoniens Rath folgen. Je länger sie ängstlich vor dem so nothwendigen Schritte, diesen Erinnerungen endlich Trotz zu bieten, bangte, um so schwerer wurde es ihr.

Die gemeinsame Fahrt wurde beschlossen, und Rosanna hatte eben ihre Toilette beendet, als ein Wagen vorfuhr. Das war ungelegen, wer mochte es sein?

Ein flüchtiger Blick aus dem Fenster belehrte Rosanna, daß die hastig demselben entsteigende Dame in tiefer Trauer dieselbe war, welche ihr einst die Warnung betreffs jener Meilhuber'schen Papiere gebracht hatte.

Ihr Herz stockte, es sauste ihr vor den Ohren.

Das war jene Unselige — jene Dora!

Einen Moment wurde ihr, als breche unter dem Sausen und Brausen in ihrem Kopf und unter dem Flammen von tausend Sternen der Himmel über ihr zusammen. Sie konnte weder denken noch sprechen, meinte sie, und doch mußte sie handeln, um Sidonie Schreckliches zu ersparen!

Dieser Gedanke gab Rosanna eine ihr später selbst unbegreifliche Ruhe und Selbstbeherrschung, welche mehr ein Produkt der höchsten Erregung, als des klaren Bewußt-

seins, mehr Instinkt, als freie Aeußerung der Seelenthätigkeit war.

Sidonie kam eben singend und hüpfend die Treppe wieder herabgelaufen. „Du wartest wohl schon?“ rief sie bereits von Weitem. Sie sah, wie Rosanna eine Thüre im Erdgeschoß öffnete, eine Art Wartezimmer für solche Besucher, welche nicht in den Kreis ihrer Bekannten gehörten.

„Ich bin sogleich zu Ihrer Verfügung, Madame!“ hörte sie Rosanna sagen, und dann sah sie noch, wie eine in tiefe Trauer gekleidete Frau hinter jener Thüre verschwand.

„Wie Du aussiehst! Wer ist denn da gekommen?“ fragte Sidonie betroffen.

„Ich —? Ich ärgere mich. Du mußt allein fahren!“ sagte Rosanna stockend, sie wußte kaum, was sie that.

„Wer ist denn da? Wie unangenehm! Ich bleibe lieber, bis sie wieder wegfährt!“ rief leise Sidonie.

„Nein, nein, Du mußt fahren! Du thust mir einen Gefallen damit —! Weißt Du, die dort — ist — sie ist eine Bittstellerin! Fahre, liebe Sidi! fahre, ich bitte Dich!“

„Ah! Eine Dame? Eine verschämte Arme? O Du Gute, Edle, was entdecke ich da!“

„Nein, nein —! Aber bitte, Sidi, ich bitte, fahre —“ stieß Rosanna heraus.

Comtesse Sidonie sah sie ganz erstaunt an. „Du nimmst sehr Theil an ihr? Nun wohl, ich bin zwar eigentlich neugierig, aber ich gehe! Adieu, Du liebe Charitas!“ sagte sie dann zartfühlend.

„Adieu! Adieu! Komm, ich muß Dich in dem Wagen sehen!“

Rosanna hatte sich, sobald sie wußte, daß es ihr gelingen werde, Sidonie zu entfernen, schnell gefaßt. Neben dieser Sorge fühlte sie nur Eins, einen heißen, nie gekannten Zorn auf dieses Weib, welches es zum zweiten Male wagte, ihr zu nahen, welches also, nachdem sie geglaubt, endlich ihren Bruder befreit zu sehen, zurückkam, um sie Alle auf's Neue in Verwirrung und Elend zu stürzen!

Gottlob! Da fuhr der Wagen mit Sidonie schon über die Schloßbrücke, nun war er in der Lindenallee.

Sie sah es nicht mehr, daß ein Reiter am Ende derselben dem Wagen begegnete, ein Reiter, der im raschesten Trabe dem Schlosse zu strebte.

Sidonie aber erkannte ihn trotz der Flüchtigkeit des Sehens, erstaunte sehr und lächelte dann schelmisch in sich hinein.

Unterdeß war Baronesse Rosanna in jenes Zimmer getreten, welches schon seiner Ausstattung nach verrieth, daß es sonst nicht zum Empfang von Damen diente.

Sie trug den Kopf so hoch, es war so jede Milde und Güte aus ihren Mienen verschwunden, daß sie der wahren Rosanna auch nicht in einem Zuge glich.

In der Mitte des Zimmers sah sie die Trauernde von ihrem unruhigen Gange durch dasselbe bei ihrem Eintritt stillstehen und sich ihr hastig zuwenden.

„Baronesse! Können Sie mir sagen, wo Baron Ulrich ist? Wohin er sich geflüchtet hat?“ rief sie mit

großer Angst in ihren Mienen, blaß und verweint aussehend.

„Ich möchte wissen, mit welchem Rechte Sie das fragen, Madame?" sagte Rosanna so kalt, daß jedes Wort ein Bleigewicht zu haben schien. Sie war entschlossen, ein Ende mit „dieser Person" zu machen.

Die Andere schaute sie einen Moment ganz verwirrt an. Dann rief sie, während neue Thränen aus ihren Augen stürzten: „O, lassen Sie doch das, Baronesse, sagen Sie mir, wohin er sich gewendet! Er hat mir nichts gesagt, unsere Diener brachten mir die Schreckenskunde, und in seiner Stadtwohnung wußte man ebensowenig von ihm!"

Rosanna begriff die Frau nicht. Also Ulrich war fort? Ah, er hatte erfahren, daß sie zurückgekehrt war, jetzt floh er vor ihr! Das war nicht gerade ein Beweis von Muth, aber davon, daß er es ernstlich mit dem Bruch mit ihr meinte.

„Wenn Baron Ulrich wünscht, daß sein Aufenthaltsort unbekannt bleibe, so würden Sie am wenigsten von mir etwas davon erfahren, Madame; ich möchte Ihnen indeß in Ihrem eigenen Interesse rathen, sich in das Unabänderliche zu fügen. Wenn ich meinen Bruder recht beurtheile, so glaube ich, daß er eben so sehr den Wunsch hat, seine Beziehungen zu Ihnen abzubrechen, als ich, daß es ihm gelinge, und daß der Frieden uns Allen endlich wiederkehre."

Die vornehme, stolze Baronesse Rosanna in ihrer Reinheit und Würde hatte sehr gelassen und ruhig gesprochen, wie man eben zu einer untergeordneten Person redet.

Ihr Gegenüber sah sie dabei mit seltsamen, erstarrenden Mienen und Augen an, es war ihr, als sehe dies bleiche Weib in ihr eine Medusa, und eine versteinernde Wirkung gehe von ihr auf Dora aus.

Die Blässe der jungen Frau wurde eine fast bläuliche. Sie regte die Lippen, sie wollte sie unterbrechen, aber sei es, daß sie keinen Ton fand, sei es, daß Rosanna's kalte, tönende Worte von ihr gehört sein wollten, gehört um jeden Preis, wie man etwas Schreckliches, Unglaubliches doch hören will, sie bog sich mit immer größeren, immer entsetzter blickenden Augen weit vor und nahm die Worte fast von Rosanna's Lippen.

Das Bild dieses hilflosen, fast wahnsinnigen Schreckens rührte nun doch Rosanna's Herz wieder. Sie sah, wie ihre Worte die Unglückliche zerschmetterten.

So fuhr sie milder fort: „Verfolgen Sie meinen Bruder nicht weiter, Madame, mit einer Liebe, die ihm werthlos geworden, weil er sie nicht mit der Hochachtung vereinen kann, welche allein die dauerhafte Grundlage der Liebe ist! Sie sind zwischen ihn und sein wahres Glück getreten, als sie ihm folgten in eine Existenz, die — um die ich Sie bedauere! Treten Sie nicht zum zweiten Mal dazwischen, wo sich ihm das Glück und die treue, reine Liebe eines edlen Mädchens bietet. Ich weiß, Madame, daß es hart klingt, was ich Ihnen sage, aber fragen Sie sich selbst, wäre es edel, wäre es nur vernünftig und nützlich für Sie, wenn Sie ihn zwingen wollten, in den unwürdigen Verhältnissen weiter —“

Rosanna hielt erschreckt inne, denn Dora hatte, sie

immer mit der gleichen namenlos entsetzten Weise ansehend, mit beiden Händen nach ihrem Kopfe gegriffen.

„Bin ich denn wahnsinnig, oder hat man mich belogen?" rief sie wie außer sich.

Rosanna hatte Mitleid mit der Gehaßten, Verachteten. Sie schüttelte leise den Kopf, sie begriff ja im Grunde dies Alles ebensowenig wie Dora.

Plötzlich trat diese an sie heran und sagte mit flammenden Augen: „Wenn es wahr wäre, wenn man mir nur vorgelogen hätte, daß er den jungen Reydewik erschossen!"

Rosanna prallte zurück. Die Person war wohl wahnsinnig? Der Gedanke wurde im Moment, wo er auftauchte, zur Ueberzeugung in ihr. Sie lief zur Thüre; ein Blick auf Dora bestätigte scheinbar ihre Angst.

Die Thüre öffnend stand sie — vor dem Grafen Igor, der eben in den Schloßhof gesprengt war und in größter Hast zu ihr wollte. Das Gefühl unsäglichen Schreckens, welches sie beherrschte, wurde in diesem Augenblicke überfluthet von dem Glück, daß er da war, daß sie in ihm einen Schutz hatte.

„Großer Gott, Igor! Welches Glück!" rief sie.

Er sah sie mit einem sonderbar forschenden Blicke an, in dem sich Angst und Zärtlichkeit mischte. Es war ihm willkommen, daß sie offenbar noch nichts wußte. Er hatte sich darauf vorbereitet, eine ruhige Miene zeigen zu müssen.

Sie wollte ihn mit sich hinauf nehmen und war doch unruhig wegen der vermeintlich Wahnsinnigen; aber diese ließ ihr zum Besinnen keine Zeit. Wenn der eben Ankommende Ulrich war, mußte sie ihn sehen, ihn sprechen.

So riß sie die Thüre auf und stand, ein Bild der höchsten Aufregung, vor Igor und Rosanna, die vor Schrecken von Neuem bleich wurde.

Der Erstere starrte sie einen Moment an, dann trat er plötzlich, sich respektvoll verbeugend, zu ihr und rief erschreckt und im Tone der höchsten mitleidvollen Theilnahme: „Sie hier, gnädige Frau? Um Gottes willen, Sie haben doch nicht —? Sie wissen also —?“

„Helfen Sie mir, mein Herr, sagen Sie mir, ist es wahr, oder erlogen, daß mein — daß der Baron Tiefenried den jungen Reydewik im Duell erschossen?“ rief sie, sich Igor zuwendend, hastig und dringend.

Rosanna hatte wie gelähmt dagestanden und auf Igor gesehen, als dieser Dora so respektvoll anredete; sie dachte, er verwechsle diese mit einer andern, ihr vielleicht ähnlichen Dame, jetzt wollte sie ihm durch eine Geberde zeigen, daß Dora irre sein müsse, aber wie wurde ihr, als Graf Igor, den Arm derselben nehmend, beruhigend sagte: „Vor Allem, gnädige Frau, ist dies nicht der Ort, das traurige Gerücht, das auf einem Irrthum beruht, zu besprechen.“ Und ohne Weiteres führte er Dora und die noch immer fassungslose Rosanna die Treppe hinan in Rosanna's kleinen Salon.

„Das Gerücht? Also nur das Gerücht? Aber wo ist er? Er war seit drei Tagen nicht bei mir; seine Diener zeigen sich erschreckt und verlegen, Ulrich hat Befehl gegeben, sie sollten vor Abend Niemand einlassen, wenn ihr Herr Tags über nicht zurückkäme —“ hatte Dora auf dem Wege dahin hervorgestoßen.

Er führte sie zu einem Sessel, Rosanna blieb als eine Beute der unangenehmsten Gefühle stehen.

Was würde Igor sagen, wenn er begriff, wer „sie“ war! Aber indem sie so dachte, mußte sie sehen, daß er offenbar diese Frau kannte, die ihrerseits freilich in ihm nur einen Fremden sah. Zugleich aber blickte Rosanna in Igor's Gesicht, und wie ein Blitz kam ihr die Erkenntniß, daß etwas Schlimmes passirt sei. Aber was? Was nur? Konnte denn das wahr sein, was sie da von einem Gerücht, von einem Duell zwischen Ulrich und Reydewik redeten? Ulrich war ja vorgestern noch eine Stunde hier gewesen! Freilich! Von gestern auf heute konnte in solchen Dingen viel geschehen.

„Igor — ist es möglich? Ist es wahr, was — was Fräulein Maienbach sagt?“ rief sie und wurde glühend roth, als sie ihm so Klarheit über diese gab.

Er sah sie ganz erschrocken an; ehe er aber auf ihre Frage antwortete, sagte er mit jener sanften Güte, die so unwiderstehlich wirkte: „Rosanna, diese Dame ist die Baronin Tiefenried, Ihres Bruders Frau!“ Er war gekommen, Rosanna zu sagen, was er und Schleuderer jetzt amtlich mit allen Details noch einmal festgestellt hatten. In Rosanna's Interesse lag es, Ulrich an seine Pflicht zu mahnen und diese immerhin peinliche Sache so schnell als möglich zu ordnen; sie zu Hilfe zu rufen erschien ihm das Beste.

Er dachte, Rosanna erführe das neue Unglück noch früh genug; aber sein rechtschaffener Sinn ertrug es nicht, daß dies arme Weib hier zu allem Elend, das Ulrich über

dasselbe gebracht, auch noch die Beschimpfung ertragen solle, von Derjenigen, welche ihr doch eigentlich auf der Welt am nächsten stand, fernerhin für eine Ehrvergessene gehalten zu werden.

Er hatte jene Scene in dem Gebirgsdorfe nicht aus dem Sinn bringen können und nicht dies schöne bleiche Frauenantlitz; gestern Abend, als ein Leichenzug an ihm vorüberging, hatte er von seinem alten Kutscher gehört, das sei die Leiche der Frau Maienbach, deren Tochter damals für ertrunken galt, während sie mit dem Herrn Baron v. Tiefenried durchgegangen sei.

Eine Empörung überkam ihn, die ihm den Gedanken eingab, selbst zu Tiefenried zu gehen und diesen über die Beschimpfung seiner eigenen Gattin zur Rede zu stellen.

Aber er war kein junger phantastischer Thor mehr, der wie einst mitten in's Feuer sprang um des Rechtes willen; er wußte, daß Besonnenheit ihn weiter führen würde.

Er hatte während der Nacht hin und her überlegt. Für Ulrich — für Rosanna sogar schien es ihm das Beste, wenn diese ihre Entschlüsse zuerst faßte und ihnen gemäß handeln konnte. Er beschloß, Rosanna vorsichtig und liebevoll vorzubereiten, ihr die Peinlichkeit der Sache zu erleichtern, so gut er konnte, und — froh, eine Gelegenheit zu haben, ihr seine Liebe und Treue zu zeigen, war er, sobald er sich los zu machen im Stande war, zu Pferde gestiegen.

Alles dies flog durch seine Gedanken, während der sekundenlangen Todesstille, welche auf seine Worte an Rosanna: „Diese Dame ist die Baronin Tiefenried, Ihres Bruders Frau!“ folgte.

Rosanna sah ihn starr an; Dora ebenso, denn diese begriff nicht, wer der ihr ganz fremde Herr sei, der sie, die so lang Mißachtete, auf einmal mit ehrfurchtsvollem Ton Baronin Tiefenried nannte. Sie hatte Igor's Namen in ihrer Aufregung überhört, als Rosanna ihn vorhin aussprach, auf seine Züge Acht zu geben, die ihr aus allen Journalen entgegenblickten, war sie heute nicht im Stande.

„Igor, Sie irren, um Gott, wie können Sie sich so täuschen lassen?“ rief endlich Rosanna.

„Igor? Sie sind Graf Igor? Der Minister? Und Sie kennen mich? Sie wissen, daß ich Ulrich's Frau bin? O, Dank sei Dir, Gott! Dank sei Dir! Ich habe einen Helfer, einen Retter, der Graf Igor wird mir und meinen Kindern Recht schaffen!“ rief in wilder Ekstase jetzt die Unglückliche. Dann aber, ehe er ihr, die fast vor ihm niedersank, und der eine Fluth von Thränen aus den weinensmüden Augen schoß, Einhalt thun konnte, fuhr sie außer sich fort: „Ulrich ist verschwunden, er ist entflohen, und sie, die Baronesse, sagt mir, er liebe mich nicht mehr, ich solle ihn frei geben aus den unwürdigen Fesseln, ich solle seinem Glück nicht ferner im Wege sein —! Er will eine andere — eine vornehme Heirath schließen —! O Gott, Graf Igor, haben Sie Erbarmen, nehmen Sie sich meiner an! — Die stolze Baronesse kann ja nicht nachfühlen, wie einem unglücklichen Weibe wie mir zu Muthe ist!“

Es klang eine tiefe Bitterkeit aus den letzten Worten.

Graf Igor hatte betroffen auf Rosanna gesehen, als Dora ihm den Sinn von Rosanna's Worten wiederholte. Konnte solche Grausamkeit von Rosanna kommen? Unmög=

lich. Und doch! Dieselbe leugnete nicht, sie blickte flammenden Auges auf die Gegnerin. Denn nur eine solche, eine freche Zudringliche sah sie in ihr.

Aber was redete die unglückliche Frau da von einer gesetzlichen Sanktion ihrer Verbindung mit Ulrich?

Igor's Augen schauten fragend von der Baronin Tiefenried auf Rosanna.

„Graf Igor," rief diese erzürnt, „diese Frau wurde getäuscht oder täuscht Sie! Es ist nicht wahr, daß sie Ulrich's Gattin ist. Wie sollte er das verhehlt haben können, selbst wenn er's gewollt? Wer glaubt denn heute noch an romanhafte heimliche Ehen? Ihre Ritterlichkeit reißt Sie hin, Sie dürfen nur mir glauben, mir! Ulrich leidet unter dieser beschämenden Fessel und — und — ich habe Hoffnung, daß er bereuend sie zu lösen beabsichtigt."

Zweimal hatte Graf Igor den verletzenden Worten Einhalt thun wollen. Es empörte ihn, daß Rosanna, seine milde, hochherzige Rosanna so jede Spur von Mitleid mit der Unglücklichen da vor ihm verleugnete.

„Rosanna, diese Dame ist ihm vom Priester angetraut worden, sie hat in Kairo in Gegenwart des deutschen Konsuls und mehrerer englischer Herren und Damen stets als Ihres Bruders Gemahlin gegolten," sagte er mit tönender Stimme und zornig flammenden Augen, „und man hat ihre Würdigkeit dort nicht bezweifelt."

Rosanna war wie von Sinnen bei dem Gedanken, daß die verachtete Dora Ulrich's Gattin, daß sie eine Baronin Tiefenried sein sollte; mehr aber, viel mehr als das regte es sie auf, zu denken, daß Sidonie, die liebe, ihr so theure

Sidonie wieder vergebens gehofft habe, daß Ulrich, wenn auch nur indirekt, die Aermste ein zweites Mal getäuscht haben könnte! Und dann kam das Gefühl hinzu, daß Igor ihr zürnte, daß sie ihm herzlos und unweiblich erschien, wo doch ihre ganze Natur sich nur aufbäumte gegen die Lüge, die Niedrigkeit!

„Und diese Frau sollte schweigend auf die Ehre verzichtet haben, meines Bruders Gattin zu heißen?“ lachte sie, erbittert über Igor's vermeintliche Leichtgläubigkeit, auf.

Graf Igor wandte sich an die Beleidigte. „Gnädige Frau! Verzeihen Sie der Baronesse, daß sie selbst mir nicht glaubt, der ihr näher steht, als sonst irgend ein Mensch; verzeihen Sie ihr, und sagen Sie uns — ich bitte darum nur um Ihretwillen — was Sie bewog, über Ihre Heirath zu schweigen und so große Schmach — wie Baronesse Rosanna mit Recht es nennt — auf Ihrem Haupte ruhen zu lassen?“

Sein milder, ernster Ton wirkte wie ein Zauber auf die Angeredete; aber statt sich zu ihm zu wenden, sank sie vor der erschrocken zurücktretenden Rosanna nieder und schluchzte, die gefalteten Hände ihr entgegenstreckend: „O, Baronesse, wenn Sie wüßten, wie sehr ich ihn liebe!“

Als sei dies eine Erklärung völlig genügender Art, ergriff sie Rosanna's Rechte und beugte ihr von Thränen überströmtes Antlitz auf diese, ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte ihren ganzen Körper.

„Um der Liebe willen sei ihr vergeben!“ klang es durch Rosanna's Herz wie eine ernste Mahnung. Aber sie war

allzutief verstrickt in Bitterkeit und Vorurtheil gegen die Arme zu ihren Füßen, als daß sie der inneren Stimme Gehör gegeben hätte.

Sie sagte nur leise: „Stehen Sie auf, ich bitte, stehen Sie auf.“ Und dabei versuchte sie Dora ihre Hand zu entziehen und diese zu veranlassen, sich zu erheben.

Dora aber, in ihrer Demuth, empfand schon diese karge Gunst wie eine Wohlthat und ihre Thränen beherrschend rief sie mit überzeugender Wärme: „Ach, Baronesse, Sie wissen nicht, wie Ulrich selbst gelitten hat, mich nicht anerkennen zu können! Es sprach so Alles dagegen. Seine Liebe hatte vergessen können, daß ich eines Unglücklichen Tochter, der mit Jahre langem Kerker seine Schuld gebüßt; er vergaß meine Armuth, meinen geringen Stand, er nahm mich an sein Herz, weil er mich liebte, und er gab mir seinen Namen, weil er sah, daß ich in Unehre nicht leben konnte und wollte! Ach, Baronesse, das ist doch Liebe! Wenn ein Mann das Alles thut für ein junges schutzloses Weib, so muß wohl die tiefe Herzensliebe der Beweggrund sein! Und sollt' ich das Alles nur nehmen, ohne zu geben? Sollt' ich, für die er Alles gethan, ihn in schnödem Eigennutz um seine Lebensstellung, um seine Existenz bringen? Sollt' ich ihn zwingen, den Degen niederzulegen, aus dem Kreise seiner Kameraden zu scheiden, ihn, der weder Vermögen hatte, noch die Fähigkeit für einen anderen Lebenserwerb, ihn, der in der Sphäre, in welcher er lebt, so heimisch und festgewurzelt war, und der nirgend anders gleiche Bedingungen für seine Zufriedenheit finden konnte? — So habe ich gedacht und das

Schweigen und Dulden auf mich genommen, wußt' ich ja doch, daß Gott der Herr und mein Herz mich entschuldigte —

Aber — dann! Ach, Baronesse, es ist nicht wahr, daß man um der Liebe, um wahrer Liebe willen Alles dulden und ertragen kann! Ich liebe Ulrich mit jeder Faser meines Herzens und doch — doch konnte ich die Schande und die Ausgestoßenheit aus der Gemeinschaft der Rechtschaffenen nicht tragen. Ich brach zusammen. Ich forderte mein Recht für meine Kinder und mich, und ich hatte ihm doch geschworen, zu schweigen und uns nie zu verrathen! Er zürnt mir deshalb, er kam deshalb nicht zurück! Meine Mutter ist gestern begraben und er — er ist fort, sagen sie, und —! Barmherzigkeit, Baronesse, geben Sie mir Wahrheit, liebt er mich nicht mehr —? Ist er fort? Will er eine Andere heirathen —?"

Sie flehte so heiß, ihre ganze Seele lag in ihren Bitten. Und wenn Rosanna an Dora nie anders als an eine Niedriggeborene gedacht, jetzt hörte sie doch, daß ein dem ihrigen ebenbürtiger Geist in dieser Frau lebte.

Und dennoch — war es denn möglich? War denn Rosanna's Herz von Stein? Dennoch rief diese jetzt, statt jeder Aeußerung der Sympathie, die wohl das geringste Weib für eine leidende Mitschwester wie diese gehabt haben möchte: „Und was sagten Sie denn, Madame, von einem Duell —? Haben Sie Ulrich dazu getrieben?"

Graf Igor, der schweigend und tief erregt mit einer Spannung, die in jeder seiner Mienen lag, die Scene beobachtet hatte, war bei Rosanna's Ausruf, bei dem

Wort „Madame“ aufgefahren, in einer Entrüstung, die er gar nicht verhehlte.

Er trat zu der noch immer vor Rosanna Knieenden. „Stehen Sie auf, gnädige Frau, ich bitte Sie darum. Ihr Fehler war, daß Sie schweigend heilige Rechte kränken ließen, in deren Mißachtung man Ihre Person schimpflich beleidigte. Sie haben diesen Fehler bitter gebüßt; möge Ihre Liebe besseren Lohn finden, und seien Sie versichert, daß Sie an mir einen Vertreter Ihrer Rechte gefunden haben, bis in die letzte Instanz!“ sagte er höflich, mit warmem Ton.

„O ja, Graf Igor hat noch nie die Gelegenheit versäumt, einem Tiefenried den letzten Stoß zu geben!“ schrie Rosanna auf, von seinem indirekten Tadel, von seiner Parteinahme für Dora außer sich gebracht.

„Baronesse, die Leidenschaft beherrscht Sie, Sie werden selbst später über diese Stunde anders urtheilen!“ erwiederte Igor.

„Was ist es mit dem Duell, Graf — nur das noch, dann —“ drängte Dora, außer sich vor Angst.

Er ließ sie nicht aussprechen, er war todesblaß, aber so kalt und starr aussehend wie nur je, als diese kalte, starre Miene noch Rosanna's Vater galt. „Es handelt sich nur um ein Gerücht — aber beruhigen Sie sich, gnädige Frau, selbst im schlimmsten Fall ist die Strafe für ein Duell nicht hart.“

Sein Ton sagte Rosanna und ihr eigenes Herz bestätigte es, sie hatte ihn jetzt unheilbar verletzt.

„Und ich habe keinen Menschen mehr!“ hallte es durch

Rosanna's Seele; ihr war, als stürze in ihr und um sie her Alles zusammen, woran sie sich jemals zu halten versucht. In ihrer wahnsinnigen Aufregung und Bitterkeit verletzte es sie von Neuem, daß Igor, den sie eben tödtlich beleidigt hatte, zu Dora in einem wärmeren Tone sprach, als zu ihr. Erst dann kam ihr zum Bewußtsein, daß Oskar, der fröhliche, leichtlebige Oskar Reydewik vielleicht das Opfer Ulrich's, daß er todt sei, er, der einzige Sohn seiner Mutter, und Ulrich der Mörder! Dora konnte doch weinen! Sie schluchzte wieder wie außer sich. Ihr selber kam keine Thräne und doch fühlte sie sich so namenlos elend, daß sie nur denken konnte, zu sterben sei eine Wohlthat.

Igor hatte sie fortwährend beobachtet. Nicht eine Sekunde schmolz die trotzige Herbigkeit hinweg, die heute in ihrem Gesichte lag.

Sie war ihm fremd geworden. Er begriff sie nicht mehr; konnte er ja doch nicht wissen, wie ihr Herz an ihren goldenen Plänen für den Bruder und Sidonie hing, wie diese Stunde wieder einmal ihre schönsten Träume vernichtete, und wie glühend ihre Sehnsucht war, den Namen, den sie führte, loszulösen von allen dunklen Flecken, die darauf ruhten.

Dennoch wollte er noch einmal an ihr Herz pochen.

„Rosanna, sollen wir uns wiedergefunden haben, um von Neuem zu scheiden? Haben Sie kein Wort der Vergebung für mich, der ich Ihnen Schmerz bereitete, und keines der Güte und Erbarmung für Ihres Bruders Gattin?" fragte er.

Hätte er nur nicht wieder von Dora geredet! Nur nicht mit dem Vorwurf!

Sie fühlte, daß sie Unrecht gethan, sie hatte es schon in dem Moment gefühlt, wo sie es that, aber daß Igor Zeuge davon war, das machte sie so trotzig in namenlosem Schmerz, und daß er gegen sie Partei nahm, die Bitterkeit war zu viel für sie. Und jetzt wieder — wieder der Vorwurf! Und das Alles um diese Dora?

So verhärtete sie ihr eigenes Herz gegen seine bittenden Worte.

Sie sah ihn kalt und feindlich an.

„Ich bin nicht in der Lage, Graf, Mitleid und Güte und Vergebung spenden zu können! Wer hat denn Mitleid für mich?" fragte sie herbe.

Er antwortete nicht.

Schweigend trat er zu Dora: „Gnädige Frau, ich gebe mir die Ehre, Sie zu Ihrem Wagen zu geleiten, hier ist Ihres Bleibens nicht!"

Dabei zog er ihren Arm in den seinigen und führte sie, die ihm willenlos folgte, unter einer respektvollen Verneigung gegen Rosanna zu ihrem Wagen.

Noch im Hinausgehen hatten seine Augen mit angstvollem Zögern gefragt, ob sie denn so ganz — so ganz und gar verändert sei?

Sie fühlte seinen Blick, aber sie sah nicht auf. Die Thüre schloß sich leise hinter den Fortgehenden.

Rosanna rührte sich nicht. Sie hörte den Wagen fortrollen, aber keine Regung kam in ihren erstarrten Körper.

Endlich nach einer Weile raffte sie sich auf.

„Wenn ich nur todt wäre!“ murmelte sie und taumelte in des heimkehrenden Onkel Walter's Arme. Der war der einzige Mensch also, welcher ihr geblieben! —

Graf Igor war kaum in der Stadt angelangt, als er von den Zeugen des Duells den wahren Hergang desselben und den Selbstmord Reydewik's erfuhr.

Als er dann später das Haus verließ, begegnete er einem der Adjutanten des Königs und hörte von diesem, daß er überall gesucht werde.

Der König hatte hochwichtige Depeschen von Prinzessin Adelheid aus Ems erhalten.

Als Igor das Kabinet Seiner Majestät betrat, waren schon weitere Telegramme angelangt. Der Krieg! Der vorausgeahnte Krieg war in sicherer Aussicht.

An sein eigenes Geschick kein Gedanke mehr, keiner jetzt an Oskar und dessen Mutter, noch an Dora — nur Rosanna, Rosanna hallte es trotz Allem in seiner Seele!

## 24.

Bei ihrer Rückkehr von Fürstenbrück war Dora ein Herr gemeldet worden, der im Auftrage des Baron Ulrich komme.

Die erregte, abgeängstigte Frau erbebte. Brachte man ihr schon die Nachricht, daß Ulrich von ihr geschieden sein wolle?

Ach, was half ihr es dann, daß Graf Igor ihre Rechte zu vertreten versprochen hatte? Was halfen diese „Rechte“ ihr und ihren Kindern, wenn der Mann, an den sie dieselben hatten, ihr erklärte, er liebe sie nicht mehr, er habe

das gehoffte Glück nicht bei ihr gefunden, ihr Opfer sei umsonst gewesen.

O, und wenn er sie und die Kinder verließ —?

Eine an Wahnsinn grenzende Verzweiflung wühlte in dem Herzen der Unglücklichen.

Aber sie mußte wissen, was man ihr sagen wollte! Sie nahm den Boten Ulrich's an. Derselbe trat ein.

Das war also diese Dame, die Baron Ulrich „sehr verehrte, sehr hoch stellte" —?

Der junge Arzt war mit Neugier und einem natürlichen Vorurtheil gekommen. Er ließ es nicht so leicht fahren. Die Erlebnisse des Morgens hallten noch zu sehr in ihm nach, als daß nicht heute sein Urtheil strenger und kühler als je gewesen wäre.

Gleichwohl fühlte er sich durch die Erscheinung dieser blassen, aufgeregt und unruhig aussehenden, noch so sehr jungen Frau nicht nur überrascht, sondern fast gerührt.

Er richtete seinen Auftrag aus und begriff nicht, warum sie, die in Ulrich's Weisung die erste Maßregel für sein endgiltiges Verlassen sah, bleich wurde bis auf die Lippen.

„Und wohin ging mein Gatte?" fragte sie dann mit einem trotzigen Aufleuchten des Blickes.

Ein unwillkürliches Staunen über dieses Wort lag auf des Arztes Gesicht. „Der Herr Baron hat mir darüber nichts Gewisses gesagt, er meinte nur, er werde vielleicht in's Gebirge gehen, er betonte, daß er allein sein müsse, daß sein Befinden Einsamkeit verlange."

„So können Sie mir aber gewiß sagen, wo sie ihn verließen, mein Herr?" fragte sie abermals.

Sie sah so tief unglücklich aus. Er dachte, sie ahne das Duell — sein Herz sprach für sie — warum sollte er ihr nicht die Beruhigung geben? Er erzählte ihr ja dann nur, was heute Abend die ganze Stadt wissen würde.

„Und mein Mann hat den jungen Herrn schonen wollen?“ fragte sie, als er seinen Bericht beendete.

Sonderbar, sie that, als sei sie von Gottes und Rechts wegen des Barons Frau! Er wiederholte ihr, wie ritterlich und versöhnlich Baron Ulrich sich benommen habe.

„Ja, er ist gut, er hat ein Herz!“ sagte sie leise, mit Thränen in den Augen.

Ach, wenn er zu einem Fremden so gut war, konnte er denn gegen sie und seine Kinder grausam sein? Nein, nein! Auf der Welt kannte ihn Niemand so gut wie sie, Niemand wußte, wie er rang nach dem Besseren, wie er nur immer zurückgezwungen und gehemmt wurde durch alle die Einflüsse der Vergangenheit!

Der Arzt empfahl sich dann. Die junge Dame war ihm räthselhaft; aber sie interessirte ihn schon im höchsten Grade, fast noch mehr aber ihre Beflissenheit, sich ihm als die Gattin Tiefenried's zu präsentiren.

Einem Steinbilde gleich, so starr und regungslos stand Dora, und ihr war, als gähnte eine fürchterliche schwarze Kluft sie an, in welche sie und ihre Kinder stürzen mußten.

Rosanna, die stolze, vornehme Schwester Ulrich's hatte es gesagt, daß er sich sehne, in „reinere Verhältnisse“ zu kommen! War's nicht so? Daß er „leide“ unter dem Druck seiner jetzigen Lage? Und hatte nicht auch Rosanna

ihr zugeredet, ihn frei zu geben, „edel und vernünftig" zu sein? Das arme junge Geschöpf stöhnte laut auf.

Dann kam ihr plötzlich ein Entschluß. War's denn so, war er unglücklich, wollte er sich von ihr lossagen, nun, sie hatte auch noch einen Rest von Stolz und noch einen Rest von Scham- und Ehrgefühl, den sie ihm nicht geopfert!

Seinen Namen mußte er ihr lassen, ihr und den Kindern, das war das einzige Gut, welches sie nie aufgeben konnte, das zu retten waren Onkel Justizrath und Graf Igor da — ja — der war auch da und half ihr! Ulrich mochte dann frei sein!

Sie richtete sich hoch auf. Sie meinte, nun sei sie stark genug, Alles zu opfern, was — ach, was sie schon nicht mehr besaß! So wenigstens sagte Rosanna. Dora's Herz widersprach freilich, aber Rosanna hatte es gesagt!

Und dann kam ein zweiter Entschluß.

Was geschehen sollte, mußte sofort geschehen; sie wollte ihm nach in's Gebirge, vielleicht fand sie ihn, wenn sie in allen Gasthäusern forschte. Sie mußte ihn finden, mußte Ulrich sehen, ihn sprechen; Niemand sollte Bote sein zwischen ihm und ihr, sie selbst wollte aus seinen Augen und Mienen lesen können, was er dachte und empfand, jetzt konnte sie sich nicht mehr täuschen.

Und so befahl sie den Wagen zum zweiten Mal an diesem Tage. Eine kleine Handtasche packend wurde sie ruhiger. Sie fühlte, daß sie das Rechte gefunden. Von ihren Kindern Abschied nehmend, hatte sie der Amme gesagt, sie wisse nicht, wann sie zurückkehre — und so reiste

sie ab, die Kleinen und das Haus unter der Obhut der immer zärtlich besorgt thuenden Mamsell Lotte lassend.

Als sie durch die Stadt fuhr, warf man ihr ein Extrablatt mit den Nachrichten aus Ems in den Wagen. Sie nahm es fast gedankenlos. Da hörte sie einen vorüberreitenden Offizier einem Anderen zurufen: „Der Krieg ist sicher, es wird mobil gemacht!“

Was hieß das? Ihre Gedanken erhielten eine andere Richtung. Wenn die Nachrichten stimmten, mußte Ulrich sofort zu seinem Regimente zurück. Und Krieg? Und er mußte mit hinaus? Man hatte in den letzten Tagen schon nichts Anderes geredet, selbst an dem Sarge ihrer Mutter hatte sie darüber sprechen gehört!

Inzwischen rollte der Wagen immer weiter dahin; es war ein köstlicher Sommerabend, die ganze Natur war in Farbe und Licht getaucht. Himmel und Erde hielten eine Feierstunde.

Sie fühlte sich wie körperlich gebrochen; doch das Fahren that ihr wohl, wie die Stille ringsum. An den bewaldeten Bergen ging es hinauf; die Abendröthe flammte auf und erlosch; Nebel lagerten sich in den Thälern und Schluchten, und der Mond warf später magische Lichter darüber. Bald fuhr sie wie durch Fluthen seiner Silberwellen, bald durch tiefen Baumschatten.

Endlich, es war schon nahe an zehn Uhr, erreichte sie das erste Gebirgsdorf und das Wirthshaus.

O Schrecken! Ja, ein Herr, wie sie beschrieben, sei mit dem früheren Herrn Pfarrer von St. Anna hier vorbei gegangen, sei aber nicht eingekehrt, antwortete man ihr.

* * *

Manches Mal hatte Ulrich Tiefenried im Walde Tage lang dem Wilde nachgespürt und mit Lust und Behagen sich zur Abwechslung auch einmal allein gefühlt, heute, als die Herren ihn nach dem Duell sich selbst überlassen, wie er so gereizt gefordert, heute wollte ihm die heiß ersehnte Ruhe nicht kommen. Es war im Walde so still, so schön.

„Ja, für Menschen, die es nicht nöthig haben, sich mit Sorgen zu plagen," murrte er ärgerlich. Es lag so goldener Sonnenschein über den Thälern und Höhen, wohin die Augen sahen, warum mußte er denn das einzige unglückliche Menschenkind sein, dem keine Freude mehr am Leben gegönnt war.

Finster brütend saß er im Schatten der uralten Kastanie, die auf einer vortretenden Felswand gar majestätisch seit Jahren thronte. Wie ein wirres Knäuel lagen seine Gedanken durcheinander, und wirr und wüst war Alles, was ihm geblieben wäre, ein neues Leben darauf zu erbauen.

Da hatte er's nun! Warum war er der unseligen Leidenschaft zu Dora gefolgt? Und doch, sie zu missen, seinen Prachtjungen, auf die er so stolz war, in ihren Mannesjahren die Frage aufzunöthigen: „Vater, was that die Mutter, daß Du sie verstießest?"

Was sie that? Arme Dora! Liebe und Hingebung war ihr ganzes Sein, Demuth und Stolz so schön gemischt, Verstand und Kindesarglosigkeit in ihr so verschwistert, und bei all' der Schönheit dieser geistige Adel!

War sie wirklich eines Ulrich Tiefenried nicht werth?

Er sprang auf — er ging umher — eine tiefe Gemüthsbewegung griff immer mehr Raum in ihm.

„Läge ich doch so ruhig und so stillen Herzens jetzt wie Reydewik!“ seufzte er.

Was hatte Reydewik gethan, der arme Junge?

„Und wie viel schuldiger bin ich, wenn der Leichtsinn ihn zum Tode führte — ich, der —“

War denn die Hölle los, daß beim hellen Sonnenschein und dem Gesang der Tausende von Vögeln ihm heute sein ganzes bisheriges Thun und Treiben plötzlich so ganz anders vorkam, wie bisher?

Der Schweiß troff ihm vom Gesicht. O, er hatte sich die Einsamkeit gewünscht — das war ja eine recht erfreuliche Erholung, die er sich da gesucht hatte!

Vergeblich gab er sich Mühe, sich auf den alten inneren Standpunkt zurückzubringen, es half ihm nichts. Und auch äußerlich wuchs nun sein Mißbehagen, er hatte sich verirrt und war in dem einsamen Gebirge, wo Wald und kahle Felspartthien häufig wechselten, nicht im Stande, sich zurecht zu finden.

„Wie muthig der arme Junge starb!“ dachte er wieder an Reydewik. „Es wird immer heißen, er ist im Duell gefallen, wenn seine alte Mutter fragt! Ja, hätte mir vielleicht die meinige noch gelebt! Sie hätte mich wenigstens angehört, als ich von Dora reden wollte! Aber diese Rosanna in ihrem Tugendstolz! Und nun ihre Idee, mich mit Sidonie doch noch zu verheirathen! Was so ein Mädchenkopf Alles leichthin beurtheilt, und wenn der Treubruch einer Dora Maienbach gilt, so ist er löblich! O ja!

Und ich hätte längst der Geschichte ein Ende machen sollen! Feigheit ist's, daß ich umherrenne, wie ein vom bösen Geist Verfolgter, nichts als Feigheit! Welch' ein feiner Ruhm! Ulrich Tiefenried, der beste Pistolenschütze der Armee — ein Feigling! Ja, ein Feigling bist Du, und nichts mehr noch minder!"

Er schlug sich vor die Brust, ein Paroxysmus von rathloser Verzweiflung kam über ihn.

Auf den Rain am Wege warf er sich und drückte das heiße Antlitz in das kühle Moos, über ihm rauschten wieder die Waldbäume, neben ihm her lief der Fahrweg.

Und da lag er und hielt Abrechnung mit sich. —

Es mochte wohl eine halbe Stunde sein, da schreckten ihn Fußtritte auf. Er richtete sich, müde von der geistigen Qual, empor und sah erschreckt in das Antlitz eines Geistlichen, der rüstig seine Straße schreitend ebenso betroffen bei ihm stehen blieb.

„Sind Sie krank, Herr? Kann ich Ihnen helfen?"

„Nichts, Hochwürden, ich danke, ich — ein wenig Schwindel nur noch —"

Ulrich v. Tiefenried stand schon auf den Füßen.

„Sie sehen aber entsetzlich bleich und angegriffen aus, Herr, keine zehn Minuten von hier liegt mein liebes altes St. Annen, wo ich zehn Jahre gewirkt habe, dorthin führe ich Sie," sagte freundlich drängend der geistliche Herr, und da Ulrich in der That den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen hatte, so fühlte er sich — wenn auch wohl zumeist von der ungewohnten Gemüthsbewegung — krank und beklommen.

Schweigend hatte er seinen Arm in den des Geistlichen gelegt. Die klaren blauen Augen desselben hatten sich dabei rasch und unmerklich auf die wunderbar verstörten Mienen dieses hier oben im Gebirge so einsam umherstreifenden Herrn, der sichtlich schwere Gemüthsbewegungen erlitten, geheftet.

„Ich wohne jetzt auf einer anderen Pfarre, tiefer unten im Thal, und es ist dort der Dienst weniger beschwerlich, aber es zieht mich noch immer wieder zurück nach St. Annen," erzählte er. „Doch — wie ist mir denn, Herr — ich meine, ich sollte Sie schon gesehen haben?" brach er dann ab.

Ulrich v. Tiefenried sah auf und in des Mannes wohlwollendes Gesicht. Eine Scharlachröthe stieg ihm bis unter die Stirnhaare heran.

Erstaunt sah der Pfarrer ihn an und dann bescheiden auf die andere Seite des Weges.

„Das ist allerdings möglich, Herr Pfarrer, ich bin in der Residenz —" wohlbekannt, wollte er sagen, aber ihm stockte das Wort im Munde, und er ersetzte es durch „ziemlich bekannt".

Dann gingen sie schweigend noch einige Schritte weiter. Da lag St. Annen, die Wallfahrtskapelle, mitten im Dorfe; ein kleines Wirthshaus gleich am Eingange.

„Ich bin gewiß, Herr, mein Amtsbruder würde den zweiten Gast auch willkommen heißen, das Wirthshaus bietet verwöhnten Herren nicht viel —"

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen von Herzen," lehnte Ulrich ab, aber herzlicher und inständiger als nöthig gewesen wäre.

Noch einmal sah ihm der Geistliche sanft und mahnend tief in die Augen, dann zuckte er plötzlich zusammen, ein scharfer erkennender Blick — und dann grüßte er nochmals und ging langsam fort.

Es war Ulrich, als solle er ihn zurückrufen, als möchte er ihm Alles sagen.

Aber — bekennen, daß er sein Weib — seine Dora verleugnet?

Er war so matt und angegriffen von all' der Seelenqual, daß er in der engen dumpfen Wirthsstube die Hände vor das Gesicht legte, die Arme auf den Tisch stützte und Mühe hatte, nicht zu weinen. Seine Gereiztheit, seine ganze innere Zerfahrenheit löste sich auf in liebevolle Weichheit, in der Sehnsucht, gut zu machen, was er gefehlt. Lange konnte er's in dem engen Raum, wo ihn bald Dieser, bald Jener der Hausleute aufstörte, nicht ertragen, er stand auf, ging hinaus und die Dorfstraße entlang, nach der Kapelle, in welcher sie getraut worden waren.

Da lag sie unter den Linden, die jetzt dicht belaubt standen; drüben war auch das größere stattliche Wirthshaus, in welchem sie bis zum anderen Tage geblieben waren, und hier, durch diese Thüre traten sie damals ein in die eisig kalte Kapelle.

Es war kühl auch heute, aber still und lauschig. In einen der Chorstühle sich setzend, sah er hinüber nach dem Bild der heiligen Anna, an deren ausgestrecktem Arm, von irgend einer frommen Seele geweiht, ein sichtbarlich verwundetes Herz, hochroth gemalt, hing.

Der stolze, hochfahrende Ulrich Tiefenried schmiegte sich

ganz in die Ecke des Chorstuhls, er mochte von Niemand gesehen sein, er wollte hier sitzen bleiben — ausruhen.

Nie war ihm zu Muthe gewesen, wie heute, weil ihm selber das Herz weh that, darum dachte er zum ersten Male daran, wie viele wunde Herzen es wohl geben möchte, ob sie wohl Alle durch eigene Schuld litten, und ob es wohl wirklich wahr sei, daß das Beten befreit? Er hatte lange verlernt zu beten, aber eine Umkehr vollzog sich doch in ihm. Er dachte zum ersten Male an Dora's Mutter in aufrichtigem Mitleid, was mochte sie gefühlt haben, daß ihr Mann schlecht war, daß die Tochter ihr entlief!

Die Mittagssonne brannte draußen, er spürte nichts davon, merkte auch nicht, daß ein leises Träumen ihn umfing. Er schlief ein, schlief so ruhig und fest, daß er's nicht einmal hörte, als die beiden Geistlichen einen Augenblick in die Kapelle traten.

Der, welcher ihn einst mit Dora getraut hatte, sah jetzt fest auf die Züge des Schlafenden und nickte mit dem Kopfe, sagte aber kein Wort.

* * *

Als Dora, ihren Gatten suchend, in jenem Waldwirthshause erfuhr, er sei sogleich weiter gegangen, hatte sie nur noch befehlen können: „Fahre nach St. Annen!"

Es war das nächste Dorf, dort, wo der Priester sie einst vereint, dort, das sagte ihr eine innere Stimme, mußte sie ihn finden. Sie war im Wagen auf die Kniee gesunken und hatte versucht, ihr Schluchzen vor dem Kutscher wenigstens zu verbergen.

„Es gibt durch's Gebirg einen Richtweg, Frau, wenn Ihr heut' Abend noch nach St. Annen müßt," rief plötzlich eine Stimme sie an, und ein gutmüthiges Knabengesicht, dem gleichwohl die Sehnsucht, einige Groschen zu verdienen, aus den Augen schimmerte, blickte sie an.

„In einer kleinen Stund' bring' ich Euch hinauf, zu fahren sind's vier," ermuthigte der Junge.

Der Kutscher bestätigte das, sie stieg aus.

„Bleib' im Wirthshaus dort, bis ich morgen zurückkomme!" befahl sie diesem, gab dem Jungen ihr leichtes Gepäck und folgte ihm auf dem Seitenpfad, der die Wand hinaufführte.

Eine tüchtige körperliche Bewegung befreit die Seele oft wunderbar. Der Weg ging steil hinan, des Jungen geschwinde Füße zwangen sie zur Aufbietung aller Kraft, aber in der wundervollen Mondnacht ging's rüstig bergan.

Was sie in St. Annen wollte? fragte ihr junger Führer naiv.

Nun, sie hatte es sich selbst kaum überlegt, im Grunde war es vielleicht doch nur das Sehnen gewesen, diesen Altar wieder zu sehen, an dem sie Ulrich's Weib geworden, und der doch wie ein Traumbild in ihrem Leben, niemals eine wahrhaft geheiligte Stätte erschien.

Unterwegs fiel ihr dann auch ein, daß sie mit dem Geistlichen sprechen sollte, er konnte ihr Rath geben. Er sah aus wie ein guter Mann.

Es wurde inzwischen sehr spät, und auf dem Lande geht man meist früh zu Bett.

Zu Dora's großer Freude sangen aber noch vor den

Thüren die Mädchen und Burschen des Dorfes, der Abend war eben zu köstlich, um seiner nicht froh zu werden.

In einzelnen Häusern brannte noch Licht, im Wirthshaus schimmerte das Herdfeuer noch durch die offene Thüre; breit und voll lag der Mondschein auf den Dächern, der Gasse, auf jedem Blatt.

Es war nichts Neues, daß einzelne Bittgänger zu allen Jahreszeiten nach St. Annen hinaufkamen, man ließ Dora ruhig gehen.

Als sie an der Kapelle waren, stürzten ihr von Neuem die Thränen aus den Augen. Sie wollte eintreten, man halte sie aber geschlossen.

„Morgen, morgen!“ tröstete sie sich.

Und dann trat sie, ihren Führer neben sich, in das Wirthshaus, von welchem sie einst mit Ulrich zur Trauung geschritten war. Alles war hier noch wie sonst, wie damals.

„Jesus, Maria, Joseph!“ schrie die junge Wirthin, als sie ihr entgegen in das volle Licht trat. „Da ist die gnädige Frau, und der Mann ist den ganzen Tag umher gegangen wie ein Geschlagener! Wir haben ihm kaum ein Wort sagen mögen!“

„Der Mann? Mein Mann?“ durchfuhr es Dora, aber sie sagte kein Wort.

Die Frau war gar zuthunlich mit ihr und nahm es als eine große Ehre, daß die Herrschaften zu „ihnen wieder kommen thäten“. Dem gnädigen Herrn liege es offenbar schwer im Geblüt, da sei er eben recht zur Heiligen hier gekommen, die werde ihm schon helfen.

Sie nahm Dora's leichtes Mäntelchen und Hut in Empfang, sie gab der Durstenden ein Glas Wasser mit einem Tropfen Branntwein darin.

„Das schmeckt vielleicht nicht, gnädige Frau, aber gut thut's!" versicherte sie. — „Und da ist der gnädige Herr wahrlich endlich auch," rief sie dann voll Freuden und lief ihm entgegen, während er starr vor freudigem Schrecken ohne sich zu rühren stehen blieb.

Auch Dora stand ganz still — er meinte, so voll selbstbewußter Würde hätte er sie nie gesehen. Aber bleich war sie, wie das Mondlicht draußen, und so kummervoll sah sie aus.

Diese Wahrnehmung tauchte indeß nur flüchtig in ihm auf; er dachte gar nicht daran, sie zu beobachten, denn schon war er bei ihr, hatte sie stürmisch umarmt und gab seiner Freude, sie zu sehen, in einer Bewegung und Rührung Ausdruck, die den Nachhall der heutigen Erlebnisse bildete und welche Dora um so unerwarteter kam.

Was bedeutete diese Zärtlichkeit? War er so falsch? Wollte er sie täuschen?

Ihn seinerseits befremdete ihre Kühle nicht. Er fühlte sich ihr gegenüber heute so schuldig, daß er ihr selbst Vorwürfe verziehen hätte.

Endlich traten sie in die große bäuerliche Gaststube in dem Herrenstübchen daneben war die Luft zum Ersticken, aber Dora öffnete selbst die Fenster weit und bestand darauf, hier zu bleiben, sie müsse ihn allein sprechen.

Das fiel ihm doch ebenso auf, wie ihr Ton, der müde und kalt war.

Sie hatte sich während der Fahrt einen Plan gemacht, und als er nun, sie unruhig betrachtend, fragte: „Um aller Heiligen willen, rede, ist ein Unglück geschehen? Die Kinder —? Es ist doch nichts mit ihnen?“ da beruhigte sie ihn kurz und begann dann, ihm auseinanderzusetzen, daß seine Weigerung neulich, ihre Heirath anzuerkennen, ihr begreiflich geworden, seit sie erfahren, daß er unter dem Bande, welches ihn an sie fessele, leide, und daß er wünsche, von ihr sich loszusagen, um frei zu werden. Sie habe nun in ihrer Noth am Todtenbette ihrer Mutter dieser und Fräulein Juliane Alles gesagt — trotz ihres Schwures — Gott werde ihr verzeihen! Die Mutter sei in Frieden gestorben, der Onkel Justizrath habe ihr versprochen, ihre Sache, wenn es nöthig sein würde, zu führen. „Du darfst Dich nicht beklagen,“ schloß sie, „neben der Mutter Sarg hast Du mich allein gelassen, mein Recht verweigerst Du mir, und statt mich zu schützen, hast Du mich wehrlos und hilflos der Verachtung der Welt ausgesetzt.“

„Dora! Liebe theure Dora!“ rief er dazwischen. Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern fuhr immer so müde und eintönig fort: „Deine Schwester war es, die mich belehrt hat, welche schmachvolle Feigheit ich beging, daß ich ertrug und willig ertrug, was Du mir aufbürdetest.“

„Meine Schwester? Rosanna?“

Dora sprach erregt weiter, ohne auf seinen Einwand zu hören: „Von ihr weiß ich Alles, weiß, daß ich nichts mehr zu hoffen habe. Aber ängstige Dich nicht, ich folgte Dir nicht, um für mich Deine Gnade anzuflehen, wo Du

mir Gerechtigkeit versagtest, sondern nur, um Dir zu erklären, daß ich bereit bin, Dich freizugeben. Ich will nichts von Dir für mich und unsere Kinder, als nur das Eine, Deinen Namen. Mein Recht will ich und das ihrige, dann magst Du zu vergessen suchen, daß wir existiren. Sagen mußte ich Dir dies schon, damit Du nicht etwa Entschlüsse faßtest, die Dir selbst schadeten; und ich konnte die Qual so langen Wartens auf Deine Rückkehr nicht ertragen. Glaube nicht, ich sei in ehrvergessener Schwäche Dir nachgereist, um Dich zurückzuhalten bei mir — o nein! Du bist frei, sobald das Gericht uns gesetzlich geschieden hat."

Sie war nun doch in ihre hochgradige Aufregung zurückgefallen.

„Und wohin willst Du gehen, wenn Du mich verläßt?" fragte er anscheinend ruhig, während ihm das Blut wie im Fieber zum Gehirn toste.

„Zum Onkel Justizrath. Sie haben mir Alles vergeben, er und Fräulein Juliane, seit sie wissen, daß ich Dein Weib bin."

„Und Du hast wohl noch andere Beschützer?" fragte er ganz wild vor Wuth und Leidenschaft bei dem Gedanken, daß sie, die ihn geliebt hatte mit jedem Herzschlag, jetzt so kalt entschlossen zu ihm reden konnte. Er dachte gar nicht an einen Beschützer, er redete das nur im Aerger so hin.

„Ja, Graf Igor hat mir seinen Schutz zugesichert."

Ein wilder Schrei brach von Baron Ulrich's Lippen. Er war so sinnverwirrt, daß die tollsten Phantasien ihm ganz glaublich erschienen wären.

„Igor! Immer Igor —!“

Er sprang wie ein Tiger auf sein Weib los und riß es empor von dem Stuhle, auf den Dora niedergesunken war.

„Ah, das ist's! Das ist's! Darum also werde ich so kaltblütig über Bord geworfen. Der berühmte Graf hat es meiner lieben Frau angethan?“

Und dann preßte er seine Finger um ihre Handgelenke, daß sie aufschrie.

„Rede, Du falsches, liebloses Weib, seit wann kennst Du ihn? Wie fing er es an, Dich mir zu entfremden, der Elende, der Schurke! Ah, Du bildest Dir ein, ich werde Dich ihm so gutwillig überlassen? Darum also zweifelst Du an meiner Liebe, weil Dir der Zweifel jetzt bequem ist? Und wie sie mich ansieht! Hahaha! Weib! Weib! Das Einzige in mir, was gut und echt ist trotz meines eitlen Schwankens, die Liebe zu Dir, die vergiftest Du jetzt mit Deinem Verrath! Habe ich gesündigt gegen Dich, so liebte ich Dich doch, liebte Dich noch heute und bat Dir's mit Schmerzen und in Reue ab, was ich Dir angethan in schnödem Egoismus, in unmännlicher Feigheit! So geht's aber in dieser schönen Welt, während ich zerknirscht bin und Buße thue und meine Liebe triumphirend über meiner elenden Schwäche das Banner schwingt, da plant mein schönes Weib mit dem Herrn Galan —!“

Ein wilder Schrei brach abermals von seinen Lippen. Aus seinen Augen sprühte förmlich ein rothes Feuer, er taumelte auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Da —! War er denn wahnsinnig, oder war sie es? Da lachte sie plötzlich kurz und krampfhaft, aber wie im Jubel laut auf, und dann lag sie vor ihm auf den Knieen und rief, während sie zu ihm mit strömenden Thränen aufsah und beide Arme um ihn schlang, unter Lachen und Weinen: „Ulrich, Ulrich, Du liebst mich also noch? O Gott, er liebt mich ja, er liebt mich ja und ist eifersüchtig, ist rasend vor Eifersucht, der tolle, thörichte Mann!“ Und dann zog sie seinen Kopf zu sich herab. „Ulrich, Ulrich, bei Allem, was heilig ist, sage mir's, sei ehrlich, ich flehe Dich an: liebst Du mich noch?“

„Ob ich Dich liebe? Ob ich sie liebe, fragt diese Frau!“ rief er ganz entrüstet, daß sie zweifeln könne.

Sie sprang auf wie außer sich, mit einem Aufjauchzen der Freude.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Er liebt uns noch! Ach, meine Kinder, meine süßen lieben Kleinen, er liebt uns noch, er will uns nicht verstoßen, er will bei uns bleiben!“

Sie lag in seinen Armen. Sie lachten und weinten Beide.

Es dauerte eine ganze Weile, bis Jedes sich völlig klar über die Erlebnisse und den Ideengang des Anderen sah.

Es war tief in der Nacht, als sie endlich Alles ausgesprochen, was Beider Herzen bedrückt hatte.

## 25.

Ein geschlossener Wagen rollte in höchster Eile von Fürstenbrück der Stadt zu und durch dieselbe nach der Villa hinauf.

Rosanna hatte sich wieder gefunden — —

Die sinnlose Verwirrung und Verzweiflung des Morgens mit ihrem Gefolge von Trotz und Härte hatte besseren und reineren Empfindungen Raum gegeben.

Rosanna verstand sich selbst kaum, wenn sie jetzt über sich und ihre Worte nachdachte, und doch — ach, an dem tiefen Kummer in ihrem Herzen fühlte sie wohl, daß es vielleicht eine Entschuldigung für sie gab — eine Erklärung ihrer sinnlosen Aufregung und Bitterkeit.

Der ernste Zuspruch Onkel Walter's, sein unbeirrbares Rechtsgefühl und das Mitleid der Tante Hillberg mit der von ihr ebenso wie von Rosanna bis jetzt nur mißachteten Dora, die warme Parteinahme der beiden alten Leute für Ulrich's unglückliche Gattin, von der Rosanna eingestehen mußte, daß sie in jedem Zuge die feingebildete, hochsinnige Dame verrathen habe — das Alles hatte Rosanna beruhigt, und endlich hatten auch die ihr kommenden erleichternden Thränen sie weich gestimmt.

Rosanna's edle Natur konnte nur momentan unterdrückt scheinen.

Sobald sie begann, gerecht gegen Dora zu werden, trat der folgerichtige Umschlag in ihren Gefühlen ein: Dora hatte ihr viel zu verzeihen. Der Armen, die so flehend ihre Hände nach Ulrich's Schwester ausgestreckt und welcher sie die ihrigen so grausam versagt, mußte sie abbitten, mußte ihr helfen.

Es waren Stunden vergangen, bis diese Empfindung in Rosanna jedes andere Gefühl überwuchs, jetzt eilte sie zu ihr, entschlossen, ihr Unrecht voll einzugestehen und wieder gut zu machen.

Ach, diese innere Umkehr, welche sonst dem Menschen

Frieden bringt, indem sie ihn mit sich selbst versöhnt, hatte keine ihrer Tröstungen für sie, denn das eine schwerere Unglück: Igor nun unwiderruflich und für immer sich entfremdet zu haben, das lag so groß und dunkel in ihrem Herzen, daß auch nicht der leiseste Schimmer von Hoffnung mehr darin aufsteigen konnte.

Rosanna fühlte sich unaussprechlich elend. „Ich bin geboren, unter Trümmern zu leben,“ sagte sie sich.

Doch nicht an sich wollte und durfte sie denken. Das eine schreckliche Wort, welches sie Igor heute entgegengeschleudert hatte, als er sie um Schonung für die unglückliche Dora so herzlich bat, dieser Ausdruck des krassesten Egoismus und der grausamsten Gefühllosigkeit: „Ich bin nicht in der Lage, Mitleid und Güte zu spenden, wer hat denn Mitleid mit mir?“ — dies unselige Wort lag wie ein Brandmal auf ihrer Seele.

Wie sie es hatte sagen, wie sie nur eine Sekunde so hatte fühlen können, verstand sie jetzt nicht, aber es war tief in ihre Seele gedrückt und keine Macht der Welt konnte das gesprochene Wort ungesprochen machen.

Und das war das schwerste Unglück, daß Igor sie nun für schlimmer hielt, als sie war, und daß sie ihm seine Meinung nicht mehr nehmen konnte. —

Auf den Straßen herrschte eine nie erlebte Unruhe. Alle Welt schien in Bewegung.

„Der Krieg! Wir werden Krieg haben!“ rief man in den Straßen.

Krieg? — Rosanna überschauerte es. Aber es war das sicher eine falsche Nachricht!

Sie fuhr an dem Hause der armen Frau v. Reydewik vorüber.

Dort hinter den Giebelfenstern, in denen eben ein letzter Sonnenstrahl golden aufglänzte, wohnten die ihr einst so lieben Freundinnen. Alles zerstört und vernichtet, auch dies schöne Verhältniß! Und sollte es denn wahr sein, daß Oskar ein Duell gehabt, daß Ulrich den jungen Mann erschossen hatte? Das Gewicht dieser Nachricht kam ihr erst jetzt zum Bewußtsein.

Sie begriff wieder einmal, daß das Herz nur ein gewisses Maß von Schrecken und Schmerz in sich aufzunehmen vermag; wie hätte sie sonst heute früh so theilnahmlos bleiben können bei der Nachricht von diesem Unglück?

Ob Igor diese Erfahrung wohl auch kannte und sie danach milder beurtheilte?

Es war ein schreckliches Durcheinander von trostlosen Gedanken in ihr.

So langte sie bei der Villa an. Die Stadt mit ihren Tausenden von Lichtern lag in abendliches Dunkel gehüllt zu ihren Füßen; auch in der Villa brannte schon Licht, aber eine ganze Weile kam Niemand, ihr die Gitterthüre aufzuschließen. Hier wußte man offenbar nichts von der dort unten herrschenden Unruhe.

Endlich hatte ihr Diener Lärm gemacht; man öffnete und Rosanna sah in die erschrockenen und verlegenen Gesichter zweier offenbar unangenehm überraschter männlicher Dienstboten, welchen sich im Hintergrunde eine Person anschloß, die dem Aussehen nach die Köchin sein mochte.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?"

„Die gnädige Frau ist verreist," meldete der eine der Diener mit hämischer Betonung.

„Verreist —? Aber wann?" fragte Rosanna erschreckt.

„Seit dem Nachmittag. Ein fremder jüngerer Herr hat sie zu sprechen verlangt, und dann ist sie in Eile abgereist."

Rosanna war sehr peinlich überrascht. Ihr volles Herz hatte sie der Beleidigten bringen wollen, nun war diese fort? Wohin? Wohin war die Unglückliche, die keine Ahnung gehabt hatte, wo Ulrich sei? Sie konnte doch unmöglich einen Schritt der Verzweiflung —?

Rosanna stand rathlos. Sie wagte nicht zu fragen, die Physiognomien der Diener schienen ihr wenig vertraueneinflößend.

Da ertönte aus einem nahen Zimmer fröhliches Jauchzen von Kinderstimmen — Ulrich's Kinder! Sie hatte noch mit keinem Gedanken daran gedacht.

Ohne Besinnen war sie in der Kinderstube.

Die Amme, im schmucken Kostüm der Gebirgsfrauen, saß mit verweintem Gesicht und kleidete das eine Knäbchen für die Nacht, während das andere dicht neben ihr in einer prächtigen Wiege sitzend das nur in ein Hemdchen gehüllte Brüderchen mit seinen Händchen patschte.

Beide Kinder lachten und jubelten dazu, während die Amme, der die Thränen noch immer über die vollen rothen Wangen liefen, in wehmüthigstem Tone auf die ihrer Hut anvertrauten Kinder einredete: „Arme kleine Buben! Da lacht Ihr noch und seid fröhlich, indeß Euer Vater Einen

gemordet hat und die Mutter von Euch fortläuft in übergroßer Verzweiflung!"

Rosanna stand so plötzlich neben ihr und den Kindern, daß sie beinahe aufschrie vor Schrecken über die schwarze fremde Gestalt mit dem todbleichen, kummervollen Gesicht.

Rosanna fand keine Worte, sie sah nur die wunderholden Kinder, ihre ganze Seele lag in ihren Augen.

Nie, so lange sie denken konnte, hatte sie Gelegenheit gehabt, kleine Kinder anders zu sehen, als auf der Straße. Einsam, wie ihre eigene Kindheit gewesen, traf es sich so, daß in den wenigen Häusern, wo sie verkehrte, kleinere Kinder nicht waren.

Nun sprach der Anblick, der sich ihr bot, wie ein Uebermächtiges in ihrem Herzen. Etwas ganz Neues, ihr völlig Fremdes, aber einem hellen Freudenstrahl Gleiches sprang darin auf, und so war sie neben der Wiege auf die Kniee gesunken, und wie ein erlösendes und reinigendes Gebet wogten Empfindungen in ihr auf, die nichts Klares und Bestimmtes hatten, und doch Segen, unaussprechlicher Segen für sie waren.

Die Amme sah verwundert das Thun der fremden, schwarzgekleideten Dame, aber sie erkannte sofort die tiefe Bewegung derselben und deutete sie als den Kindern günstig.

Das Knäbchen in der Wiege hatte unterdeß zutraulich sich Rosanna zugewendet und streichelte diese mit den kleinen Händen, darüber wollte das andere ein Gleiches thun und strebte und strampelte zu Rosanna hin.

„Na, so geh! 's ist gewiß eine gute, liebe Dame und meint's rechtschaffen mit Euch zwei armen kleinen Buben!"

sagte die Amme und that dem Kind den Willen, indem sie's neben das Brüderchen in die Wiege setzte.

Und da kniete Rosanna nun mit verklärtem Lächeln, und die schönen dunkeläugigen Kinder mit dem blendend weißen Teint und den wie gesponnenes Silber schimmernden lockigen Blondhaaren streichelten sie um die Wette, boten ihr wechselweise die Lippen zum Kusse, und wieder und wieder, und lachten dabei in hellem Jubel, lallten auch Mama und Papa und zeigten allerlei Künste, wie sie es wohl mit den Eltern gewohnt waren.

O, dieser Balsam! Diese Wonne für das verängstete und gequälte Herz Rosanna's! Ihr war, als fiele der schwerste Theil ihrer Last von ihr ab; sie konnte nun wieder weiter gehen, wieder athmen. Ihr tiefer Schmerz blieb, aber die Bitterkeit war urplötzlich verflogen.

„Ihr süßen, lieben Kinder! Und ich ahnte gar nicht, wie reich, wie glückselig Euer Vater war!" flüsterte sie immer wieder.

„Sie sind wohl eine Anverwandte von der gnädigen Frau? Schauen ja grad so gut und lieb aus, wie sie," sagte die Amme.

„Ich bin die Tante der Kinder, des Herrn Baron Schwester, und Sie müssen mir nun helfen, liebe Frau, daß wir, so lange die Eltern fort sind, gut für die süßen Kleinen sorgen," erwiederte Rosanna.

„Ich sagt's ja! Ich dacht's ja gleich, daß Sie gut seien!" sprach die Amme hoch erfreut. Dann beugte sie sich zu Rosanna hin und fuhr leise und ängstlich fort: „D'rum will ich Ihnen auch gleich sagen, trauen Sie der

Mamsell Lotte nicht über den Weg. Das ist eine Falsche! Schon seit Stunden wühlt sie im Oberstock, hat sich eingeschlossen und packt ein an guten Sachen, was sie brauchen kann. Ich hab's der Gnädigen vor Wochen schon gesagt, aber da kann Unsereiner lange reden, die Herrschaften meinen allermehrst, sie sind doch klüger. Ihnen aber rath ich's — trauen Sie der Person nicht, sie bestiehlt diese armen kleinen Engel und macht sich nichts daraus."

Im selben Augenblick, wo die Amme geendigt, erschien Mamsell Lotte erhitzt, unruhig, verdrießlich und vor Allem mißtrauisch aussehend in der Thüre der Kinderstube.

Rosanna erhob sich. Sie war wieder in die Wirklichkeit zurückgestellt, aber sie war jetzt auch wieder sie selbst.

Ehe Mamsell Lotte Zeit hatte, eine ihr sichtbar auf den Lippen schwebende unangenehme Rede loszulassen, hatte Rosanna sie angeredet.

„Ah, kommen Sie näher, Sie sind die Haushälterin, wie mir scheint?" fragte sie befehlend.

Ein tückischer Blick Mamsell Lotte's streifte sie. Doch knixte dieselbe und bejahte. Man hatte ihr draußen schon gesagt, wer Rosanna sei; sie bebte vor Aerger, sich in ihren „Geschäften" so unterbrochen zu sehen.

„Hat Ihnen die Frau Baronin gesagt, wohin sie gereist ist?" fragte Rosanna.

Mamsell Lotte bewies ihre eigentliche Natur sofort; sie zuckte höhnisch die Achseln. „Vielleicht dem Herrn Baron nach, vielleicht auch auf eigene Hand in's Ausland!"

Vor Rosanna's großen strengen Blicken wurde sie aber doch verlegen.

„Wo sind die Schlüssel der gnädigen Frau?“ fragte Rosanna weiter.

„Die hat sie mir anvertraut, gnädige Baronesse.“

„Gut, Sie werden mir diese Schlüssel übergeben, ich bleibe die Nacht hier, richten Sie mir ein Zimmer und schicken Sie meinen Wagen sofort hinab zum Herrn Justizrath Schleuderer oder dem Herrn Doktor Feldner; Joseph soll mitfahren und nicht ruhen, bis er einen der Herren bringt.“

Mamsell Lotte wurde kreideweiß. Noch hatte sie ihren Raub nicht in Sicherheit gebracht; sollte sie ohne denselben abziehen? Denn daß sie entlassen werden würde, fühlte sie an Rosanna’s Ton. Ganz verwirrt schlich sie hinaus.

„Besorgen Sie mir auch ein leichtes Abendbrod!“ rief Rosanna ihr nach, sie hatte den ganzen Tag noch keinen Bissen genossen und fühlte sich plötzlich hungrig bis zur Ohnmacht.

Die Amme griff, sobald Mamsell Lotte fort war, nach Rosanna’s Hand und küßte dieselbe. „Das ist ein Gottessegen, daß Sie gekommen sind. Ausgeraubt hätten sie das ganze Haus!“ rief sie.

Die Kinder waren mitten in ihrer Lust eingeschlafen und lagen nun in ihren weißen Nachthemdchen, sich dicht aneinander schmiegend da.

„Ihr seid mein von nun an!“ flüsterte Rosanna, sich über sie beugend.

Sie blieb an der Wiege sitzen und schickte die Amme hinaus, sich ihr Abendbrod zu holen. Diese ging nur zu gern, die Neugier, zu sehen, welche Gesichter die übrigen Diener machten und besonders Mamsell Lotte, trieb sie.

„Was liegt doch nur so Zauberhaftes in dem Anblick dieser kleinen holden Menschenknospen?" dachte Rosanna immer wieder und konnte sich nicht satt daran sehen.

Ach, sie wußte es zuletzt. Es war der engelgleiche Friede, dies Unberührtsein von allem Erdenleid und allem Getöse und Staub des Lebens, es war die Reinheit der Kindesseelen, die, fast ihrer selbst noch unbewußt, diese unbeschreibliche Wohlthat auf sie ausübten.

Vielleicht auch war's ein unverstandenes, sehnsuchtsvolles Ahnen der höchsten Glücksempfindung, die den Menschen gestattet ist — des Mutterglücks — welche Rosanna's Herz wie eine himmlische Musik durchzog! —

Der alte Justizrath kam selbst und fand sie an der Wiege der Kinder. Es bedurfte nur weniger Worte, ihn über Rosanna's Kommen aufzuklären.

Schleuderer war ganz erschüttert; Rosanna's Hand ergreifend, zog er sie an die Lippen und sagte mit einem Nachdruck, wie sie ihn nie von dem alten Manne gehört: „Das sieht Ihnen gleich, meine liebe Baronesse, so ist's auch recht!"

Rosanna war tief gedemüthigt. „O, wenn Sie wüßten, wie ich ihr wehe gethan, wie hart und herzlos ich sie von mir gewiesen habe, diese holde, unglückliche Frau!" klagte sie in schmerzvoller Reue.

Er tröstete sie. „Zum Vergüten ist's gottlob noch Zeit, und wenn Sie können, so nehmen Sie das arme zerschlagene Herz wie eine Schwester auf, liebes Kind!" sagte er fast bittend und erzählte ihr dann, wie Juliane und er selber sich erlöst fühlten von einem unaussprechlichen

Unglück, seit sie „ihr Kind“ wieder rein und rechtschaffen wüßten.

„Und nun geben Sie mir Nachricht, was ist's mit dem Duell — wohin ist mein Bruder gegangen — wohin Dora?“ fragte Rosanna, als sie noch eine Weile über Dora und die Kinder geredet und er ihr bestätigt hatte, daß jeder nothwendige Beweis für die Heirath ohne Mühe binnen kurzer Zeit zu beschaffen sei.

Er erzählte ihr genau den Sachverhalt betreffs des Duells, den er von verschiedenen Seiten, zuletzt von dem Arzte erfahren, den Ulrich zu Dora geschickt. Von dieser letzteren Mission freilich hatte Jener nicht ein Wort verrathen.

Jetzt kam dem Justizrath selbst der beunruhigende Gedanke, ob Dora's plötzliche Abreise nicht etwa mit dem Besuch des jungen Herrn zusammenhänge, von dem man Rosanna gesagt.

Diese war erschrocken und doch erleichtert über die Nachrichten, die sie erhielt. Erleichtert für Ulrich — tief bewegt und entsetzt über dies traurige jähe Ende des leichtlebigen Oskar. Sie hatte die Klippen in seinem Charakter stets erkannt und mit Sorge beobachtet, aber daß es so mit ihm kommen würde, das hatte sie nicht gedacht.

Arme Mutter! O arme Schwester!

„Und nun der Krieg!“ lenkte der alte Herr sie ab.

„O Gott, ja! der Krieg! Und Ulrich muß sicher mit —?“

„Natürlich, die Mobilmachung ist ja schon angeordnet“

All' diese Aufregungen waren kaum zu ertragen. Ein

Glück, daß der Mensch nur ein gewisses Maß davon in sich aufzunehmen vermag. „Ich kann nicht weiter unter dieser Last!“ dachte Rosanna wieder.

Ihr alter Freund und Beistand verließ sie erst spät. „Sagen Sie sich nur Eines, liebes Kind: Gott findet immer den Weg für unsere Füße, wie dunkel es uns auch scheint und wie in der Irre wir uns auch fühlen mögen.“

Damit schied er, und Rosanna kniete an der Wiege der beiden Kinder, und es kam ihr vor, als müßten dies wohl die Engel sein, die Gott verheißen hat „vor Dir herzusenden, daß Dein Fuß an keinen Stein stoße.“

„Und ihr Vater muß in den Krieg! Aber Dora und ihre Kinder sollen nicht mehr mißachtet und ohne Recht dastehen! Ich, Rosanna, will gutzumachen suchen, was Ulrich gefehlt, und — mein eigenes Unrecht!“

Das war ein Entschluß, der es hell in ihrem Herzen machte. So sollte es sein!

Als sie zum Tode erschöpft in die Kissen des ihr zurechtgemachten Lagers sank, dachte sie, wie wenig sie heute früh geahnt, was der Abend sie würde denken lassen, wie himmelweit entfernt sie gewesen von war dem Entschlusse, der ihr jetzt schon heilige Pflicht erschien.

„Und ‚ihn‘ habe ich nun ganz und auf immer verloren!“ Das war der Kummer, der nicht wich und der sie selbst im Schlaf aufschluchzen ließ.

* * *

In der Morgenfrische des nächsten Tages fuhren die beiden Gatten der Stadt zu. Ulrich's erster Weg sollte

dem Justizrath gelten, mit ihm die nöthigen Schritte zu besprechen.

Auf Rosanna zürnte er in großer Bitterkeit. Ihr „Tugendstolz" hatte ihn, das fühlte er jetzt wie eine Entschuldigung — denn wie hätte er in einem Tage seinen größten Fehler, die Schwäche gegen sich selbst, ablegen sollen? — mehr als alles Andere in das Verfehlen des rechten Weges hineingetrieben. Ihres Hochmuths klagte er sie jetzt mit Genugthuung an!

Dora konnte auch ihrerseits ohne Schmerz und Bitterkeit des gestrigen Auftrittes nicht gedenken. Aber sie war doch gerechter; Rosanna konnte kaum anders urtheilen und — o, des Glückes — morgen schon würde sie wissen, daß sie ihr Unrecht gethan!

Seit langer Zeit hatten Mann und Frau nicht so herzlich und hingebend miteinander gesprochen. Dora fühlte, daß Ulrich an einem Wendepunkt stand.

Da fand Ulrich das gestern im Wagen von Dora bei Seite geworfene Extrablatt.

Dora erzählte, was die Offiziere sich zugerufen. Ulrich war wie elektrisirt.

Aber diese Weiber! Ueber ihre Liebesangelegenheiten kann die Welt in Trümmer gehen! Das war ja der Krieg!

Sobald sie in die Stadt kamen, ließ er bei der Wache halten. Richtig, der wachthabende Offizier bestätigte Alles, erzählte das Neueste. Das Duell, Reydewit's Tod kamen gar nicht zur Sprache. Was galten diese Dinge gegenüber den ungeheuren Ereignissen?

In vollem Trabe fuhren sie nach der Villa hinauf.

Erst die Kinder sehen und küssen, dann sofort wieder zur Stadt hinab. Das war Ulrich's Gedanke.

So kamen sie an.

Unendlich erstaunte Gesichter der Diener. Verlegene Mienen.

Die beiden Glücklichen kehrten sich nicht daran, sie eilten nur nach den Kindern. Aber wie erstarrt blieben sie in der offenen Thüre der Kinderstube stehen. War es denn möglich? War denn das Wirklichkeit, was sie sahen, ohne im ersten Augenblick bemerkt zu werden?

Mitten im Zimmer stand Rosanna, auf jedem Arm eins der Knäbchen, und Beide hatten die Arme um ihren Hals geschlungen und lehnten die rosigen Wangen an die bleichen der schmerzlich lächelnden Tante.

Die Amme sah in offenbarem Entzücken dem lieblichen Kosen der Kinder zu.

Und nun küßte Rosanna die Kleinen. „Jetzt ziehen Sie den Kindern Mäntel an! Sind die Sachen gepackt? Der Wagen wird gleich vorfahren," sagte sie.

Oder sie wollte es sagen, denn mitten in der Rede blickte sie sich, veranlaßt durch den starren Ausdruck des Staunens, der in den Mienen der Amme erschien, nach der Thüre um.

„Rosanna! Du —?" rief Ulrich.

Und bei dem Ton der Stimme jauchzten die Knaben auf und zappelten mit Händen und Füßen dem Vater, der Mutter entgegen.

Rosanna war glühend roth geworden. Aber für sie gab es hier nur Eins, sie dachte nichts Anderes. Sobald

Ulrich ihr die Kinder abgenommen, wandte sie sich Dora zu: „Dora, ich weiß jetzt Alles! O vergeben Sie mir, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen wollen, daß Sie versuchen werden, zu vergessen, was ich that!“ Und die stolze, vornehme Rosanna beugte sich vor der Schwägerin, wie gestern diese sich vor ihr fast auf die Kniee gebeugt.

Aber Dora ließ ihr dazu keine Zeit. In ihren Armen fing sie ihre besiegte Gegnerin auf. „Sie hatten Recht, der Schein war wider mich!“ sagte sie zitternd und in reizender Demuth.

Rosanna küßte sie dankbar. Und dann umarmte sie Ulrich, der in einer nie erlebten Erschütterung dieser Scene gegenüber stand und mit dem einen Arm Dora umschlingend Rosanna die Hand bot, indem er mit erstickter Stimme bat: „Hilf mir, Rosanna — ich war ein Feigling — hilf mir gutmachen!“

Er führte sie auf ihre leise Mahnung in Dora's Salon, wo es nun zu Erklärungen kam.

Aber bald fuhr der Gedanke an den Krieg dazwischen. Eine Ordonnanz fragte nach Ulrich, er mußte eilends zur Stadt.

„Sorge für die Meinen, wenn wir, was wohl bald geschieht, fortziehen,“ flüsterte er Rosanna bittend zu.

Sie nickte.

„Und was räthst Du zu thun, Schwester, um die verfahrene Geschichte jetzt wieder in's Geleise zu bringen?“ meinte er von seiner Heirath in der leichten Redeweise, die ihm gewohnt geworden, und welcher sein Ton und seine tiefbekümmerten Mienen so sehr widersprachen.

Rosanna besann sich einen Moment nur, dann sagte sie: „Ulrich, ich nehme Dora und die Kinder mit mir nach Fürstenbrück! Wir Beide haben in der That viel gut zu machen an Deiner Frau, Ulrich!“

Und dann seufzte sie schmerzlich, aber mit keinem Blick, keiner Klage sprach sie von ihrem eigenen Unglück.

— — — — — — — — — — — —

Der Krieg!

Alles Andere schwieg davor, man übersah und überhörte das Aufregendste vor dem welterschütternden Triumphzuge der deutschen Waffen.

Oskar v. Reydewik's Mutter und Schwester trauerten mit Feldner fast vereinsamt neben der Leiche und dem Grabe ihres geliebten Todten. Ach, sein Fehler war ja nur der Leichtsinn gewesen! Nur! — Und welche furchtbare Folgen hat dieser lächelnde Leichtsinn so tausend und tausendfach auf Schuldige und Unschuldige herabbeschworen!

Der bitterste Tropfen in dem Leidenskelch der Frauen war der Gedanke, daß jetzt der Krieg tobte, und daß Oskar thatlos, ruhmlos sein Leben verspielt hatte.

Graf Igor war bei dem Heere in Frankreich; sein Name wurde täglich genannt unter den Ersten der Nation.

Comtesse Sidonie mußte des Krieges wegen in höchster Eile abreisen; sie war nicht einmal nach Fürstenbrück zurückgekommen, Rosanna fand darin einen Trost, sie schrieb ihr später Alles.

Der alte Justizrath und seine Schwester vergötterten Baronesse Rosanna und hätten ihr vor lauter Dankbarkeit,

daß sie Dora als Schwester aufnahm, die Hände unter die Füße legen mögen.

Die Welt urtheilte aber anders, besonders Rosanna's und Ulrich's „Welt", als man endlich Zeit fand, sich mit Nebendingen zu beschäftigen. „Sie ist verrückt!" hieß es, und die Gesellschaft brach alle Beziehungen zu der Baronesse Rosanna ab, so daß ihr nur einzelne echte Freunde treu blieben — sehr wenige.

## 26.

Sieben Jahre sind seit den zuletzt berichteten Vorgängen verflossen. Schloß Fürstenbrück, gebadet im Lichte der warmen Maiensonne, zeigt sich heute wie ein wieder jung gewordener Alter, dem herzerwärmende Freude aus allen Zügen lacht.

Vom Thurme herab flattert die schwere seidene Fahne, in deren Mitte das Wappen der Tiefenried gestickt ist, aus den hier und dort geöffneten Fenstern sind ein paar weiße Gardinen kecken Muthes in's Freie geschlüpft und machen sich dort lustig gaukelnd im Winde zu schaffen, der lind und weich ganze Wellen von Duft aus Wald und Feld herüberträgt.

Es ist nichts sonderlich Festtägliches gerade im Hof und um das Schloß herum zu sehen, und doch liegt mehr als Sonntagsstimmung über demselben.

Das hat auch guten Grund, denn die Schloßherrin erwartet heute lieben, hocherfreulichen Besuch, und wie ihr Herz in Freude und Erwartung unruhiger als sonst gewöhnlich klopft, so freut sich Alles mit ihr, was ihr angehört.

An Onkel Walter's ebenfalls weit offenem Fenster steht dieser — ein weißhaariger Greis jetzt — und schaut mit lachenden Augen auf seine jugendlichen Zöglinge, zwei kräftige Knaben, die gespannten Blickes den Weg überwachen, auf welchem der Wagen kommen muß, der zur Bahn geschickt wurde, Ihre Durchlaucht die Fürstin Hartenstein abzuholen.

Die Jungen sind außer sich vor Vergnügen und Spannung. Tante Rosanna hat, ihren Bitten nachgebend, erlaubt, daß der Jäger die alten Böller, welche sich im Inventar des Schlosses befanden und welche so prachtvoll knallen, wenn sie zum Erntefest, zum Sylvester und bei ähnlichen feierlichen Gelegenheiten abgeschossen werden, auch heute in Stand setze und zur Erhöhung der Feststimmung abschieße. Jetzt gilt es, den richtigen Moment erfassen!

Unten im Garten steht neben seinen Geschützen der Jäger, eine Anzahl der Knechte im Sonntagsstaat, die, wie das ganze Volk hier zu Lande, sich eine Freude ohne einiges Knallen gar nicht denken können, umgibt ihn in froher Erwartung; Alle blicken hinauf nach den jungen Herrchen dort oben am Fenster, und diese, mit glühenden Wangen, haben schon mehrere Male blinden Lärm geschlagen, so daß Onkel Walter's beschwichtigende Ruhe freilich sehr am Platze ist.

„Da! Da kommen sie aber! Jäger, sie kommen! Sie sind da! Hurrah! Bums! Bums!“

Ach, wie das prachtvoll dröhnte! „Schnell wieder laden! Wenn sie nahe sind, gibt's noch einmal einen

Gruß!" so schreien und jubeln die Kinder, die Böller werden eilends wieder geladen, und Bums! Bums! gibt's noch einmal ein paar Schüsse, just als der Wagen über die Schloßbrücke fährt, und eine Dame lachend und weinend zugleich der Kommenden mit ihrem Tuche grüßend entgegenwinkt.

Dann ist sie weggestürzt vom Fenster, die Treppe hinab in den Hof, und da fliegt ihr lachend und jubelnd die Ankommende in die Arme.

„Sidonie! Meine Sidonie!"

„Rosanna! Grüß Gott, liebes Herz! Aber nun weint sie und ich lache! Gelt, so war's immer! Das ist mir gleich ein tröstlich Zeichen, daß wir noch ganz die Alten sind!

Und da ist mein lieber, verehrter Herr Professor! Und geschossen hat man! Und einen Frack hat er an, mir zu Ehren! Nein, das ist zu reizend, und für diesen zeitgemäßen Fortschritt bekommt unser Troubadour seinen gebührenden Dank! — Da, lieber, schönster Professor, einen rechtschaffenen Kuß! Ich will ihn schon bei meinem Manne vertreten. Sieh nur, Rosanna, er wird ganz roth! — Und da ist unsere liebe, theure Tante Hillberg! Ach, Ihr Lieben, Ihr Lieben, wie glücklich bin ich, Euch wieder zu haben! Menschen mit Seelen! Ach, wie die selten sind! — Aber nun komm', Rosy, laß Dich anschauen, Du weltberühmte Dame Eisherz! Du liebe Rosy! Na, weine nur, die Tropfen hängen wie Diamanten in Deinen schönen, ernsten Augen! Also es freut Dich, daß ich kam? O, und Ihr ahnt noch gar nicht, was ich bringe! —

Aber Eines nach dem Anderen! — Rosy, Rosy, mir ist plötzlich, als läge die ganze staubige, wirre Welt versunken hinter mir! Es wäre kein Schade d'rum, wenn wir meinen Mann aus dem Krach gerettet hier hätten! Und in Deinem Zauberschlosse lebten wir dann wie Märchenleute ein göttlich stilles Leben mit uns selber!"

Fürstin Sidonie Hartenstein plauderte lebhafter, lustiger als je, und sah auch hübscher, aufgeregter und vergnügter aus, wie Rosanna sie jemals gesehen.

Den Onkel Walter noch einmal auf beide Wangen küssend, dann Tante Hillberg, die recht alt geworden, zärtlich umarmend und darauf sich an Rosanna's Arm hängend und unaufhörlich plaudernd, die funkelnden Blicke umherwerfend und dazwischen dann wieder lang beobachtend und liebevoll in Rosanna's Augen sehend, mit einer Innigkeit, welche man dieser Quecksilbernatur gar nicht zutraute, so waren sie in das Schloß getreten und so hatte Sidonie sich zu den für sie bestimmten Zimmern führen lassen.

„Wie das jetzt Alles fertig und gediegen hier aussieht!" hatte die Fürstin dabei sogar gleich bemerkt.

Ihre Gesellschaftsdame und ihre Kammerfrau waren schon dort, die Koffer wurden eben gebracht.

„Gut so, meine Rosy, ich mache mich schnell ein wenig frisch, es war eine lange, staubige Fahrt, und dann muß ich Dich haben, eine ganze lange Zeit, und eine Welt mußt Du mir erzählen, denn wenn auch Andere ganze Bücher von Dir melden, was wissen sie von Dir? Du selbst sollst mir's sagen, und ich habe dagegen von einer anderen Welt Dir zu erzählen, eine ganze Romanzeitung

mit siebenzig und einigen Romanen, alle ‚aus dem Leben‘ und ‚aus der Gesellschaft‘!

Und nun lebe wohl,“ brach sie ab, ohne im Plaudern zu endigen, „und werde still in Dir, Du Theure! Ich sehe Dein Herz, und es singt eine ‚seltsame Melodei‘! Lieb' — Deine Augen sind Verräther —! Wie reizend von Dir, mir meine alten Zimmer wieder zu geben — nur viel schöner sind sie geworden! Adieu Lieb', bis nachher!“

Tante Hillberg und Onkel Walter hatten sich in das sonnendurchwärmte „Blumenzimmer“ gesetzt, das im Thurme unter Onkel Walter's Stuben gelegen, Rosanna's Wintergarten geworden war, und auch im Sommer für die beiden Alten ein Lieblingsplätzchen bildete.

Sie selbst stand allein in ihren Zimmern, die heute bleichen, durchgeistigten Züge eine Bewegung spiegelnd, von der Fürstin Sidonie, richtiger als sie selbst wußte, sagte, daß sie wie eine „seltsame Melodei“ Rosanna's Herz durchklinge.

Seltsam in der That! Alle Freude, alles Leid von sieben Jahren — ach von mehr — in wunderbarer Verschmelzung!

Da stand sie, die Herrin von Fürstenbrück, die Dame Eisherz, von der es sagenhaft fast von Mund zu Mund ging, daß sie jung, schön, reich, gesund an Leib und Seele, einsam und nur der Verwaltung ihrer Güter lebend, noch keinem Manne gestattet habe, um sie zu werben.

Da stand sie, die Hände auf die Brust gepreßt und starrte wie traumverloren vor sich hin, während über ihre Wangen langsam zwei Thränen rieselten.

Erzählen soll sie! —

Wie ein Buch liegen die sieben Jahre plötzlich wie abgeschlossen und als ein fertiges Ganzes vor ihr.

Und warum nicht? Warum nicht sprechen von überwundenen Schmerzen, vergeblichem Harren, geduldiger Resignation und wieder gewonnenem Herzensfrieden?

Es ist abgethan, dies vergangene Leben, abgethan und abgeschlossen, und sie ist eine Andere geworden — eine ganz Andere, aus sich heraus unter Arbeit und Mühe und strenger Selbstzucht.

Rosanna v. Tiefenried hebt den Kopf, ihre Augen blicken wieder fest und klar, wie jetzt immer, und jenes undefinirbare Etwas was „die Herrin" kennzeichnet, gibt ihrer Erscheinung eine Würde, welche sonst einer so mädchenhaft schlanken und zarten Gestalt nicht eigen ist.

Die Leute sagen: „Sie wird alle Jahre schöner!" — Sie drücken sich nicht ganz korrekt aus, denn auf dem feinen Oval ihres Gesichtes ruht der Schimmer der ersten Jugend nicht mehr.

Was Rosanna schön macht, schöner jedes Jahr, das ist der Ausdruck inneren Genügens, stiller Befriedigung und warmer Lebenskraft, der sich mehr und mehr entwickelte.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Im Banne der Leidenschaft.

## Novelle

von

## Clarissa Lohde.

1. 

Auf dem Balkon eines der großen Hotels in Interlaken befanden sich drei Personen beim Morgenimbiß, eine Dame und zwei Herren. Die Dame, eine hübsche Blondine mit dem unverkennbaren Typus der angelsächsischen Rasse, lehnte nachlässig in dem weichen Fauteuil, vor dem ein kleiner Marmortisch mit der Frühstückschokolade und einigen zierlichen Rauchutensilien stand. Sie hatte sich eben eine Cigarette angezündet und kräuselte gemächlich ringelnde Rauchwölkchen in die Luft. Auch die beiden Herren rauchten ihre Morgencigarren.

Der Aeltere, von kräftiger, stattlicher Gestalt, zeigte sich in Gesichtsschnitt und Haltung als Landsmann der Dame, der Andere, hochgewachsen, schlank, offenbarte den Deutschen, und zwar den deutschen Aristokraten. Ein köstlicher Julimorgen umgab mit tiefblauem Aether die herrliche Gebirgskette. Blendend in ihrem weißen Schneemantel strahlte die Jungfrau herüber, eine Königin der Alpen inmitten ihrer Vasallen.

Die Stille wurde endlich durch die in englischer Sprache von der Dame gemachte spöttische Bemerkung unterbrochen: „Ich möchte wohl wissen, welches Räthsels Lösung Baron Sernow heute auf den Schneefeldern sucht!“

„Die Deutschen sind enthusiastische Naturen, Blanche, lassen Sie ihn träumen!“ kam der Amerikaner seinem Freunde zu Hilfe.

„Sie sollten im Gegentheil, wenn Sie in Wahrheit Baron Sernow's Freund sind, Onkel Reginald, ihn zu unserer praktischeren Weise zu bekehren suchen.“

„Wenn nun aber Stratford selbst durchaus nicht so praktisch wäre, als Sie voraussetzen, Miß Roberts?“ versetzte Baron Sernow mit einem feinen Lächeln, das ihm ungemein gut stand. „Ist er doch ein Freund der Deutschen, und hat als solcher gleichfalls seine romantischen Neigungen.“

„Wirklich?“ Blanche richtete ihre schönen blauen Augen fragend auf den Onkel.

„Warum soll ich's leugnen,“ bestätigte dieser, „daß mir die deutsche Art besonders sympathisch ist. Hätte ich Ihnen sonst wohl eine deutsche Gesellschafterin empfohlen, Blanche?“

„Auf den Rath Baron Sernow's! Uebrigens bleibt es sich ja auch völlig gleich, welcher Nationalität die Dame angehört, welche die europäische Sitte mir als Begleiterin aufzwingt.“

„Die aber,“ warf jetzt Baron Sernow neckend ein, „viel zu jung sein dürfte, um den Anforderungen deutscher Sitte in Wahrheit zu genügen. Sie protestirten indessen so energisch gegen eine Dame gesetzten Alters —“

„Weil mir häßliche und runzelige Gesichter in meiner nächsten Umgebung unerträglich sind,“ unterbrach ihn Blanche. „Und wozu denn auch alt? Bedarf ich etwa eines Schutzes, ich, eine freie amerikanische Bürgerin, die überdies noch den Vorzug genießt, ihren Onkel zur Seite zu haben?“

„Der indessen nach Sernow's Ansicht,“ scherzte Stratford, „zu Ihrem Beschützer auch noch nicht alt und grau genug ist.“

„Ah,“ spottete Blanche, „die deutschen Männer müssen also erst graue Haare haben, ehe eine Dame sich ihrem Schutze ohne Scheu anvertrauen darf? Bei uns ist das anders; wir trauen auch unseren jungen Männern Besseres zu!“

Sernow lächelte: „Ich weiß, Sie stellen die Männer Ihrer Nation weit über uns andere Sterbliche, die nicht des Glückes sich rühmen können, auf amerikanischem Boden geboren zu sein.“

„Freilich, warum sollte ich es leugnen?“

„Da hören Sie's, Stratford,“ wandte Sernow sich nicht ohne leisen Spott zu diesem, „wie beneidenswerth sind Sie, schon allein Ihrer Nationalität wegen den Sieg über alle anderen Bewerber um Ihrer schönen Nichte Gunst davonzutragen —“

„Eine Gunst,“ warf Stratford ein, „die ich indessen nur halb verdiene, da ich, wie Blanche ja weiß, von mütterlicher Seite deutsches Blut in meinen Adern habe und überdem im Begriffe bin, deutscher Unterthan zu werden.“

Die junge Dame vermochte ihre peinliche Ueberraschung nicht zu verbergen.

„Sie, Onkel Reginald, deutscher Unterthan?"

„Mit Ihrer Erlaubniß, ja; ich bin im Begriff, Besitzer einer Villa in Baden-Baden zu werden, und will dort meinen bleibenden Wohnsitz aufschlagen."

Blanche biß sich auf die Lippen; sie war durch das Gehörte offenbar höchst unangenehm berührt. Sie erhob sich nach kurzer Pause und bemerkte leichthin: „Ich glaube wirklich, es ist die höchste Zeit für mich, Toilette zu machen. Die Gesellschafterin trifft ja wohl mit dem Zuge gegen zwölf Uhr hier ein, und es könnte den Respekt der Deutschen" — sie betonte das etwas spöttisch — „vor mir beeinträchtigen, wenn sie in so vorgerückter Stunde mich noch im Negligé anträfe." Damit zog sie sich mit graziöser Handbewegung gegen die Herren zurück, deren Blicke ihr folgten.

„In Wahrheit, ein schönes Geschöpf," bemerkte Baron Sernow, als die Thüre des Salons sich hinter ihrer schlanken Gestalt geschlossen hatte.

„Ein Bild, das man gern betrachtet, doch aus der Ferne, wo die kleinen nationalen Unarten sich nicht bemerkbar machen," fügte Stratford hinzu.

„Sie sind bitter in Ihrem Urtheil, lieber Stratford, und — lassen Sie es mich aussprechen — undankbar! Die junge Dame zeigt eine besondere Zuneigung für Sie!"

„Weil ich ein Mann ihrer Nationalität bin; das ist Alles!"

„Eine liebenswürdige Neckerei, unter der sich, wie ich glaube, ein ernsteres Gefühl verbirgt."

„Glauben Sie doch das nicht, Sernow! Eine Amerikanerin ist viel zu praktisch, um zu lieben.“

„Aber doch nicht zu praktisch, um gerne heirathen zu wollen?“

„Das freilich nicht, und wenn Sie meinen, Blanche wünsche mich zu heirathen, so gebe ich das gerne zu, ja ich bin überzeugt, man hat sie zu dem Zwecke hergeschickt, sich hier einen Lebensgefährten zu suchen. Man scheint es in New-York vergessen zu haben, daß ich kein Mann bin, auf den sich spekuliren läßt —“

„Daß Sie ein Mann sind,“ fiel Sernow ein, „der nach wärmeren Gefühlen verlangt, als die sehr verständige junge Dame zu besitzen scheint.“

Stratford nickte.

„Und außerdem, welch' eine Erfahrung mußte ich gerade auf amerikanischem Boden machen! Als Jüngling von einigen zwanzig Jahren verliebte und verlobte ich mich mit einem schönen und, wie ich glaubte, in heißer Liebe für mich entbrannten Mädchen. Aber der Zufall wollte, daß, ehe wir dazu kamen, unser Ehebündniß zu schließen, einer der reichsten Männer New-Yorks sie kennen und lieben lernte. Der Macht seines Reichthums gewiß, warb er um sie; meine Braut schrieb mir darauf eines Tages einen höflichen Absagebrief, und einen Monat später wurde sie die Gattin des Millionärs. Daß ich jetzt gegen schöne Frauenaugen, die einer Dame meiner Nation angehören, gewappnet bin, das ist wohl selbstverständlich.“

Sernow, dessen Blick sich unruhig in die sonnenbeschienenen Boskets des Gartens vertieft hatte, nickte dem Freunde

zerstreut zu, stand dann auf und griff mit auffallender Hast nach seinem Hute.

„Ein andermal mehr über dieses Thema, Stratford. Für jetzt entschuldigen Sie mich!“

Auch Stratford sah jetzt aufmerksamer in den Garten hinab und bemerkte dort eine schlanke Frauengestalt, die langsam der Ausgangspforte zuschritt.

„Ah, Sie wollen Frau v. Berkow aufsuchen?“ sagte er mit einem raschen Blick auf den Freund, der unter demselben erröthete.

„Ja. Sie wissen, ich begleite Frau v. Berkow zuweilen auf ihren einsamen Spaziergängen, Sie erwartet mich —“

Stratford war sehr ernst geworden, er legte seine Hand auf Sernow's Schulter und sah ihm mit sorgenvollen Blicken in das bleiche, erregte Antlitz.

„Mein armer, theurer Freund, bedenken Sie auch recht, welche Gefahr für Sie in diesem häufigen Verkehr mit der schönen, unglücklichen, einst von Ihnen geliebten Frau liegt? Seien Sie vorsichtig, spielen Sie nicht mit dem Feuer, in dessen Flammen Ihr Glück, die Ehre einer geachteten, von Ihnen verehrten Dame verzehrt, für immer vernichtet werden könnte!“

Sernow schaute mit verzweifeltem Aufblick dem Freunde in's Auge und es kam wie in bangem Stöhnen über seine Lippen: „Zu spät, Freund, zu spät! Zu spät für meine, für ihre Ruhe! Ein Zufall führte uns zusammen; doch was sage ich Zufall? Das Geschick, welches vielleicht das Unglück unseres Lebens besiegelt, gegen das man aber

nichts vermag, das man erfüllen muß auch gegen seinen Willen."

Stratford war sehr bleich geworden; heftig preßte er den Arm des Freundes.

„Die Leidenschaft spricht aus Ihnen, Sernow, nicht die klare starke Vernunft. Geben Sie dem schwächeren Weibe das Beispiel unerschütterten Muthes, fester Selbstbeherrschung, und bewahren Sie sich und ihr das Gut, das dem Menschen das Höchste sein soll, und das ihm selbst die heißeste Leidenschaft nicht entreißen darf: das Gut eines reinen Bewußtseins, eines ruhigen Gewissens."

„Ich verstehe Sie, Stratford, verstehe ganz Ihre gute Meinung. Auch wissen wir Beide sehr wohl, daß es unsere Pflicht ist, zu entsagen. Aber wie wir das ertragen werden, ertragen können, das geht doch vielleicht über unsere Kraft." Und ohne Stratford Zeit zu einer nochmaligen Erwiederung zu lassen, preßte er nur dessen Hand und eilte hinaus.

* * *

Auf's Heftigste erregt, durchmaß Sernow eine dunkle, an den Garten des Hotels stoßende Allee, ehe er den Promenadenweg einschlug, den die Dame vorhin genommen hatte. Dunkle Wolken lagerten auf seiner Stirne, seine Lippen zuckten in Bitterkeit und Schmerz. Er grollte mit sich, mit seiner Schwachheit, mehr aber noch grollte er dem Geschicke, das ihn einst grausam von der Geliebten gerissen hatte, um ihn nach Jahren der Trennung, nachdem die Wunde fast geheilt, nun wieder mit ihr zusammenzuführen, zu ihrem, zu seinem Verhängniß!

Felix v. Sernow und Frida v. Wallwitz waren Jugendgespielen gewesen. Sernow's Vater, damals Oberst und Kommandeur des Regiments, in dem Herr v. Wallwitz, der Vater Frida's, den Rang eines Majors bekleidete, hatte mit innerer Freude den innigen Verkehr seines einzigen Sohnes mit des Kameraden lieblicher Tochter gesehen, denn der alte Herr hielt es im Innern für eine ganz abgemachte Sache, daß die zusammen aufgewachsenen Kinder einst ein Paar werden würden. Doch der brave Oberst hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Herr v. Wallwitz, ein Streber und Lebemann, außerdem noch Vater von zwei lebenslustigen Offizieren, hegte ehrgeizigere Pläne für seine schöne Tochter, als eine Verbindung mit dem noch auf der Universität befindlichen Jugendfreunde derselben, dessen Vermögensverhältnisse damals noch durchaus keine glänzenden waren. So geschah denn das Ueberraschende, daß Frida mit ihrem Vater eines Tages von einer Badereise als Verlobte zurückkehrte, und zwar als Verlobte des ältlichen, reichen Majoratsherrn v. Berkow. Felix war schon einige Tage früher durch einen Brief des Majors v. Wallwitz über das Geschehene unterrichtet worden, der ihn in einen Zustand unbeschreiblicher Verzweiflung versetzte. Vergeblich waren des Vaters Trostworte und Ermahnungen, das junge Herz vermochte sich nicht in das so unerwartet hereingebrochene Verhängniß zu finden. Eine heftige Krankheit warf ihn nieder, und als er endlich nach Monaten in sein Vaterhaus zurückkehrte, schien das Vergangene aus seinem Leben ausgelöscht zu sein. Weder Major v. Wallwitz noch Frida weilten mehr in der Stadt. Ersterer hatte

sich zu einem anderen Regiment versetzen lassen, Frida aber, bereits vermählt, war ihrem Gatten in die neue Heimath gefolgt.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen, Felix hatte die diplomatische Carrière eingeschlagen und längere Zeit als Attaché der deutschen Gesandtschaft in Washington geweilt, wo er auch Stratford kennen gelernt hatte. Erst vor wenig Jahren, nach dem Tode seines Vaters und Oheims zur Erbschaft großer Besitzungen in Schlesien gelangt, war er nach Deutschland und zwar in Begleitung seines neugewonnenen Freundes zurückgekehrt.

Stratford war seitdem ein häufiger Gast bei Sernow gewesen, und in jedem Sommer unternahmen die Freunde einen gemeinsamen Ausflug in's Gebirge, um beim Wandern durch die schöne Alpenwelt Gemüth und Herz zu erfrischen. Diesesmal war Interlaken zum festen Aufenthalt gewählt worden, weil Stratford von seiner Cousine, der verwittweten Mrs. Roberts in New-York, gebeten worden war, ihre Tochter, die wissenschaftlicher Studien wegen nach Europa reisen wolle, während ihres Aufenthaltes daselbst unter seinen Schutz zu nehmen. Obwohl die Freiheit der Freunde dadurch stark beschränkt wurde, fügten sie sich doch gern in diesen Zwang, da das schöne Mädchen eine recht unterhaltende Gesellschafterin war. Dennoch hatte es Stratford angemessen gefunden, um nicht nähere Konsequenzen aus diesem Zusammensein ziehen zu lassen, eine Gesellschafterin zu engagiren, deren Ankunft man noch am heutigen Vormittage erwartete.

Kurz nach der Ankunft der Freunde mit ihrer jungen

Schutzbefohlenen in Interlaken war dort auch Frau v. Berkow, von einem längeren Bade-Aufenthalt in St. Moritz kommend, in Begleitung einer alten Dienerin eingetroffen, und hatte durch eine seltsame Fügung in demselben Hotel Wohnung genommen. Das erste Wiedersehen der beiden einst so grausam von einander Gerissenen war ein tief erschütterndes gewesen. Frau v. Berkow, jung, verwöhnt, unbefriedigt in ihrer Ehe mit dem älteren Manne, in dessen Eigenart sie sich nicht zu finden wußte, gab sich ohne Ueberlegung dem Reiz eines Verkehrs hin, der ihr die Jugend mit all' ihrem versunkenen Glück, ihrer Frische und Seligkeit wieder zurückführte. Was Wunder, daß auch Sernow wie von einem Rausche umfangen an nichts mehr dachte, als an die wiedergefundene Jugendgeliebte, nichts mehr begehrte, als ihr in das dunkle, schwärmerisch ihm entgegenleuchtende Auge zu sehen, mit ihr in die Erinnerung an die schöne Jugendzeit sich zu versenken, bis die Gegenwart ihren Blicken allmählig zu entschwinden begann. Vergessen war, was sie trennte, vergessen der ernste Gemahl daheim, der ihr stets ein gütiger Gatte gewesen und ihr sein volles Vertrauen schenkte, vergessen die beiden holden Töchter, die bereits sehnsüchtig der Heimkehr der Mutter harrten. Die leidenschaftliche Frau dachte, empfand nur noch Eines: die heimliche Wonne einer neu aufkeimenden Liebe, die Glückseligkeit der Begegnung mit einem gleichempfindenden Herzen. Doch ach, wie ein flüchtiger Hauch schwand dieses Glück dahin, als das erste Wort der Liebe fast unbewußt über die Lippen drang, als Felix, die bebende Hand der



geliebten Frau in der seinen haltend, flüsterte: „Frida, liebe, geliebte Frida!“

„Felix, Du guter, getreuer Felix!“

Leise, kaum hörbar nur zitterte der Klang dieser Worte in ihrem Ohr, doch einem Donnerhall gleich tönte er in Beider Herzen nach. Erbleichend lösten sie ihre Hände und sie schritten schweigend, mit bangem Herzklopfen neben einander hin. Dieser eine Moment hatte ihnen im grellen Lichte gezeigt, an welchem Abgrunde sie standen. Dennoch wollten und mochten sie nicht zu dem einzigen, richtigen Rettungsmittel aus der Gefahr, die sie bedrohte, greifen, zu augenblicklicher Trennung.

So fuhren sie denn fort, in unveränderter Weise mit einander zu verkehren, ein Verkehr voll unausgesprochenen Glückes und des bittersten, schmerzlichsten Leides zugleich. Von Tag zu Tag schob Frida ihre Abreise hinaus, es däuchte ihr unmöglich, ihn nicht mehr zu sehen, wieder in das Dunkel ihres trostlosen Lebens zurückkehren zu sollen. Und als er nun heute aus einem Seitengange hervortrat, sie mit ernstem und doch so zärtlichem Blicke grüßend, da ergoß sich die rosigste Gluth über ihre Züge, den Schimmer zartester Jugendblüthe auf dieselben zurückrufend.

Sernow sah sie lange voll tiefer Bewegung an. Konnte, durfte er diesen kurzen Moment des Glückes ihr durch die Erinnerung an das verkürzen, was unabänderlich vor ihnen stand: ein Scheiden für immer? War das Schwäche von ihm? — Nun wohl, wer konnte diesem Blicke, diesem

süßen Ausdruck der Freude gegenüber noch die grausame Nothwendigkeit im Auge behalten? Nein, diesen kurzen, letzten Schimmer eines Glückes noch zu genießen, so lange das Schicksal es vergönnte, das durfte ihm Niemand verwehren. So scheuchte er denn die Wolken von seiner Stirne, zog die dargebotene Hand Frida's an seine Lippen und schritt lächelnd an ihrer Seite hin, wie ein Glücklicher, der sich ganz der Wonne des Augenblickes hingibt.

## 2.

Von der Bahnstation rollte der Hotelwagen mit den neu angekommenen Gästen seinem Ziele zu, unter denen sich auch die engagirte Gesellschafterin der jungen Amerikanerin befand.

Es war eine zierliche Mädchengestalt in grauem Mantel, den großen Reisehut auf einem schlicht frisirten Haupte, unter dem ein Paar klare blaue Augen mit einiger Aengstlichkeit hervorschauten. Schüchternen Fußes betrat sie das Zimmer, in dem Blanche jetzt in voller Toilette die Neuangekommene empfing.

„Miß Mary Feldheim?“ fragte Blanche, ihre grauen Augen mit kalt prüfendem Ausdruck auf dieselbe richtend.

Die Angeredete verneigte sich.

„Ihnen sind durch die Vermittelung der Frau v. Berkow die Bedingungen bekannt geworden, unter denen ich eine Gesellschafterin für die Dauer meines Aufenthaltes in Europa zu engagiren wünschte?“

„Ja, und ich hoffe, diese Bedingungen erfüllen und

Ihre Zufriedenheit mir erwerben zu können, Miß Roberts," war die mit einer sanften, wohlklingenden Stimme in gutem Englisch gegebene Antwort.

„Daß Sie des Englischen mächtig sind, höre ich zu meiner Zufriedenheit. Im Uebrigen werde ich Ihre Dienste wenig gebrauchen; in der Führung einiger Korrespondenzen, in Ihrer Gegenwart bei etwaigen Ausflügen und Promenaden werden Ihre ganzen Pflichten bestehen!"

Bei diesen Worten drückte sie auf eine vor ihr stehende Glocke und bedeutete die eintretende Jungfer, das Fräulein auf ihr Zimmer zu geleiten.

Stumm sich verneigend, folgte das junge Mädchen der mürrisch ihr voranschreitenden Dienerin, die gleich ihrer Herrin eine besondere Antipathie gegen die Deutschen zu zeigen für gut fand, so daß Marie Feldheim sich ziemlich niedergedrückt an das Auspacken und Ordnen ihrer Garderobe machte.

Sie benutzte dann die ihr für die Nachmittagsstunden freigegebene Zeit, um Frau v. Berkow, der sie die Stelle bei Miß Roberts verdankte, ihren Besuch abzustatten. Ihre Tante, eine jüngere Schwester ihrer in einer kleinen Stadt Vorpommerns lebenden verwittweten Mutter, war Erzieherin der Berkow'schen Kinder, und hatte die Nichte für die Stellung bei der Amerikanerin empfohlen.

Die Dame, obwohl etwas angegriffen auf dem Sopha ruhend, empfing das junge Mädchen mit vielem Wohlwollen. Sie plauderte ein halbes Stündchen mit Marie vertraulich über deren durch die Tante ihr bekannten Verhältnisse, versicherte sie ihrer Theilnahme und ihres

Schutzes, und ermahnte sie, nicht den Muth zu verlieren, wenn auch anfangs nicht Alles ihren Wünschen entsprechen sollte.

Gerührt über so viel Freundlichkeit, die in einem so wohlthuenden Gegensatz gegen den von Miß Roberts ihr zu Theil gewordenen hochmüthigen Empfang stand, kehrte Marie, um Vieles in ihrem Herzen erleichtert, in ihr Zimmer zurück. Dort setzte sie sich sogleich an den Schreibtisch, um der Mutter und Tante über ihre glückliche Ankunft und die ersten Stunden in der Fremde Nachricht zu geben. Beim Schreiben aber kam wider ihren Willen eine Wehmuth über sie, ein Heimweh nach ihren Lieben, das ihr die Thränen in die Augen trieb. Unmuthig über sich selbst sprang sie auf und trat auf den Balkon hinaus, um sich durch den Anblick der herrlichen Natur aus ihrem Trübsinn zu erheben.

Im Garten hatte das Konzert schon begonnen; heitere Weisen tönten zu der Einsamen hinauf. Der letzte Abendschimmer lag auf den Bergfirnen und färbte sie mit seinem Purpurschein. Welch' ein Anblick! Vergessen war alle Sorge, die Mariens junge Brust bedrückte.

„Nicht wahr, hier ist es schön, schöner als in Ihrer heimischen Mark?"

Diese in fremdartigem Accent zwar, aber in gutem Deutsch an sie gerichtete Frage schreckte Marie aus ihrer Versunkenheit auf. Ueberrascht blickte sie sich um, sie hatte sich allein gewähnt, jetzt erst bemerkte sie, daß nicht weit von ihr Mr. Stratford in einem Lehnstuhle sitzend, seine Cigarre rauchte.

Etwas verlegen durch diese unerwartete Anrede, aber doch ohne Scheu erwiederte sie: „Unbeschreiblich schön ist es hier, dennoch verliert die sandige Mark für mich dadurch nichts an Werth, ist sie doch meine Heimath!"

„Sie lieben Ihre Heimath also sehr?"

„Wie sollte ich nicht? Ist doch jede Erinnerung, Alles, was uns theuer ist auf Erden, mit dem heimischen Boden verwachsen! Wer könnte das je vergessen?"

„Und dennoch, mein Fräulein, haben Sie sich ja losgerissen von den Ihren, sind allein in die Fremde gegangen!"

Marie senkte langsam die Lider, sie fand nicht gleich eine Antwort.

„Ah, ich kann es mir denken," fuhr er in mildem Tone fort, „die Nothwendigkeit ist es, die Sie, wie so manchen Anderen, aus der Heimath getrieben hat!"

„Doch nicht so ganz!" entgegnete sie freimüthig. „Meine Mutter lebt, wenn auch in beschränkten, so doch nicht in so dürftigen Verhältnissen, daß ihre Tochter gezwungen wäre, aus dem Hause zu gehen! Es war vielmehr das Verlangen, die Welt und das Leben besser kennen zu lernen, als es mir im engen Kreise meiner Vaterstadt möglich, der Wunsch, meine eigene Kraft auch in fremden, schwierigeren Verhältnissen, als daheim bei der Mutter, zu erproben."

„Freilich," meinte er, „das ist der Drang jeder jungen Menschenbrust, und doch wäre es besser, man folgte ihm nicht."

Sie blickte ihn befremdet an, die Frage schwebte auf

ihren Lippen: „So wäre es auch für mich besser gewesen, daheim zu bleiben, ist das die Deutung dieser Worte?“ Aber sie kam nicht dazu, dieselbe auszusprechen, denn die Thüre des anstoßenden Salons wurde aufgestoßen und in derselben erschien Miß Roberts.

„Sie hier, Fräulein Feldheim?“ rief sie mit schneidendem Tadel. „Ich meinte, Sie bedürften der Ruhe, und nur deshalb gab ich Ihnen den Abend frei.“

Stratford drehte sich mit unwilliger Geberde nach der Sprecherin um.

„Hat Ihnen die Musik etwa die Laune verdorben, Blanche?“ fragte er.

Jetzt erst bemerkte sie ihn und beeilte sich, einzulenken.

„Ah, Onkel Reginald! Wir zerbrachen uns den Kopf, wo Sie geblieben sein könnten. Sie versprachen doch, wieder hinunter zu kommen?“

„Es war das auch meine Absicht, der Sie indessen zuvorgekommen sind!“

Marie hatte einen Moment verwirrt, nicht wissend, sollte sie gehen oder bleiben, neben ihrem Stuhle gestanden. Jetzt wollte sie sich schweigend zurückziehen. Da sah sie Stratford mit rascher Bewegung auf sich zueilen.

„Gute Nacht, mein Fräulein,“ sagte er, mit ungemein gütiger Geberde ihr die Hand reichend. „Wenn die Fremde Sie auch etwas eisig anmuthet, so lassen Sie sich dadurch dennoch nicht irre machen, Ihren guten Muth nicht trüben. Ihnen soll nichts Uebles geschehen, dafür garantire i ch.“

Marie dankte ihm mit feuchtschimmerndem Blicke. Blanche aber, die voll innerem Zorne der sich Entfernen-

den nachschaute, wandte sich, da sie, der deutschen Sprache nur in geringem Maße mächtig, den Vorgang in Wahrheit nicht ganz begriffen hatte, mit einer so erstaunt fragenden Miene an ihren Onkel, daß dieser sagte: „Ich wünschte, Blanche, daß Sie ein junges harmloses Geschöpf, welches sich vertrauensvoll in Ihre Dienste begeben hat, nicht ohne Noth kränken und verletzen."

Blanche biß sich ärgerlich auf die rosige Lippe.

„Geht Ihre Vorliebe für die Deutschen so weit, daß sie sich auch auf eine Dienerin erstreckt?"

„Ihre Gesellschafterin, Blanche, der deutsche Sitte zum Mindesten höflich zu begegnen gebietet."

Die Geduld der Amerikanerin hielt nicht länger Stand. Mit rascher Handbewegung winkte sie dem Onkel ein Lebewohl zu und eilte in ihr Zimmer, die Thüre hinter sich schließend. —

Am anderen Tage trat ungünstiges Wetter ein, und die Badegäste des großen Hotels suchten sich die Langeweile der unfreiwilligen Gefangenschaft durch Lektüre und Musik zu vertreiben.

Auch Marie, von Frau v. Berkow dazu aufgefordert, sang einige Lieder, einfache Volksweisen, die sie aber mit einer wohlklingenden weichen Stimme so einfach und rührend vortrug, daß ihr von allen Seiten der reichste Beifall zu Theil wurde. Stratford trat mit Anderen an sie heran, ihr ein ehrlich gemeintes Lob zu spenden.

„Ich wünsche Ihnen Glück," sagte er warm, „zu den schönen Gaben, die Ihnen die Natur verliehen hat, Sie sind eine Künstlerin, mein Fräulein."

Sie erröthete heiß unter seinem freundlich auf ihr ruhenden Blicke und kehrte dann still und doch innerlich ungemein beglückt an die Seite von Miß Roberts zurück, deren kaltgraue Augen mit einem seltsam stechenden Ausdruck auf ihr ruhten.

„Sie werden die Güte haben, Miß Mary," wandte sie sich in ihrer hochmüthigen Weise zu dieser, „jetzt auf meinem Zimmer oben die Briefe zu schreiben, für die ich einige Notizen bereits auf meinen Schreibtisch gelegt habe."

Marie wechselte bei dieser Ankündigung unwillkürlich die Farbe. War sie doch schon Weib genug, um in der schönen Amerikanerin die eifersüchtige Nebenbuhlerin zu ahnen, die ihr die Gunst des jungen Oheims neidete.

Ohne zu antworten, verließ sie mit stummer Verbeugung den Saal, von Stratford's theilnehmendem Blicke gefolgt, der sich nicht enthalten konnte zu bemerken: „Es wäre freundlicher von Ihnen gewesen, Blanche, Sie hätten das junge Mädchen, dessen Kunst wir eine so angenehme Stunde verdanken, nicht fortgeschickt. Das Wetter hat sich inzwischen aufgeklärt, Sie hätten sie immerhin an unserem Spaziergange theilnehmen lassen können, der nach dem regnerischen Tage für Jeden ein Bedürfniß sein muß."

Blanche erwiederte nichts, in ihren Zügen aber malte sich ein mühsam verhaltener Unmuth. Auch Stratford war verstimmt, so daß, als man jetzt aufbrach, der Spaziergang von beiden Seiten ziemlich einsilbig angetreten wurde.

Um so lebhafter war die Unterhaltung des voranschreitenden Paares.

Gernow glaubte vorhin schon eine auffallende Verstörtheit auf Frida's Zügen gelesen zu haben, und fragte nun nach dem Grunde derselben. Sie sah ihn mit einem langen Blicke an, in dem das ganze Weh ihrer Liebe zitterte.

„Was mir fehlt, Felix? Die Scheidestunde naht, die verhängnißvolle, die uns für immer vielleicht trennen soll, und Sie fragen noch?"

Er erbebte unter der Leidenschaftlichkeit dieses Tones. Ohne zu antworten preßte er nur die kleine Hand, die auf seinem Arme lag, fester an sein Herz.

„Muß es denn sein?" fragte er nach einer Weile.

Ein Blick voll Schmerz und Leidenschaft traf ihn.

„Felix, ich bin Mutter."

Er verstand sie, seine Finger lösten sich von ihrer Hand, Alles, was er mit Stratford gesprochen, die Warnung des Freundes ging durch seine Seele: das Glück, die Ehre des geliebten Weibes stand auf dem Spiele, lag in seiner Hand; er mußte stark sein, stark auch für sie.

„Eines bleibt uns, Frida," hob er nach einer Weile mit gepreßter Stimme von Neuem an. „Eines, was Niemand uns rauben kann: die Erinnerung an schön verlebte unvergeßliche Stunden."

„Und gerade die Erinnerung macht doppelt fühlbar, was man entbehren muß."

„Sie kehren in ein Heim zurück, Frida," versuchte er sie zu trösten, „das die Liebe holder Kinder Ihnen verschönt, während ich in ein einsames Haus komme, in dem keine vertraute Seele mich begrüßen wird, es seien denn die

Schatten geliebter Verstorbenen, die schon seit Jahren meine einzige Gesellschaft sind."

„Beneidenswerther!" brach sie in heftiger Erregung aus. „Mit geliebten Schatten zu verkehren, welch' ein glückliches Loos gegen die traurige Nothwendigkeit, auf der Schwelle seines Hauses in dem Gefährten seines Lebens den fremden, ungeliebten Gatten begrüßen zu müssen."

Sernow ergriff mit leidenschaftlichem Flehen ihre Hände.

„Sprechen Sie nicht so trostlos, Frida, ich kann, kann das nicht hören. Wenn Sie wüßten, wenn Sie ahnen könnten, was es mich kostet, so zu Ihnen zu sprechen, wie ich spreche, ich, der sein Leben, seine Seligkeit hingeben möchte, um Sie glücklich zu machen."

Sie schauerte bei seinen Worten zusammen und schmiegte sich enger an ihn

„O, ich weiß, ich begreife Alles! Felix, für uns gibt es nur eine Erlösung, den Tod!"

Er nickte. „Aber auch diesen letzten Freund des Menschen dürfen wir nicht anrufen. Sie gehören dem Leben, Frida, gehören Ihren Kindern."

Sie antwortete nicht, sondern hüllte sich nur fester in ihren Mantel.

„Lassen Sie uns heimkehren!" bat sie dann mit tonloser Stimme.

Stratford, dem die heftige Gemüthserschütterung, deren Beute die Liebenden waren, nicht entging, suchte durch den Vorschlag eines gemeinsamen Ausfluges für den nächsten Tag sie von dem quälenden Gedanken der bevorstehenden Trennung abzuziehen. Man kam überein, morgen nach dem

Gießbach zu fahren und dort, um die Beleuchtung der Fälle mit Bequemlichkeit sehen zu können, eine Nacht zu verweilen.

Es war ein heiterer, aber schwüler Morgen, als man das Dampfboot bestieg. Die beiden Kammerzofen, deren Dienste die Damen nicht entbehren mochten, saßen plaudernd auf dem Vorderdeck. Frau v. Berkow und Baron Sernow schritten eben vom Hinterdeck her, ohne ihrer zu achten, an ihnen vorüber, um unter der Kommandobrücke, wo augenblicklich Niemand sich befand, in erregtem Gespräche stehen zu bleiben.

„So ist es denn wahr, unwiderruflich wahr," fragte Sernow mit verhaltener Stimme, „die Scheidestunde naht? Wann erwarten Sie den Gemahl?"

„Wann? Lesen Sie selbst." Dabei reichte sie ihm mit einem seltsam forschenden Ausdruck einen zerknitterten Brief hin.

Sernow entfaltete ihn mit zitternder Hand. Wie eine Ahnung kam es über ihn, daß sich jetzt eine entscheidende Stunde seines Lebens nahte. Ein Nebel legte sich ihm vor die Augen, als er las:

„Meine liebe Frida!

Eine unaufschiebbare Geschäftssache ruft mich nach der Residenz. Einmal aus dem häuslichen Zauberkreise, der, wie Du weißt, mit eisernen Armen mich hält, losgelöst, kann ich der Lockung nicht widerstehen, nun auch noch weiter zu gehen und Dich aus den schönen Bergen der Schweiz, die Dich gar zu lange zu fesseln scheinen, selbst heimzuholen und den zärtlich nach der Mutter verlangenden Kindern

zuzuführen. In den ersten Tagen der kommenden Woche hoffe ich bei Dir in Interlaken zu sein. Also auf Wiedersehen. Nimm bis dahin die herzlichsten Grüße von

Deinem Getreuen!"

Sernow faltete den Brief langsam wieder zusammen.

„So bald schon!" kam es mit fast unhörbarer Klage über seine Lippen.

„So bald schon in die Nacht, in das Elend," wiederholte sie.

Stumm starrten Beide eine Weile in die dunkle Fluth hinab, dann plötzlich richtete Frida sich aus ihrer gebeugten Stellung empor, blickte ihm fest in's Auge: „Felix, es ist unmöglich, ich kann es nicht! Kann nicht in das Haus meines Gatten zurückkehren. Es ist wahr, ich bin Mutter. Aber man zwang mich an die Seite des ungeliebten Mannes, weil meine Hand der Kaufpreis für die Rettung meiner verschuldeten leichtsinnigen Brüder, meines Vaters war."

„O Frida, wäre das nie geschehen! Ließe sich die Vergangenheit zurückkaufen —"

„Sie läßt sich nicht zurückkaufen. Aber ich habe ein Recht, mich daran zu erinnern, daß man meiner unerfahrenen Jugend Gewalt angethan hat, daß ich, bevor ich Mutter wurde, eine Seele hatte, die man gewissenlos tödtete. Und mehr noch, ich fühle, daß es ein Verbrechen, eine Unmöglichkeit für mich ist, mit der Liebe für Sie im Herzen an der Seite des ungeliebten Gatten weiter zu leben, ein Verbrechen gegen ihn, der mir vertraut, gegen

mich, in der Alles, was Gutes und Wahres in mir ist, sich gegen solch' ein Leben der Lüge empört."

Felix blickte zu Boden; ein heftiger Kampf malte sich auf seinen Zügen.

„Frida, was sprechen Sie?" bebte er. „Kann ich auf Ihre Klagen denn etwas Anderes antworten, als das Eine: ‚Was Du auch beschließest, Geliebte meiner Seele, verfüge ganz über mich. Mein Leben gehört Dir!'"

„Felix, o Felix, ich nehme sie an die Gabe Deines Lebens! Zieht mich mein ganzes Sein doch zu Dir hin, und kostete es meine Seligkeit, ich kann nicht anders."

Und mit einem unendlich süßen hingebenden Ausdruck lehnte sich ihre schöne Gestalt an die seine, einen Augenblick ruhten die Blicke Beider wie verloren ineinander; dann sich besinnend trat Sernow einen Schritt zurück.

„Doch wie, wie?" flüsterte er. „Wie das Verhängniß von uns abwenden?"

„Ich überlegte es in der letzten schlaflosen Nacht," antwortete sie hastig in fieberhafter Erregung. „Sieh' dorthin," und sie deutete mit ihrer schlanken Hand auf die gegenüber liegenden Bergreihen; „dort liegt Brienz. Gegen Abend fährt die Post von dort nach Alpnacht. Wir eilen über Luzern mit der Gotthardbahn nach Italien. Ein verborgenes Plätzchen wird sich leicht finden, das mich aufnimmt, bis die mir angeschmiedeten Fesseln fallen, bis ich frei bin und vor aller Welt die Deine werden kann."

„Frida, geliebtes Weib," murmelte er, „welch' ein berückender Traum! Ach!, er ist zu schön, um wahr zu werden."

„Nicht, wenn wir den Augenblick zu benutzen verstehen. Hast Du den Muth dazu, mein Geliebter?“

„Du fragst noch? Sprich, ich gehorche, und forderst Du den Tod von mir, ich werde ihn gerne erdulden für Dich!“

„O, sprich nicht so! Nicht der Tod, das Leben, ein glückliches, seliges Leben winkt uns!“

Er lächelte, doch das Lächeln war ein trübes, glaubensloses. War es nicht doch nur ein berückendes Traumbild, das sie Beide lockte? Konnten sie denn durch den Bruch mit Allem, was dem Menschen heilig und theuer ist, in Wahrheit ein Glück gewinnen, wie Frida's Phantasie es sich so verführerisch ausmalte?

Andere Personen näherten sich jetzt, Frida ergriff den Arm des Geliebten und Beide schritten schweigend zurück, dem Hinterdeck zu.

Dort saß Blanche und ließ sich von dem Onkel die Ortschaften und Berghäupter nennen, die bei der Fahrt sichtbar wurden. Ihre Aufmerksamkeit war indessen nur gering, und es war natürlich, daß Stratford's Augen mehr und mehr das Antlitz der bescheiden hinter ihrer Gebieterin stehenden Marie suchten, deren froh belebte Züge das ganze Entzücken ausdrückten, das ihr die Fahrt über den schönen See bereitete.

Ein fröhliches Jodlerquartett von vier frischen Schweizerdirnen begrüßte die Ankommenden am Fuße des ziemlich steil aufsteigenden, durch grüne Anlagen verschönten Felsens, auf dessen Höhe das große Hotel mit seiner ausgedehnten Façade, seinen Balkonen und Veranden stolz thronte,

und die Bergbahn brachte die Anlangenden in wenigen Minuten auf die Höhe.

## 3.

Brütende Schwüle lastete über der Natur. Kein Laut war rings hörbar, nur des Wasserfalles Rauschen und Brausen tönte einschläfernd in das Ohr der in ihren Zimmern der Siesta pflegenden Gäste des Hotels. Nur in dem Zimmer von Miß Roberts war eine der Jalousien halb geöffnet, sie benutzte die Stille und Einsamkeit dieser Stunde, um einen am Morgen von ihrem Bruder empfangenen Brief zu beantworten. Er lautete: „Wie schmerzlich ist es mir, mein lieber Fred, Dir auf Deinen Hilferuf noch immer antworten zu müssen: das Ziel, um dessentwillen ich die Reise nach Europa unternahm, liegt noch so fern von mir, wie im Anfange, ja vielleicht noch ferner; denn zwischen mich und meine Hoffnungen ist ein neues Hinderniß in der Gestalt einer kleinen blonden Gesellschafterin getreten, die herzlich unbedeutend, dennoch Onkel Reginald's reges Interesse zu erregen scheint. O, guter Fred, daß ich Dir's gestehen muß, trotz aller Mühe, aller aufgewandten Liebenswürdigkeit finde ich nicht den Schlüssel zu dem Herzen dieses Mannes, der meinem Fühlen und Denken völlig fremd ist. Wir verstehen uns nicht, und ob wir uns jemals verstehen werden, das bleibt zweifelhaft, so lange wir in dieser deutschen Gesellschaft uns befinden, in der dieses sentimentalen Barons, dessen romantische Liebesgeschichte sich hier vor unseren Augen immer bedenklicher entwickelt und alle Gedanken des theuren Freundes Reginald völlig

einnimmt. Doch fürchte nichts, noch bin ich nicht besiegt, und da leider all' unsere Hoffnungen auf diese letzte Karte gesetzt sind, werde ich mit allen mir erreichbaren Waffen fortfahren um die Gunst des spröden Onkels zu werben. Vielleicht wäre es einfacher, ich enthüllte ihm unsere Lage und appellirte an seine Hilfe, auch ohne ein näheres Recht an ihn zu haben, als das der Verwandten — vielleicht! Doch das bleibt uns ja als letzter Versuch immer noch. Vorläufig glaube ich noch andere Mittel zu Hilfe nehmen zu können. Für heute lebe wohl, tröste die Mutter und habe Geduld!"

Nun überlas sie noch einmal das Geschriebene, und faltete den Brief dann langsam zusammen. War sie in ihrem Inneren in Wahrheit so ruhig, wie man dem Ton dieses Briefes nach schließen konnte? Kannte sie doch nur zu genau die üble Lage des großen Handlungshauses, dem ihr Bruder vorstand! Ihr Vater hatte es verstanden, die Spekulation im höchsten Maßstabe zu betreiben und sein Vermögen von Jahr zu Jahr zu vergrößern, obwohl die Fundamente zu dem Gebäude seines Reichthums nicht auf solidem Grunde standen. Als aber der Tod ihn mitten aus der Arbeit gerissen und seinem einzigen hinterlassenen Sohne, einem in Luxus erzogenen Lebemann, die Aufgabe zufiel, den von seinem Vater aufgerichteten Bau weiter zu fördern und zu befestigen, da fingen die Stützen desselben bedenklich zu schwanken an, und das reiche Handelshaus stand nach wenigen Jahren schon am Rande des Ruins. Nur ein bedeutender Zufluß von Kapital konnte den Fall noch aufhalten. Wie aber

dieses Kapital herbeischaffen? Der Gedanke, durch eine Geldheirath sich zu helfen, lag nahe, da Frederic sowohl wie Blanche bisher sich noch zum Eingehen einer Ehe nicht hatten entschließen können. Jetzt fielen der Mutter Gedanken auf Reginald Stratford, ihren reichen Vetter, als Gatten für Blanche. Blanche fand sich nicht ungern bereit, unter dem Vorwande einer Studienreise den Onkel selbst aufzusuchen, um den dem Vaterlande entflohenen Vogel einzufangen. Brachte ihr diese Reise doch zugleich Abwechselung in das unter dem Druck wachsender geheimer Sorge immer unbehaglicher werdende Leben daheim. Daß sie ihre Absichten erreichen würde, daran hatte sie kaum gezweifelt. Die verwöhnte Schönheit glaubte nur die Hand ausstrecken zu dürfen; um dieselbe voll freudigem Entzücken ergriffen zu sehen. Doch schon nach ihrer ersten Begegnung mit Stratford begriff sie, daß dieser Mann allein durch ihre Schönheit nicht zu gewinnen sei. Aber endlich auch dieses Ziel zu erreichen, schien ihr nicht allzu schwer, bis Marie Feldheim, die wider Willen angenommene Gesellschafterin, zum neuen Stein des Anstoßes für ihre Wünsche wurde. Diese Nebenbuhlerin in der Gunst des Oheims auf eine schickliche Weise und sobald als möglich zu entfernen, darüber grübelte sie jetzt, als sie nach beendetem Schreiben in den Lehnstuhl zurücksinkend ihren Gedanken sich hingab.

Zur selben Zeit stieg Stratford nach kurzer Mittagsruhe den längs des Wasserfalles in bequemen Windungen aufwärts führenden Weg hinauf. Träumerisch schaute er von der den Fall überspannenden Brücke auf das Spiel

der Sonnenstrahlen, die in dem zu Atomen sich auflösenden Elemente zahllose Regenbogen bildeten. Aus dem Farbenspiele des Wassers glaubte er die Augen des jungen Mädchens sich entgegen lachen zu sehen, in deren klare Tiefe er sich so gerne versenkte. Von freundlichen Bildern umschwebt, setzte er seinen Weg fort zu einer der oberen Brücken. Auf dieser weilte gleich ihm ein Einsamer, der regungslos in die stürzenden Wasser schaute. „Sernow!“ rief er überrascht, dem Freunde entgegentretend, doch erschrocken hielt er inne, als er in des nun Aufschauenden bleiche, seltsam erregte Züge sah.

„Mein Himmel, Sernow? Was ist Ihnen? Sie schauen ja aus, als wenn die Geister der Tiefe zu Ihnen heraufgestiegen wären.“

Sernow schrak sichtlich zusammen bei dieser Anrede; doch er faßte sich bald und suchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Und wenn ich nun wirklich die Geister der Tiefe angerufen hätte? Leider lassen auch die Geister den Menschen ohne Antwort auf seine Fragen!“

„Ich für mein Theil,“ sagte Stratford, „halte alle Fragen an das Schicksal überhaupt für müßig. Man handle nach Recht und Gewissen und überlasse das Andere der Vorsehung.“

„Das ist so die landläufige bürgerliche Moral,“ lachte Sernow etwas gezwungen auf.

„Der sich indessen Jeder zu fügen hat,“ warf Stratford ernst ein.

Sernow warf einen Augenblick einen etwas forschend

scheuen Blick auf den Freund, der seinen Arm ergriff und mit ihm den Rückweg einschlug.

Eine Weile schritten Beide schweigend nebeneinander her; dann plötzlich blieb Sernow stehen, und sich zu Stratfort wendend faßte er dessen Hand und preßte sie heftig in der seinen.

„Um Eines bitte ich Sie, Stratford! Wie es auch kommen möge: beurtheilen Sie mein Thun nie nach dem äußeren Schein, wie ungünstig derselbe auch sein mag, sondern seien Sie überzeugt, daß eine unabweisliche Nothwendigkeit allein, eine Rücksicht nicht auf mein, sondern auf das Glück eines anderen, mir um vieles theureren Wesens dasselbe lenkte."

Mit steigendem Erschrecken blickte Stratford ihn an: „Unglücklicher Freund, was haben Sie vor? Jetzt sagen Sie mir Alles!"

„Achten Sie ein Geheimniß, das nicht das meine ist," entgegnete Sernow ernst. „Würde ich sonst vor dem Freunde schweigen? Die Zeit wird kommen, wo Sie Alles erfahren, wo ich offen Ihre Freundschaft um Rath und Hilfe anrufen werde, bis dahin bitte ich Sie, Geduld zu haben."

Noch ehe Stratford etwas zu erwiedern vermochte, hatte Sernow seine Hand losgelassen und eilte dem durch die Bäume des Gartens bereits sichtbaren Hause zu. Das Herz voll ahnungsvollem Bangen folgte ihm der Freund.

Man hatte für den Nachmittag einen gemeinsamen Spaziergang nach einem nicht zu fernen Aussichtstempel geplant, als aber die festgesetzte Stunde schlug, fanden

nur Stratford und Miß Roberts sich an dem verabredeten Zusammenkunftsorte vor dem Hotel ein. Marie, die Blanche dieses Mal zur Begleitung aufgefordert, glaubte indessen mehr den Wünschen ihrer Gebieterin zu entsprechen, wenn sie, eine nöthige Arbeit vorschützend, zurückblieb, und Stratford, der bei ihrer Weigerung zugegen gewesen, hatte seinerseits keine Einwendung gemacht, weil er den feinen Takt des Mädchens im Innern nur billigen konnte. Marie zu finden hatte er also nicht erwartet; doch überraschte es ihn auf's Höchste, daß Frau v. Berkow und Sernow fehlten.

„Frau v. Berkow läßt uns bitten, vorauszugehen," beruhigte ihn Blanche. „Frau Eyben, ihre Kammerfrau, brachte mir die Botschaft."

„Aber Sernow?" warf Stratford noch immer zögernd ein.

„Baron Sernow?" lächelte Blanche ein wenig spöttisch. „Bester Onkel, meinen Sie wirklich, er werde Frau v. Berkow allein gehen lassen? — Sie wissen doch, die Beiden sind unzertrennlich."

„Vielleicht wäre es doch besser, auch wir warteten noch, Blanche, der Himmel sieht außerdem so drohend aus, daß ein Gewitter zu fürchten ist."

„Desto mehr Grund, daß wir uns beeilen," meinte Blanche.

Der Portier des Hotels, der das Zögern der Fremden beobachtet hatte, trat jetzt näher.

„Die Herrschaften können getrost noch einen Spaziergang unternehmen," sagte er, „ich kenne das Wetter hier, ein Stündchen dauert es wohl noch bis zum Ausbruch,

wenn es überhaupt heraufkommt. Oft auch vertheilt ein plötzlich sich aufmachender Wind das Gewölk wieder gänzlich."

„Gut denn," wandte sich Stratford, nachdem er dem freundlichen Manne dankend zugenickt, zu Blanche, die bereits ungeduldig einige Schritte vorwärts gemacht hatte, „so mag es gewagt werden."

Ziemlich schweigsam schritten Beide auf dem sanft aufwärts steigenden, zum Theil durch üppigen Waldwuchs führenden Weg dahin. Höher hinauf lichteten sich die Bäume, bis sie endlich auf einem Plateau gänzlich aufhörten. Die Bank, die dort auf halbem Wege zu dem Pavillon als Ruhepunkt für die Hinaufsteigenden angebracht war, gewährte einen ziemlich weitreichenden Blick über den zurückgelegten Weg. Stratford spähte hinab, doch war Niemand zu erblicken.

Blanche, die Unruhe Stratford's bemerkend, fragte nicht ohne einen Anflug von Sarkasmus: „Was fürchten Sie, Onkel Reginald? Sind Sie etwa zum Hüter Ihres Freundes gesetzt? Ich glaube, er dankt Ihnen Ihre gar zu große Sorge wenig."

„Da mögen Sie Recht haben, Blanche, und doch halte ich es für eine Pflicht, die mir die Menschenliebe wie die Freundschaft in gleicher Weise auferlegen, über ihn zu wachen."

Blanche konnte ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. Ohne dasselbe zu beachten setzte Stratford seinen Weg fort. Endlich war der auf schroffer Felsspitze hart am See emporragende kleine Rundtempel erreicht, staunend und bewundernd stand Stratford vor dem weiten Panorama,

das sich vor seinen Blicken ausbreitete. Weit über den smaragdgrünen See schweifte sein Blick bis zu den Brienzer Höhen mit den zahlreichen zerstreut an den Abhängen liegenden Häusern und der Bergstadt Brienz, die, wie an den Felsen geklebt, einem Vogelneste gleicht, so winzig und klein erscheint sie gegen die wilde Größe ihrer Umgebung. Doch nach wenigen Minuten schon wandte er sich mit neu aufsteigender Sorge wieder seiner Begleiterin zu, die gleich ihm stillschweigend in die Landschaft blickte.

„Lassen Sie uns sofort wieder aufbrechen," sagte er, auf den Himmel deutend, über den jagende Wolken hinflogen. „Das Gewitter kommt nun doch herauf und ist näher, als wir glaubten."

Ein Windstoß fuhr, seine Worte bestätigend, über den See hin, dessen Wellen weiß aufschäumend an dem Fuße der Felsen sich brachen, während in der Ferne das Rollen des Donners hörbar wurde. Beschleunigten Schrittes stieg man abwärts. Immer heftiger erhob sich der Sturm, Laub und Aeste von den Zweigen der Bäume schüttelnd, in denen die Vögel ängstlich flatternd ihre Nester suchten. Näher schon grollte der Donner, Blitze zuckten herab, die düstere Landschaft für Momente mit grellem Lichte erfüllend; aber noch war kein Regentropfen gefallen, als Blanche aufathmend am Arme Stratford's das Vestibul des Hotels betrat.

Dort stand Frau Eyben, die alte Dienerin Frau v. Berkow's, mit ängstlichen Blicken den Ankommenden entgegensehend.

„Die gnädige Frau ist nicht mit Ihnen?" fragte sie

angstvoll. „Sie ist mit dem Herrn Baron fortgegangen, Ihnen zu folgen.“

„Was wird es sein?“ flüsterte Blanche in englischer Sprache Stratford zu, „ein Abenteuer, wie Aeneas und Dido es bestanden.“

Um Stratford's Mund zuckte es bitter. „Auch in solchen Augenblicken nur Spott und Ironie!“ dachte er, und die Kammerfrau noch näher zu sich winkend, fragte er leise: „Haben Sie keine Ahnung, wo die Herrschaften verweilen können?“

Sie schüttelte den Kopf und brach in Schluchzen aus. „Das Zimmer der gnädigen Frau ist verschlossen, und der Oberkellner sagt, er habe den Herrn Baron mit der gnädigen Frau und einem Knaben, der ihr Gepäck trug, zum See hinuntergehen sehen.“

„Zum See?“

Stratford verfärbte sich unwillkürlich. Hastig winkte er den Portier herbei. Eine Ahnung stieg in ihm auf.

„Ging ein Dampfschiff vor Kurzem von hier ab?“

Der Portier verneinte das.

„Die Herrschaften werden einen Kahn genommen haben, um, wie sie beabsichtigten, nach Brienz hinüber zu fahren.“

„Nach Brienz?“ fuhr Stratford auf, „und in einem Kahne bei solchem Unwetter!“

„Die Schiffer unten sind ziemlich sicher.“

Stratford erwiederte nichts; er fürchtete nicht für das Leben des Freundes, sondern für die Ehre, für das Glück zweier Menschen, die in einem Augenblick der Leidenschaft das Alles mit tollkühnem Muthe preisgaben.

Draußen fing während dessen das Wetter mit peitschendem Hagel und Regen sich zu entladen an, Blitz auf Blitz zuckte, und grollend fuhr der Donner mit tiefem Widerhall über die Berge hin, alle Elemente schienen entfesselt zu sein und führten vereint einen wilden Reigen auf. Da wurde eine Thüre im oberen Stock heftig aufgerissen und der Wirth des Hotels kam mit verstörten Zügen die Treppe herabgeeilt.

„Sogleich Leute zum See hinunter!“ rief er schon von oben her. „Ein Boot mit mehreren Personen ist in Gefahr. Ich beobachtete es eben durch mein Fernrohr. Der Wirbelwind treibt es rückwärts.“

Stratford hatte einen Moment wie erstarrt der heftigen Rede des Wirthes gehorcht. Dann trat er rasch entschlossen auf denselben zu.

„Es sind Freunde von mir, die in Gefahr schweben. Ich werde mich den Leuten, die Sie hinunterschicken, anschließen.“

Während der Wirth und Stratford die Leute zur Eile antrieben, schaukelte der Nachen mit Felix und Frida auf dem sturmgepeitschten See; der Schiffer, ein robuster Mann, kämpfte mit Anstrengung all' seiner Kraft gegen den mächtigen Wogenschwall, Felix lenkte das Steuer, während Frida, den Regenmantel dicht um sich geschlungen, die Kapuze desselben bis halb in das Gesicht gezogen, ihm gegenübersaß, das bleiche, von dem Regen überfluthete Antlitz ihm mit einem Ausdruck Alles vergessender Liebe zugekehrt, als fühle sie nichts von der Unbehaglichkeit und Gefahr ihrer augenblicklichen Lage.

„Herr," rief der Schiffer jetzt, „lenken Sie um; wir kommen nicht hinüber, und können allen Heiligen danken, wenn wir noch heil wieder zurück an's Ufer gelangen."

Frida fuhr auf, sie faßte krampfhaft die Hand des Geliebten.

„Nicht zurück, aus Barmherzigkeit, um unserer Liebe willen, nicht zurück, Felix!"

„Lenken Sie um, Herr, oder wir sind Alle des Todes!" schrie der Schiffer wieder.

Noch fester hing sich Frida an des Geliebten Arm, ihr Auge leuchtete durch die dämmerige Helle im Schein der niederzuckenden Blitze ihm mit unheimlichem Glanze entgegen.

„Wenn es nicht möglich ist, zusammen zu leben, so laß uns zusammen sterben, Felix!"

„Das wäre Frevel, Frida!"

Mit gewaltsamer Anstrengung wandte er das Steuer; Frida's Hand lag noch immer auf seinem Arm.

„Sterben!" wiederholte sie, und ein irres Lächeln flog über ihre bleichen Lippen. „O, es wäre Gnade, Seligkeit, sterben mit Dir."

„Nein, nein — Du mußt leben, Frida, leben!"

Sie hatte sich halb erhoben und sank jetzt mit klagendem Tone auf ihren Sitz zurück.

„So willst Du mich verdammen, weiter zu leben, fern von Dir weiter zu leben? Ach, Felix, wie viel süßer wäre der Tod!"

„Frida, vielleicht ist der Tod uns näher, als Du glaubst."

In der That wälzten sich immer gewaltigere Wogen heran. Schon erblickte man die furchtbare Brandung am Ufer.

„Herr, jetzt sei Gott uns gnädig," schrie der Schiffer, „lassen Sie das Steuer los und nehmen Sie Ihr Weib. Wir müssen schwimmend suchen durch die Brandung zu kommen, das Boot hält nicht Stand!"

Felix schlang seinen Arm um Frida, drückte sie fest an sich; sie lehnte ihren Kopf an seine Brust.

„Felix, mein einzig Geliebter!"

Ein wilder Gischt umtobte sie, aufbäumend stürzte eine rollende Welle über sie hin. Das Boot schlug um. Felix, die theure Last fest an die Brust gepreßt, rang mit der tobenden Fluth, doch immer matter, immer schwerer wurden seine Bewegungen, endlich hörten sie gänzlich auf -- um ihn wurde es Nacht, dunkle, ewige Nacht.

4.

In banger Erwartung harrten die Bewohner des Hotels währenddessen der Rückkehr Stratford's. Würde es ihm gelingen, die Waghalsigen zu retten, oder waren diese inzwischen glücklich in Brienz angelangt? Trotz des niederstürzenden Regens stand Marie auf dem an das Zimmer von Miß Roberts stoßenden Balkon und spähte hinaus in die rasch zunehmende Dunkelheit. Da plötzlich löste sich ein Schrei von ihren Lippen, zugleich wurde die Glasthüre des Salons aufgestoßen und Blanche trat heraus; auch sie sah bleich aus, und die sonst so stolzen Lippen stammelten angstvoll die Frage: „Was ist geschehen? — Kommt er zurück?"

Marie deutete statt aller Antwort nur in die Tiefe, dort bewegte sich ein unheimlicher Zug herauf; eine Tragbahre in der Mitte, auf der unter Tüchern zwei menschliche Körper lagen. Zunächst der Bahre schritt eine hohe Mannesgestalt, den Hut tief in die Stirne gedrückt. Jetzt, nahe dem Hause, richtete er den Blick hinauf. Es war Stratford.

„Eilen wir," rief Blanche, sich zu fassen suchend, „vielleicht braucht Onkel Reginald unsere Hilfe."

Durch die im Vestibul versammelte Menge ging ein Gemurmel, das die Herunterkommenden empfing. Doch Alle wichen verstummend zurück, als die Männer mit schwerem Schritte die Bahre an ihnen vorbei in den anstoßenden Saal trugen, wo ein Arzt mit einigen Gehilfen schon Alles für die Wiederbelebungsversuche an den Verunglückten bereit hielt.

Die Thüre schloß sich wieder hinter der Bahre; die alte Frau Eyben lehnte mit gefalteten Händen todesbleich an der Wand.

Marie trat theilnehmend zu ihr.

„Hoffen wir, gute Frau Eyben!" suchte sie die Fassungslose zu trösten.

„O mein Herr, mein armer, guter Herr!" wiederholte die Alte nur immer klagend von Neuem. „Welch' ein Unglück, welch' ein Unglück!"

Lange, bange Minuten vergingen; endlich trat Stratford heraus, er suchte mit dem Auge Frau Eyben, auf die er hastig zuschritt.

„Ihre Herrin lebt. Eilen Sie in ihr Schlafgemach, Alles für sie zu bereiten."

Frau Eyben starrte ihn einen Augenblick fassungslos an, der Schreck hatte sie wie gelähmt.

„Kommen Sie," sagte Marie und faßte der noch immer Regungslosen Arm, „ich werde Ihnen helfen."

Stratford nickte ihr nur beifällig zu.

Jetzt legte Blanche ihre Hand auf seinen Arm. „Vielleicht kann auch ich irgendwie Hilfe leisten."

„Sie? Nein, gewiß nicht, gehen Sie auf Ihr Zimmer und überlassen Sie nur Ihrer Gesellschafterin den Samariterdienst."

Blanche unterdrückte jede Regung der Empfindlichkeit. Fühlte doch auch sie, daß jetzt keine Zeit dazu sei.

„Und wie steht es mit dem Baron?" fragte sie, Stratford, der an ihr vorüber wollte, noch zurückhaltend.

Stratford's Brust hob sich schwer; um seine Lippen zuckte es schmerzlich.

„Alle Wiederbelebungsversuche blieben bis jetzt erfolglos!"

Blanche schauderte.

„Entsetzlich!" kam es bebend von ihren Lippen. Bleich und verstört wankte sie nach ihrem Zimmer zurück. —

Frida lebte. Viele Tage aber lag sie in heftigstem Fieberdelirium. Endlich wurde sie ruhiger, die Phantasien hörten auf. Mit geschlossenen Lidern, regelmäßig athmend, wenn auch das Antlitz marmorbleich, lag sie in ihren Kissen. Der Arzt nickte zufrieden.

„Das wäre überwunden," sagte er, sich zu Marie wendend, welche die todmüde Kammerfrau eben zu Bett geschickt hatte und jetzt allein bei der Kranken weilte. „Bleiben Sie während der Nacht hier, mein Fräulein?"

Marie bejahte das.

„Die Kranke wird aller Wahrscheinlichkeit nach, sobald sie erwacht, zum vollen Bewußtsein kommen, wird Fragen thun —"

Marie verstand sein Zögern. „Was soll ich antworten?" fragte sie.

„Die Wahrheit, mein Fräulein, so schonend als möglich, aber die ganze Wahrheit. Es ist am besten, sie erfährt das Schlimme, das ihr doch nicht lange verborgen bleiben kann, gleich beim Beginne ihres neuen Lebens, mit dem sie nun doch einmal fertig werden muß."

Wie ermuthigend drückte er dabei des jungen, zaghaft zu ihm aufschauenden Mädchens Hand und verließ leise das Gemach.

Marie trat an's Fenster; im Garten, auf der Veranda und den Balkonen befanden sich zahlreiche Gäste, die Beleuchtung der Fälle anzusehen. Der Abend war von köstlicher Milde und Klarheit; weiß schimmerte das stürzende Wasser aus dem dunkeln Grün des gegenüberliegenden Bergwaldes ihr entgegen. Und nun flammte es auf, roth, grün, weiß; ein Gemurmel der Bewunderung ging durch die schaulustige Menge; dann — nur wenige Minuten — und wie ein Traum war das zauberhafte Farbenspiel wieder verschwunden, das Dunkel doppelt empfinden lassend.

Marie seufzte auf. „Sind die Freuden und Genüsse der Erde alle so rasch vergänglich, je glänzender, desto flüchtiger?" fragte sie sich, und ihr Blick wandte sich unwillkürlich nach dem Lager zurück, auf dem das schöne bleiche Frauenbild noch immer regungslos lag.

Doch jetzt — jetzt regt es sich hinter der Gardine, Marie eilt auf das Bett zu, schlägt die Vorhänge zurück. Dort sitzt aufrecht mit weitgeöffneten Augen die Kranke und schaut verwirrt in das mitleidig auf sie niederblickende Antlitz.

„Wer sind Sie, wo bin ich?"

Marie wollte antworten, da ging es aber wie ein Erwachen über das weiße Gesicht, ein furchtbares Erwachen. Ein Schrei löste sich von den bleichen Lippen, die Erinnerung war da mit ihren Schmerzen, ihrer Pein.

„Stille, sprechen Sie nicht," flüsterte sie zurücksinkend, „ich weiß Alles, Alles!"

Marie setzte sich schweigend an das Lager; Frida hatte von Neuem die Augen geschlossen, doch nur für wenige Minuten, dann öffnete sie dieselben abermals groß und angstvoll.

„Aus Barmherzigkeit, die volle Wahrheit," bat sie mit bebender Lippe. „Glaubt der Arzt, daß ich leben werde?"

„Ja, gnädige Frau, er erklärte eben, Sie seien außer aller Gefahr."

Aus Frau v. Berkow's Brust drang nur ein leises Stöhnen.

„Ich werde leben," wiederholte sie tonlos. „Und er?" fuhr sie dann nach kurzer Pause fort, ihren Blick mit banger Frage in das Antlitz ihrer Pflegerin bohrend, „er — Sernow? Ist er gerettet? — Sprechen Sie! — O mein Gott, warum zögern Sie? — Sagen Sie, daß er lebt — ich flehe Sie an —"

„Gnädige Frau,“ bat Marie mit gepreßter Stimme, „fassen Sie sich! Er ist todt!“

Die Unglückliche brachte anfangs keinen Laut hervor, wie im Krampf waren ihre Zähne geschlossen. Dann aber fuhr sie empor, in wildem Schmerze die Hände ringend.

„Er todt!“ schrie sie auf, „und ich, die ihn in's Verderben trieb, ich, seine Mörderin, zum Leben verdammt! O, es ist entsetzlich!“

Marie fand kein Trostwort für diesen Jammer. In den sanften Zügen das innigste Mitgefühl, neigte sie sich über die nach dem Ausbruch dieses Paroxysmus wieder matt in die Kissen Gesunkene, während helle Tropfen über ihre Wangen rieselten. Frau v. Berkow sah diese Thränen.

„Sie weinen,“ rief sie, „Sie gütiges, unschuldiges Kind? O, wenden Sie sich ab von mir, ich bin dieser Thränen nicht werth.“

Marie war auf's Tiefste erschüttert. Sie faßte Frida's Hand und strich sie sanft.

„Gott ist barmherzig,“ flüsterte sie.

„O, nicht für mich, nicht für mich! Er stieß mich in's Leben zurück, mich, für die der Tod eine Gnade gewesen wäre! O, vermögen Sie denn zu begreifen, was es heißt, Jemand zu lieben, bis zum Frevel, bis zum Verbrechen zu lieben, und ihn verloren zu haben? Allein bleiben zu müssen auf einer Welt, die uns verdammt, die uns nicht versteht und die wir nicht verstehen können?“

Marie neigte traurig das Haupt. Ja, sie begriff die

ganze Schwere dieses Looses — und doch: gab es der Sünderin nicht die Möglichkeit, den begangenen Fehltritt noch zu bereuen?

Diese fuhr, in wildem Schmerze die Hände ringend, fort: „Lassen Sie mich sterben, das ist die einzige Gnade, die mir noch werden kann.“

Rathlos blickte Marie auf sie nieder. Sie wagte die Verzweifelnde an ihre Kinder, an ihre Pflichten gegen dieselben zu erinnern.

Heftig wies diese sie zurück: „Darf eine Mutter noch von Mutterrechten, Mutterpflichten sprechen, die im Begriffe war, die von ihr Geborenen für immer zu verlassen? Nein, nein, für mich gibt es kein Erbarmen, keinen Trost, weder auf Erden noch im Himmel!“

„Es gibt einen, wenn Sie ihn nur erfassen wollten, gnädige Frau! Der Erlöser kam ja nicht für die Gesunden, sondern für die Kranken. Er wird auch Balsam für die Wunden Ihrer Seele finden.“

Verstummend lauschte Frida diesen Worten, die so glaubensvoll von Mariens Lippen flossen, und Ruhe fing allmählig an sich über ihr wildes, trotziges Herz zu breiten. Matt sank sie in die Kissen zurück, und über die todesbleichen Wangen stahlen sich einige heiße Tropfen.

„Gott sei gedankt, sie weint,“ dachte Marie, „endlich, endlich hat sie die erlösenden Thränen gefunden!“

Stille war es im Zimmer, während die Athemzüge der Kranken immer ruhiger wurden und der Schlaf barmherzig sich auf ihre müden Lider senkte.

* * *

Der erste Morgenstrahl, der durch die Vorhänge in's Zimmer drang, weckte Marie aus einem kurzen, unruhigen Schlummer. Sie saß noch im Lehnstuhl neben dem Bette; vor ihr aber stand Frau Eyben, die sie bei der Kranken abzulösen kam.

Frau v. Berkow schlief noch immer, und obwohl sehr bleich, verrieth doch nichts eine Verschlimmerung ihres Zustandes, wie Marie es nach der aufregenden Nacht gefürchtet hatte.

Flüsternd gab sie der treuen Dienerin noch einige Weisungen und verließ dann leise das Gemach. Aber nicht ihr Lager ging sie aufzusuchen, es trieb sie hinaus in den köstlichen Sommermorgen, um durch den Anblick der herrlichen Natur die beunruhigte Seele wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

In Gedanken verloren schritt sie den Weg entlang, der zu den Fällen führte, bis sie einen der zahlreichen Aussichtspunkte erreichte.

Heimliche Morgenstille umgab den lieblichen Platz, klar und ruhig breitete sich der weite grüne See aus, und gleich einer sanften Musik drang das Rauschen der Wasser in der Einsamen Ohr.

Da hallte ein Fußtritt hinter ihr. Sie erschrak nicht, sondern wandte sich dem Näherkommenden still grüßend entgegen. War's ihr doch, als könne es nicht anders sein, als müsse er kommen, der Heißersehnte, um ihre zagende Seele mit neuem Muth zu erfüllen, ihr alle Räthsel des Lebens, die sie noch bedrückten, durch sein erhebendes Wort zu lösen.

Stratford ergriff ihre Hand und drückte sie innig.

„Hielten Sie Zwiesprache mit den Wassern?" fragte er freundlich. „Und was erzählte Ihnen der brausende Fall?"

„Viel Trostreiches!" entgegnete sie einfach.

„Ich wußte es! Verrieth mir doch Ihr klares Antlitz, daß Sie der Schatten, welche die letzten Ereignisse auch auf Ihre Seele geworfen haben, wieder Herr geworden sind! Mein liebes Fräulein, welche Aufgabe ist Ihnen zugefallen, und wie tapfer suchen Sie dieselbe zu lösen! — Wie war die Nacht für unsere arme Patientin?"

Marie setzte sich auf ein hervorragendes Felsstück, er sich ihr zur Seite. Schweigend, die Augen oft voll stiller Bewunderung auf das Antlitz der Sprecherin heftend, hörte er ihrem Berichte zu.

„Dem Leben ist sie also wiedergewonnen," sagte er, als Marie geendet hatte, „möge nun auch ihre Seele genesen!"

„Nicht wahr," rief Marie voll Wärme, „auch Sie hoffen darauf?"

„Wie sollte ich nicht hoffen, da Sie mit Ihrer Milde und Güte ihr zur Seite stehen?" entgegnete er, ihr innig in's Auge sehend. Plötzlich jedoch wurde sein Blick ernst. „Ihre liebevolle Seele denkt nur immer an Andere. Doch Sie selbst, mein armes Kind, sehen bleich und angegriffen aus. Denken Sie, ich bitte, mehr daran, sich zu schonen!"

„Wie darf man, wenn ein so großes Unglück die ganze Theilnahme fordert, auf ein Paar bleiche Mädchenwangen achten?"

„Und doch hat man ein volles Recht dazu, wenn Einem dieses Mädchen theuer ist!“

Heiß schoß das Blut in Mariens Antlitz, höher klopfte ihr Herz. Auch in Stratford wallte es stürmisch auf, doch er kämpfte das erregte Gefühl gewaltsam nieder. War es jetzt wohl an der Zeit, Worte der Liebe zu wechseln? Außerdem war er gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen, wenn auch nur für wenige Tage, da ihm die Pflicht gegen den verstorbenen Freund auferlegte, dessen Leiche nach seinem Erbgute zu geleiten und dort der Beisetzung derselben in der Familiengruft beizuwohnen. Ehe er aber Marie aus ihrem Verhältniß bei Blanche zu lösen vermochte, gebot die Rücksicht auf sie, das bindende Wort noch ungesprochen zu lassen.

Deshalb drückte er nur sanft ihre Hand und sagte: „Ich sah Sie von meinem Fenster aus den Weg hieher einschlagen und folgte, um Ihnen Lebewohl zu sagen.“

„Sie gehen fort — jetzt?“

„Nur für kurze Zeit,“ entgegnete er und blickte ihr so ermuthigend, so innig in's Auge, daß jede Sorge von ihr wich.

„Gehen Sie mit Gott,“ sagte sie leise, aber mit einem Ausdruck hingebendsten Vertrauens, der Stratford auf's Tiefste rührte.

„Holdes, süßes Mädchen!“ flüsterte er. „Der Ernst des Lebens tritt noch hindernd zwischen uns und unsere Hoffnungen. Harre geduldig, und die Zeit wird bald kommen, wo wir ein Recht haben, an unser Glück zu denken!“

5.

Miß Roberts nahm eben auf dem Balkon ihres Zimmers den Morgenkaffee. Bessie, ihre Zofe, hatte ihr ein bequemes Kissen unter die mit blauen Atlaßpantöffelchen bekleideten Füße geschoben und reichte ihr Feuer zum Anzünden der Cigarette, die sie aus silbernem Etui genommen. Nachdenklich in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, blickte Blanche den aufsteigenden Wölkchen nach, als sie plötzlich erbleichend emporfuhr. Vom See herauf sah sie Stratford an der Seite ihrer Gesellschafterin dem Hotel zuschreiten. Die schlaue Jungfer, die mit ihrer Herrin die Ankommenden gesehen hatte, zog sich mit einem spöttischen Lächeln stillschweigend zurück. Wußte sie doch, daß nach solchem Begebniß die Laune von Miß Roberts zu fürchten war. Diese sprang denn auch, sich allein sehend, jäh von ihrem Sitze empor und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer.

„Unerhört," zischte sie, „dem muß ein Ende gemacht werden, je eher, desto lieber."

Dennoch zeigte sie Stratford, als er einige Stunden darauf auch von ihr Abschied zu nehmen kam, das gewohnte liebenswürdige Lächeln. Ja, mit herzgewinnender Anmuth ergriff sie seine ihr dargebotene Hand und sagte mit ungewohnt theilnahmsvollem Tone: „Sie nehmen eine schwere Pflicht auf sich mit dieser Reise, Onkel Reginald! Fast deuchte mir, der dunkeln Stunden wären genug gewesen. Doch ich weiß ja, Ihr edles Herz muß sich genug thun. Wann darf ich Sie zurück erwarten?"

„Das vermag ich heute noch nicht zu bestimmen," ent-

gegnete er mit etwas kühler Höflichkeit. „Deshalb möchte ich Ihnen auch keinenfalls auferlegen, mich hier zu erwarten. Der Aufenthalt dürfte für Sie auf längere Zeit nicht angenehm sein."

„Gewiß nicht mit diesen Erinnerungen! Doch fordert die Konvenienz vielleicht, daß ich bis zur Ankunft des Gemahls der Frau v. Berkow hier bleibe?"

„Herr v. Berkow ist soeben angekommen."

„Ah, um so besser! So werden auch Sie ruhiger von hier fortgehen können. Läßt doch die Ankunft des verrathenen Gatten hoffen, daß er geneigt ist, das Geschehene zu vergessen."

„Das hoffe ich allerdings. Scheint Herr v. Berkow doch, so viel ich nach der ersten Begegnung mit ihm urtheilen kann, ein großherziger Charakter zu sein."

„Und Frau Frida — hat er sie schon gesehen?"

„Noch nicht; der Arzt wünscht erst eine Vorbereitung. Es ist daher möglich, daß ein bis zwei Tage noch vergehen, ehe er die Genesende begrüßen darf."

Blanche spielte gedankenverloren mit dem Fächer, der an ihrem Gürtel hing.

Stratford, schon in der Thüre, wandte sich von einem plötzlichen Gedanken erfaßt noch einmal um.

„Eines möchte ich Ihnen an's Herz legen, Blanche! Pflegen Sie unsere kleine Samariterin gut! Sie sah heute angegriffen aus, und ich wünschte" — er betonte die letzten Worte bedeutsam — „und ich wünschte bei meiner Rückkehr sie in ihrer alten Frische wiederzusehen! Bin ich doch die Veranlassung, daß sie sich fast über ihre Kräfte der Pflege der Geretteten gewidmet hat."

Ohne eine Antwort abzuwarten, schloß er die Thüre hinter sich. Blanche blickte ihm mit einem spöttischen Auflachen nach.

„Du wirst sie nicht wiedersehen," murmelte sie, „zum Mindesten nicht bei mir."

Kaum war Stratford abgereist, so wurde Marie zu ihrer Gebieterin gerufen.

Blanche empfing die Eintretende mit gerunzelter Stirne und einem kalt messenden Blicke, vor dem diese unwillkürlich erbleichte. Mit einer Handbewegung die mit schüchterner Frage zu ihr Aufsehende auffordernd, ihr gegenüber Platz zu nehmen, begann sie mit einer fast rauhen Stimme, aus welcher der ganze Haß ihrer Seele gegen die glückliche Nebenbuhlerin klang: „Ich bedaure, mich genöthigt zu sehen, ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen, Fräulein Feldheim, das Sie mir besser hätten ersparen können. Zuvörderst möchte ich eine Frage an Sie richten: In welchem Verhältnisse stehen Sie zu meinem Onkel Reginald, mit dem Sie sich nicht scheuen, der Sitte Ihres Landes zum Trotz Spaziergänge zu Zweien zu machen in so früher Morgenstunde, wo die übrige Welt noch der Ruhe pflegt?"

Eine dunkle Blutwelle schoß in Mariens Wangen.

„Miß Roberts," rief sie, vor Zorn und Scham erbebend, „Sie können, Sie werden nicht glauben, daß etwas Anderes als der Zufall mich mit Herrn Stratford heute Morgen zusammenführte, ein Zufall freilich, den ich mit Freuden begrüßte, da ich Keinem lieber begegne, als Herrn Stratford, dem ich in jeder Beziehung zu Dank verpflichtet bin."

So stolz, so ernst sprach diese Worte das sonst so bescheiden zurückhaltende Mädchen, daß Blanche einen Augenblick verblüfft zu ihr aufschaute. Dann tönte ein kurzes, höhnisches Lachen von ihren Lippen.

„Bravo, Sie kleine Unschuld, bravo! So hätte ich eigentlich kaum noch etwas hinzuzufügen. Doch möchte ich Sie aus Mitgefühl für Ihre Unerfahrenheit daran erinnern, daß man die Höflichkeit eines Herrn nicht ernster nehmen darf, als sie gemeint ist. Ist Mr. Stratford doch, was Sie vielleicht noch nicht wissen, mein zukünftiger Gemahl —"

Marie erbleichte. „Ihr zukünftiger Gemahl?" stammelte sie.

„Ah, also doch!" rief Blanche, und aus ihren Augen flammte es wie wilder Triumph. „Dachte ich's mir doch, daß es so kommen mußte. Sie lieben den Mann, der mein Verlobter ist, der mein Gatte werden soll. Armes Kind," fuhr sie mit spöttischem Mitleid fort, „ich beklage Sie! Sie kannten noch nicht die Männer. So sind sie Alle; unbekümmert um das Leid, das sie durch ihren Leichtsinn anrichten."

Die Wirkung dieser frivolen Lüge war nun doch eine ganz andere, als die kluge Amerikanerin vorausgesetzt hatte. Marie erhob sich und ihre sanften blauen Augen ernst auf die Verleumderin richtend, sagte sie mit einer Würde und jungfräulichen Hoheit, die sie wie die Gebieterin, die stolze Blanche als ihre Untergebene erscheinen ließ: „Sie klagen Herrn Stratford mit Unrecht an, Miß Roberts. Ich habe ihm nichts vorzuwerfen. Selbst wenn ein edler Mann sich von seinem Gefühle weiter hinreißen läßt, als er sollte,

wird er doch nie im Stande sein, niedrig zu handeln. Kein Wort, das mich zu direkten Hoffnungen berechtigte, ist über seine Lippen gekommen, und ist in meinem Herzen ein Gefühl für ihn erwacht, wie Sie glauben es annehmen zu können, so trägt meine Unerfahrenheit allein die Schuld."

Etwas wie Scham bei den hochherzigen Worten des Mädchens stieg in Blanche auf. „Um so besser," stammelte sie verwirrt.

„Mir bleibt nur noch Eines übrig, Miß Roberts," fuhr Marie, alle ihre Kraft zusammennehmend und dennoch mit einer vor Schmerz zitternden Stimme fort, „unter diesen obwaltenden Umständen mir meine Entlassung von Ihnen zu erbitten."

Blanche neigte zustimmend und mit einem Athemzug der Erleichterung das Haupt. „Ich habe es nicht anders erwartet."

Wankenden Schrittes verließ Marie das Gemach. Blanche starrte ihr eine Weile regungslos nach. Ihre Stirne faltete sich düster. „Wenn es nun doch unnütz wäre, unnütz dieser ganze Aufwand von Lüge und Verstellung? Wenn er dieses Mädchen genug liebte, um ihr selbst in die Ferne zu folgen? Pah," suchte sie sich indessen nach einer Weile wieder zu beruhigen, „was ist's denn weiter? Von einer Nebenbuhlerin suchte ich mich zu befreien, es war ein Mittel wie jedes andere, und ist im Kampfe um's Dasein nicht jedes Mittel erlaubt? Gewinne ich den Sieg, so war es gut. Der Erfolg erst wird entscheiden." —

Am anderen Morgen verließ Blanche mit dem ersten Dampfschiffe den Gießbach, um nach Interlaken zurückzu-

kehren. Marie stand am Fenster und blickte ernst der zum Landungsplatz Schreitenden nach. Sie dachte jetzt des warnenden Abschiedswortes der Mutter: „Du sehnst Dich in die Welt, in die Fremde, unser stilles Städtchen wird Dir zu eng; ach, mein gutes Kind, wie bald wirst Du einsehen, daß es doch besser ist, daheim ein stilles Leben zu führen, als draußen in der großen Welt allein zu stehen, ein Fremdling unter kalten, gleichgiltigen Menschen!"

Ein Fremdling, ja, das war sie in der Welt — als ein Vogel mit gebrochenen Schwingen kehrte sie nun heim zur Mutter, aber auch gründlich geheilt von dem Drange in die Ferne, der sie daheim oft mit peinigender Gewalt gequält hatte.

Dennoch verlor sie keinen Augenblick den Muth. Wie weich und nachgiebig sie auch erschien, so barg doch diese junge Brust einen starken und festen Willen. Sie klagte Stratford nicht an, wie durfte sie das? Litt er doch vielleicht selbst ebenso schwer, wie sie, denn daß es Wahrheit gewesen, was seine Blicke, was sein Mund zu ihr gesprochen, das fühlte sie im innersten Herzen, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Aber das Schicksal trat hindernd zwischen sie und ihn, der Traum der Liebe, der so süß für sie Beide gewesen, mußte beendet sein.

Der Eintritt des Arztes entriß die Sinnende ihren Gedanken. Er blickte in ein feuchtschimmerndes Auge, in ein müde und bleich aussehendes Antlitz. Besorgt faßte er Mariens Hand.

„Sie sehen angegriffen aus, mein Fräulein, angegriffener, als es mir lieb ist. Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Ganz wohl," entgegnete sie sanft. „Und wie geht es Frau v. Berkow?"

„Nach Umständen gut. Soeben habe ich sie von der Ankunft des Herrn v. Berkow unterrichtet. Sie nahm meine Mittheilung merkwürdig gefaßt auf. Befindet sie sich doch augenblicklich in einem Zustande der Apathie, der Besorgniß erregen könnte, wenn man nicht hoffen dürfte, das bevorstehende Wiedersehen mit Gatten und Kindern werde neuen Willen zum Leben in ihr erwecken."

„Darf ich jetzt zu ihr gehen?"

„Ich bitte Sie darum."

Marie trat leise bei Frida ein, die bereits das Bett verlassen hatte und auf einer an das offene Fenster gerückten Chaise-longue ruhte. Ihre großen Augen schauten aus einem erschreckend bleichen Antlitz fast stumpf in die Ferne, als sei sie völlig dem Leben und ihrer Umgebung entrückt. Bei der Annäherung Mariens schreckte sie zusammen, lächelte dann aber, als sie ihre Pflegerin erkannte, derselben mit wehmüthigem Ausdruck zu: „O, Sie sind es — ich dachte er," und wie ein nervöses Beben flog es durch ihren Körper. „Bleiben Sie hier bei mir. Sie waren mir viel, sehr viel, Sie sanftes, liebevolles Kind, obgleich ich kaum weiß, ob ich Ihnen dafür danken soll, daß Sie dazu beitrugen, ein Leben zu erhalten, das mir verhaßt ist."

„Gnädige Frau, Sie werden wieder anders denken, wenn —"

„Nie, nie!" unterbrach sie Frida heftig. „Nur die Hoffnung, daß dieses traurige Dasein bald sein Ende finden muß, macht es mir möglich, es zu ertragen."

Mariens bleiche Wangen rötheten sich leicht, als sie erwiederte: „Gnädige Frau, ist es nicht gerade des Menschen höchste Aufgabe, im Leide des Lebens festzustehen, sich über dasselbe zu erheben?“

„Gutes Kind, was wissen Sie vom Leben? Sie hegen noch die Jugendträume, die für mich längst in Nichts zerflossen sind, die auch für Sie vergehen werden, sobald Sie der harten Wirklichkeit erst einmal in's Auge schauen. Sie werden anders sprechen, gute Marie, wenn Sie erst wissen, was es heißt, zu leiden, wie ich jetzt zu leiden verurtheilt bin.“

„O, auch ich weiß, was leiden heißt.“

„Auch Sie?“ Frida sprach es fast mechanisch nach. „Armes Kind, also auch Sie?“

Aus Mariens Augen stahlen sich einige heiße Tropfen und flossen, ihr selber unbewußt, über die bleiche Wange hinab.

„Mein Gott, Sie weinen?“ rief Frida jetzt voll Schrecken. „Was ist geschehen, Sie liebes Kind? Habe ich in dem Egoismus meines Schmerzes ganz übersehen können, daß Sie traurig sind? War Miß Roberts hart zu Ihnen? Sie ist eine kalte hochmüthige Natur, die ein Wesen, wie Sie, nicht zu schätzen weiß!“

„Miß Roberts,“ entgegnete Marie, sich zur Ruhe zwingend, „ist soeben nach Interlaken abgereist. Ich habe sie gestern schon um meine Entlassung gebeten und dieselbe sofort erhalten.“

Frida ergriff Mariens Hand und hielt sie fest.

„Sagen Sie mir die volle Wahrheit. Thaten Sie das

für mich, weil Sie ahnten, erkannten, daß ich jetzt — gerade jetzt Ihrer Nähe nicht entbehren könnte?"

Wieder schüttelte Marie den Kopf.

„Halten Sie mich nicht für besser, als ich bin, gnädige Frau, das war es nicht —"

„Sie wollen es nicht zugestehen? Sie verschmähen den Dank der Unglücklichen, die Ihnen schon so tief verschuldet ist?"

„Nicht so, nicht so, gnädige Frau!" bat Maria. „Was ich für Sie that, hätte jede Andere gethan, die gleich mir diese Zeit in Ihrer Nähe geweilt hätte, Jede. Sie sind mir nichts schuldig, gnädige Frau, gewiß nichts. Ich aber bitte Sie, mich noch so lange bei sich zu dulden, bis ich mit Ihnen diesen Ort verlassen kann!"

Frida zog sie zu sich nieder und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„Sie hochherziges Mädchen, die Sie als Gunst erbitten, was mir eine Wohlthat, ein Segen ist! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen!"

Marie wollte etwas erwiedern, die allzu gute und, wie sie meinte, unverdiente Meinung von sich abzuwehren, aber der Eintritt der Kammerfrau unterbrach das Gespräch.

Frida fuhr empor; bleich, mit angstvoll geöffneten Augen blickte sie die alte Dienerin an. Diese meldete zagend, daß der gnädige Herr im Vorzimmer sei und bitten lasse, ihn zu empfangen.

Frida winkte mit der Hand ihre Zustimmung, ihre Brust athmete heftig, ihr ganzer Körper bebte in Aufregung.

„Fassung, Fassung, gnädige Frau!" bat Marie.

„O, Sie wissen nicht, was es heißt, dem Gatten als Schuldige gegenüber treten zu müssen! Gehen Sie, gehen Sie, dieses Wiedersehen verträgt keine Zeugen.“

Still zog Marie sich in ihr Zimmer zurück. Gleich darauf trat Herr v. Berkow ein. Er war ein hochgewachsener Mann von vornehmem Äußeren und stattlicher Erscheinung. Seine Züge trugen den Stempel der Kraft, eines starken Willens; doch leuchtete aus den Augen, die klar und fest unter einer hohen, von dichtem grauen Haar überwölbten Stirne hervorblickten, ein milder Ernst, wie er oft das Resultat mannigfacher innerer Kämpfe, manches mit männlicher Kraft überwundenen Leides ist.

Mit raschen Schritten trat er auf Frida zu, zum Gruße ihre Hand erfassend, die diese indessen hastig und wie von innerem Schreck ergriffen ihm wieder entzog. Hatte dieselbe Hand doch vor einer kurzen Spanne Zeit erst liebezitternd in der eines Anderen geruht! Herr v. Berkow schien dessen nicht zu achten. Doch er setzte sich nicht, sondern blieb am Stuhle seiner Frau stehen, als Zeichen, daß er nicht mehr als einige Minuten bei ihr zu weilen gedenke.

„Ich freue mich, Dich als Genesende begrüßen zu können,“ sagte er mit einer tiefen, wohllautenden, doch sehr bestimmt klingenden Stimme.

Sie blickte mit einem seltsam fragenden Ausdruck zu ihm auf.

„Täusche Dich nicht, ich bin keine Genesende, will es nicht sein.“

Jetzt erbleichte er dennoch. Indessen bekämpfte er sich genugsam, um scheinbar ruhig erwiedern zu können: „Ich

sehe, selbst die Nähe des Todes hat in Dir keine Wandelung hervorzubringen vermocht. Täusche aber auch Du Dich nicht! Die Zeiten, wo ich Dich nur als ein eigensinniges Kind mit Nachsicht behandelte, sind jetzt vorüber. Der gekränkte, in seiner Ehre verletzte Gatte steht vor Dir, der Vater Deiner Kinder, der um dieser Kinder willen sich die bittere, unsäglich bittere Pflicht auferlegt, an Deiner Seite weiter leben zu müssen, in einer Ehe ohne Hoffnung, ohne Lichtschein. Aber ich will nicht, daß meine unschuldigen Kinder den Mutternamen dereinst nur mit Scham nennen sollen. Ich will Dich halten, damit Du nicht noch tiefer sinkest. Deshalb stehe ich vor Dir, um Dir zu sagen: ich bin bereit, mit dem Schild meiner Ehre Deine Verirrung zu bedecken. Begreifst Du mich?"

Er schwieg erregt. Frida's Haupt war auf ihre Brust gesunken.

„Sei es!" flüsterte sie. „Wohl begreife ich Dich und weiß, welche Zukunft mir an Deiner Seite erblühen wird. Elend war ich vordem, noch elender werde ich werden —"

„So wirst Du um der Kinder willen," unterbrach er sie heftig, „dieses Elend unserer Ehe, das Keiner schwerer empfinden kann, als ich, zu verbergen suchen. Das fordere ich von Dir!"

„Ich werde Dir zu gehorchen mich bestreben. Dennoch wirst Du mich nicht verhindern, nicht verhindern können, den erlösenden Tod herbeizusehnen."

„Das spricht nur Thorheit und Unverstand aus Dir! Die Zeit aber wird kommen, wo Du einsehen wirst, daß Deine Lebensaufgabe fortan nur noch in Einem bestehen kann: in

der Sühne dessen, was Du gefehlt. Doch diese Sühne besteht nicht, wie Du jetzt vielleicht meinst, allein darin, weiter zu leben und weiter zu athmen, nein, in der moralischen That, in der Kraft und dem Willen, gut zu machen. Verstehe mich indessen recht: nicht von der Gattin verlange ich das — weiß ich ja, was für immer trennend zwischen uns liegt — doch von der Mutter fordere ich es, die, was sie bisher versäumte, in doppelter Pflichttreue nachzuholen hat."

Noch bleicher war Frida geworden. Sie versuchte sich aufzurichten, etwas zu erwiedern. Aber das Wort erstarb auf ihren Lippen. Wie gebrochen sank sie in ihrem Stuhl zusammen. Herr v. Berkow drückte hastig auf die Glocke. Der herbeieilenden Kammerfrau bedeutend, der Ohnmächtigen Hilfe zu leisten, zog er sich, ohne noch einen Blick auf dieselbe zu werfen, in sein Zimmer zurück. Dort verließ den vorhin so gemessenen Mann die mühsam bewahrte Haltung. Er schlug die Hände vor das Gesicht und stöhnte schmerzlich auf: „So weiter leben zu müssen, nachdem auch der letzte Schatten des Glückes entflohen ist, welch' ein Loos!"

An seiner Seele zogen die vergangenen Jahre seiner Ehe vorüber. Hingerissen von dem blühenden Liebreiz des schönen Fräuleins v. Wallwitz, hatte er sich verleiten lassen, des Unterschiedes der Jahre nicht achtend, sie zu der Seinen zu machen. Aber mit der schönen jungen Frau war weder Friede noch Glück in sein Haus gezogen. Kein Ton des Herzens hatte ihn je für seine Liebe, seine Nachsicht belohnt; stets kühl, nur an sich selbst, an ihre Genüsse, ihr

Wohlbehagen denkend, war sie neben ihm dahingewandelt, und dennoch hatte er nicht aufgehört, ihr mit Achtung, mit Aufmerksamkeit zu begegnen. War sie doch die Mutter seiner Kinder, seiner geliebten kleinen Mädchen, der einzigen Freude seines Lebens. Da kam der Tag, der auch diesen letzten Rest des Friedens in seiner Seele zerstörte, der Tag, der ihn mit Schmach, seinen ehrenvollen Namen mit einem unauslöschlichen Fleck zu brandmarken drohte, und dieser Fleck kam von ihr, von seiner Gattin, der Mutter seiner Kinder.

In einem Café der Residenz war es gewesen, wo ihm die in gewohnter Reportermanier ausgeschmückte Zeitungsnotiz über das tragische Ereigniß am Brienzersee zu Gesicht gekommen. Anfangs war sein Auge gleichgiltig darüber hingeflogen, da las er eine Stelle, die sein Herz fast stillstehen machte. Sie lautete: „Die Gerettete, eine Dame der höheren Gesellschaftsklassen, soll, wie man hört, wenig dankbar für das wiedergeschenkte Leben sein, das ihr des Opfers, das der See gefordert, nicht werth erscheint. Doch das sind Geheimnisse, die zu lüften wir zu diskret sind, da die Dame Gatten und Kinder besitzt, die ihr diesen Mangel an Lebenslust übel deuten könnten."

Weiter war er in seiner Lektüre nicht gekommen, die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen; ihm war, als richteten sich alle Blicke auf ihn, als murmelten alle Lippen: „Das ist er, der verrathene Gatte der Verunglückten, ein Mitspieler in dem erschütternden Drama, das die Skandalchronik der Sensationsblätter vermehrt."

Er faßte sich an die Stirn. Wachte er denn, oder träumte er? War doch kein Name in dem unseligen Be-

richte genannt, warum denn mußte gerade sie, mußte Frida die Heldin dieser romantischen Tragödie sein?

Wankenden Schrittes eilte er heim in sein Hotel, auf sein Zimmer. Ach, seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Unter den aus Berkow ihm nachgesandten Korrespondenzen lag auch das von Stratford an ihn ergangene verhängnißvolle Telegramm, das ihn schleunigst zu seiner dem Wassertode entrissenen Gattin rief.

Eine Stunde darauf befand sich Herr v. Berkow in dem Arbeitszimmer seines Schwiegervaters, des als Pensionär in der Hauptstadt lebenden Oberst v. Wallwitz. Der alte Herr, noch immer Stutzer und Lebemann, empfing den Gatten seiner Tochter mit schlotternden Knieen und vor Furcht entstellten Zügen.

„Sie wissen etwas Näheres, ich fordere Wahrheit. Wer ist dieser Baron S.?“ fragte Berkow.

Der von Gewissensbissen erfaßte Mann bekannte Alles. Herr v. Berkow erfuhr nun erst, daß Frida mit Felix v. Sernow versprochen gewesen, daß sie, von dem Vater gedrängt, ihre Liebe geopfert habe, um ihn und ihre Brüder vor schimpflicher Kassation zu bewahren.

Schweigend hatte der unglückliche Mann zugehört.

„Sie haben übel gehandelt,“ sagte er, als Herr v. Wallwitz seine Beichte schloß, „sehr übel —“

„Ich weiß es, doch es handelte sich um die Ehre meines Namens, um die Existenz meiner Familie.“

„Das heißt, Sie opferten, um leichtsinnig gemachte Schulden zu decken, ohne Bedenken das Glück dreier Menschen! Und das nennen Sie die Ehre Ihres Namens bewahren?“

Der Oberst fand keine Antwort. Ohne ein Wort weiter verließ Herr v. Berkow den in tiefster Seele gedemüthigten und erschütterten Mann. Etwas wie Mitleid mit dem jungen, von schnödem Eigennutz geopferten Weibe stieg in der Seele des verrathenen Gatten auf, und der hochherzige Entschluß reifte in ihm, sie nicht von sich zu stoßen, ihr die Möglichkeit zu gewähren, sich wieder aufzurichten.

Aber er hatte die Hoffnung in sich getragen, eine Reuige, eine von ihrer Schuld Niedergedrückte zu finden, doch schon die erste Begegnung hatte diese Hoffnung vernichtet. Eine Geknickte freilich hatte er angetroffen, die das Gut des Lebens gleich einer unwillkommenen Gabe widerwillig hinnahm, in deren Seele aber kaum eine Ahnung von dem zu leben schien, was die Pflicht der Frau und Mutter von ihr erheische. Was war da noch zu hoffen, zu erwarten? Mit bleiernen Flügeln breitete sich dumpfe Verzweiflung über sein gequältes Herz und ließ den letzten Schimmer einer lichteren Zukunft vor seinem verdunkelten Blicke in Nacht versinken.

## 6.

Man war übereingekommen, daß Marie die beiden Gatten nach Schloß Berkow begleiten und dort einige Wochen verweilen solle, da Frida ihrer noch nicht entrathen zu können erklärte und mit einer wahren Seelenangst an sie als den einzigen Halt ihres Lebens sich klammerte. Marie, auch von Herrn v. Berkow mit achtungsvoller Zuvorkommenheit dazu aufgefordert, willigte um so lieber ein, da sie Verlangen trug, ihre Tante Minna, die Erzieherin

der Kinder Berkow's wiederzusehen. So dampfte denn der Kurierzug mit ihr gen Norden, zur selben Zeit, als Stratford, von Bern kommend, über den Thuner See nach Interlaken fuhr.

Sogleich nach seiner Ankunft beeilte er sich, seine Nichte Blanche aufzusuchen. Es war Abend, und aus dem erleuchteten Garten schallte wie damals, als er Marie zuerst gesehen, rauschende Konzertmusik zu ihm herauf. Einen Moment trat er auf den Balkon hinaus und musterte die Glasthüre des, wie er glaubte, von Marie bewohnten Zimmers; aber Alles war dunkel dort und auch auf dem Balkon Niemand zu bemerken. So blieb ihm nichts übrig, so wenig er auch für das heitere, geräuschvolle Treiben unten sich gestimmt fühlte, als sich gleichfalls nach dem Garten zu begeben, wo ihm der Kellner mit dienstfertigem Eifer sogleich den Tisch bezeichnete, an dem Blanche in Gesellschaft einiger anderen Personen ihren Platz hatte. Eine jugendliche Frauengestalt saß mit dem Rücken ihm zugewandt. Sein Herz begann vor freudiger Erwartung höher zu klopfen. Doch wie gebannt blieb er auf seinem Platze, als er, der jetzt sich Umwendenden in's Antlitz schauend, eine völlig Fremde erblickte. Aber auch Blanche hatte ihn jetzt bemerkt, und begrüßte ihn mit unverhohlener Freude.

„Onkel Reginald, Sie? Welch' freudige Ueberraschung! Wie sehnsüchtig Sie von uns Allen erwartet wurden! Von uns Allen, ja — finden Sie doch hier alte Freunde aus New-York, die ihren Aufenthalt in Interlaken nur so lange ausgedehnt haben, um Sie noch hier begrüßen zu können!"

Stratford ergriff erfreut des alten Herrn Hand, die dieser ihm entgegenstreckte.

„Mr. Blackbury!"

„Mein lieber junger Freund! Ja, ich konnte nicht fort von hier, ohne Sie gesehen und gesprochen zu haben. Hier meine Tochter Alice," er deutete auf die junge Dame, eine reizende, ungemein elegante Erscheinung. „Sie kannten sie als Kind, jetzt ist sie bereits die Gattin jenes Herrn: Mr. Burton, mein Schwiegersohn, lieber Stratford. Wir machen eine gemeinsame Tour durch Europa, ich muß mich zerstreuen, da ich das Unglück hatte, vor zwei Jahren mein gutes Weib zu verlieren."

Stratford hörte mit etwas gezwungener Aufmerksamkeit dem redseligen Wortschwall des gutmüthigen Landsmannes zu. Er hätte am liebsten gleich wieder fort mögen, um Marie aufzusuchen; aber die Schicklichkeit gebot ihm, zu bleiben, Platz zu nehmen, sich in Geduld zu fassen.

„Onkel Reginald," begann Blanche wieder, „wissen Sie denn schon, daß wir in Ihrer Abwesenheit Pläne für den Herbst und Winter gemacht haben, die nur noch Ihrer Zustimmung warten, um ausgeführt zu werden?"

„Freilich," fiel Blackbury ein, „wir wollen nach Italien, die alte Kunst sehen, das ist nun einmal nöthig. Heimzukehren aus Europa, ohne Rom und Florenz, Neapel und Palermo kennen gelernt, ohne die weltberühmten Museen und Alterthümer besucht zu haben, das würde uns geradezu lächerlich machen. Deshalb priesen wir unser Geschick, als wir Miß Roberts hier trafen, eine der gelehrtesten Damen unserer New-Yorker Gesellschaft, die uns die Hoffnung ihrer Begleitung machte."

„Wenn Onkel Reginald zustimmt," unterbrach ihn Blanche.

„Ich habe durchaus nichts über Sie zu bestimmen, Blanche. Die freie Amerikanerin, die Sie so oft mir gegenüber betonen, wird sich doch schwerlich dem Willen eines Onkels unterordnen mögen."

Blanche sah ein wenig betroffen aus.

„Ich verstehe, man darf nicht neue Reisepläne Jemand oktroyiren wollen, der eben von einer Reise kommt."

„Und von welch' einer Reise!" rief Stratford aufstehend. „Blanche wird Ihnen gewiß mitgetheilt haben, welche traurige Veranlassung mich so lange ferngehalten hat. Ich bitte deshalb um gütige Nachsicht, wenn ich mich für heute zurückziehe. Ich wollte nur bei Blanche mich melden, und freue mich herzlich, daß für die verlebten bösen Tage ihr jetzt durch die Begegnung mit Ihnen ein so angenehmer Ersatz geworden ist.

Blanche wechselte ein wenig die Farbe, sprach aber doch mit liebenswürdigem Lächeln die Hoffnung aus, Onkel Reginald werde nicht verschmähen, wie früher mit ihr den Thee zu nehmen, was er nicht ablehnte, da er in Wahrheit voll fieberhafter Ungeduld nach einer Unterredung mit ihr verlangte. Wo war Marie? Was war vorgefallen? War sie krank, oder weilte sie am Ende noch am Gießbach, wo eine schlimme Wendung in dem Befinden Frau v. Berkow's sie zurückgehalten haben könnte? Als er aufstand, schob Mr. Blackbury seinen Arm unter den seinen und begleitete ihn durch den Garten.

„Darf man gratuliren, lieber Freund, zur Verlobung mit der schönen Blanche Roberts?"

„Sie scherzen, Blackbury!"

„Durchaus nicht! Meine Frage ist sehr ernst. Ich bin mit dem Hause Roberts stark liirt, es handelt sich für mich um viele Tausende. Sie wurden mir in New-York von Ihrem Neffen Frederic als Ordner der dortigen Finanzlage bezeichnet.“

Jetzt horchte Stratford hoch auf.

„Sie sprechen in Räthseln, lieber Blackbury. Ich bin, wie Sie wissen, so lange von New-York fort, daß ich von dem Hause Roberts, besonders aber von dessen Finanzlage, durchaus nichts weiß.“

„Ah so,“ und mit einem gutmüthigen Ausdruck ihm die Hand schüttelnd, setzte Blackbury theilnehmend hinzu: „Da bedaure ich aufrichtig, Ihrer liebenswürdigen Nichte zuvorgekommen zu sein, die natürlich das Vorrecht hatte, Ihnen zuerst die betrübende Mittheilung von dem drohenden Fallissement ihres Hauses zu machen. Doch im Vertrauen, Stratford — ich spreche hier als Ihr Freund, als der Freund Ihres verstorbenen Vaters — handeln Sie mit ganzer Vorsicht und lassen Sie sich durch das Gefühl für Ihre Braut nicht fortreißen, für das Geschäft ihrer Familie ohne Weiteres Ihr Vermögen herzugeben.“

„Sie befinden sich im Irrthum, Mr. Blackbury,“ unterbrach ihn Stratford sehr ernst. „Ich bin nicht der Verlobte meiner Nichte Blanche.“

„Nicht?“ fragte Blackbury verwundert. „So haben Sie das entscheidende Wort noch nicht gesprochen?“

„Nein — und ich werde es nie thun,“ rief Stratford

bestimmt. „Sie können, lieber Blackbury, den New-Yorker Bewunderern meiner Nichte Blanche die trostreiche Nachricht bringen, daß sie noch frei, völlig frei ist."

„Sie scherzen, ein solches Weib, das Ihnen die Hand entgegenstreckt, und Sie greifen nicht zu? Unmöglich! Und dann, wollen Sie das Haus Roberts retten, so können Sie es nur unter der Bedingung, daß Sie dem leichtsinnigen Frederic die Zügel aus der Hand nehmen und sich selbst zum Chef desselben machen."

„Das wäre für mich schon deshalb eine Unmöglichkeit, bester Blackbury, weil ich überhaupt nicht nach Amerika zurückzukehren gedenke und deutscher Grundbesitzer geworden bin. Doch das Haus Roberts hat viele Freunde, meine ich, die gleich Ihnen bei dem Falle desselben mit engagirt sind, und daher Grund genug hätten, bestimmend einzugreifen. Indessen das sind Geschäftsangelegenheiten, die genau erwogen werden wollen. Schlagen Sie vor, was zu thun, und rechnen Sie auf mich als auf einen Verwandten, der zu jeder Hilfe bereit ist, wenn er auch nicht des Glückes theilhaftig ist, der schönen Blanche Verlobter zu sein." Er nahm des alten Mannes Hand, schüttelte sie herzlich und eilte davon.

Blackburg blickte dem Davoneilenden gedankenvoll nach; dann kehrte er mit langsamen Schritten nach seinem Platze zurück.

Oben auf dem Korridor in der Nähe seines Zimmers schlüpfte Bessie an Stratford vorüber und begrüßte ihn knixend.

„Sind Mr. Stratford gesund zurückgekehrt?"

„Ich danke, Bessie. — Und hier, wie steht's?"

„Gut, Mr. Stratford, sehr gut, seit wir wieder hier und von dem bösen See fort sind."

„Und Frau v. Berkow reiste genesen ab?"

„Als wir fortgingen, blieb sie noch da mit Miß Mary, der Gesellschafterin, von der die gnädige Frau sich nicht mehr trennen mochte."

Aus dem Antlitz Stratford's wich das Blut; die Kammerjungfer bemerkte das mit heimlicher Schadenfreude.

„Ja, das war eine kurze Freude, Mr. Stratford, mit der Deutschen. Aber so sind sie Alle, sie können unsere Art nun einmal nicht vertragen, und da zog es das junge Fräulein vor, lieber mit der deutschen Dame nach Deutschland zurückzukehren, als allein mit uns hier zu bleiben."

Stratford brach mit einer verabschiedenden Handbewegung die Unterhaltung ab und trat in sein Zimmer. Einen Augenblick blieb er wie erstarrt, die Hand auf den Tisch gestützt, stehen, dann richtete er sich auf und durchmaß, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit langsamen Schritten das Zimmer.

„Und sie konnte mir das anthun?" tönte es schmerzlich in ihm. „Jetzt, jetzt da sie wissen mußte, wie ich ihrer bedarf, mich allein lassen, fortgehen ohne ein Wort des Abschiedes, der Aufklärung?"

Er hemmte seine Schritte und blieb in der geöffneten Balkonthüre stehen. Ein köstlicher Sternenhimmel leuchtete ihm entgegen, so klar, so heiter und friedenvoll, daß es sich auch ihm wie stiller Friede in die Brust senkte. Was

Marie auch fortgetrieben haben mochte — er durfte nicht an ihr zweifeln, und wie es auch kommen mochte, sie war rein und treu, und es mußte sich Alles aufklären, sobald er ihr erst Aug' in Auge sah. Doch wann würde das geschehen? Wie lange mußte er noch von ihr, von seinem Glücke getrennt bleiben, jetzt, da sie ihm wider alles Erwarten in so weite Ferne gerückt war? Und wie eine schwere Last fühlte er jetzt die neue Verpflichtung, die ihm die letzte Eröffnung Mr. Blackbury's auf die Schultern gelegt hatte, ihm abermals die Freiheit seiner Entschließungen für kurze Zeit wenigstens nehmend. Doch so rasch wie möglich zum Mindesten wollte er die Angelegenheit zu ordnen suchen und sofort mit Blanche selbst ein offenes Wort sprechen, das ihr zugleich jeden Gedanken und vielleicht auch jeden Wunsch einer näheren Verbindung mit ihm nehmen sollte.

Blanche erwartete bereits in ihrem kleinen Salon den Onkel am Theetisch. Sie sah ein wenig erregter aus als sonst und warf dem Eintretenden einen fast ängstlich fragenden Blick entgegen.

„Es ist mir lieb, Blanche, daß Sie mir Veranlassung geben, heute noch unter vier Augen mit Ihnen zu sprechen," begann Stratford, „Sie sind damit meinem eigenen Wunsche entgegen gekommen."

Blanche senkte ein wenig befangen den Blick, sie glaubte ein Verhör wegen Mariens Fortgehen zu bestehen zu haben, das ihr peinlich war, wenn sie sich auch darauf vorbereitet hatte. Dennoch zwang sie sich zu lächeln, und Stratford mit einem ihrer strahlendsten Blicke umfangend,

erwiederte sie: „Wenn ich nun diesen Wunsch errathen und deshalb auf das Innehalten unserer Theestunde gedrungen hätte?“

Sie reichte dabei dem Onkel eine Tasse Thee hin, während ihr Blick mit einer gewissen Spannung auf ihm ruhte.

„Ihre Liebenswürdigkeit für mich, Blanche, ist wirklich so groß, daß ich mich innerlich beschämt fühle, um so mehr, als ich unser Gespräch mit einem Vorwurf beginnen möchte.“

„Ah, allerdings, den glaube ich nicht verdient zu haben.“

Trotz ihrer gut gespielten Unbefangenheit vermochte sie doch nicht, ihm fest in's Auge zu sehen, sondern senkte die Lider. Ein Lächeln schwebte auf seinen Lippen, als er scheinbar völlig harmlos erwiederte: „Warum verbargen Sie mir Ihren geheimen Kummer, Ihre Sorgen?“

Jetzt fuhr sie erbleichend zusammen. Es war ihr, als hätten alle ihre Hoffnungen mit einem Male einen Todesstoß empfangen. Wie würde er, der mißtrauische Mann, jetzt noch an die Aufrichtigkeit ihrer Neigung glauben, wenn er die ganze verzweifelte Lage ihrer Familie kannte?

„Wie, Sie wissen, Onkel Reginald?“ stammelte sie.

Er schien ihre Fassungslosigkeit nicht zu bemerken, sondern fuhr in demselben Tone ernsten Wohlwollens fort: „Ich, der nächste Verwandte Ihrer Familie, muß von Anderen zuerst erfahren, wie zweifelhaft es mit dem Reichthum Ihres Hauses steht.“

Sie lachte bitter auf.

„Zweifelhaft, Onkel Reginald? Wir stehen am Rande des Ruines!“

„Der jedoch verhindert werden kann, verhindert werden soll, sofern mir gestattet wird, meine Rechte als Verwandter geltend zu machen."

Wie neue Hoffnung stieg es in ihr auf. Hatte sie aber gehofft, er würde die Hand ausstrecken, würde sie an sich ziehen, sie an sein Herz nehmen und heimlich ihr die Antwort in's Ohr flüstern: „Das heißt, Du sollst mir das Recht geben, Blanche, als Dein Gatte der berechtigte Helfer für Dich, für die Deinen zu werden?" — Nichts davon geschah. Mit einer kühlen Gemessenheit, die seltsam gegen des Mädchens heftige Erregung abstach, fuhr Stratford fort: „Das heißt, meine liebe Blanche, ich werde mit Ihrer Erlaubniß und in der Erwartung, daß Sie mir die nachträgliche Zustimmung Ihrer Mutter und Ihres Bruders verschaffen, mit Mr. Blackbury, dem ich die Nachricht über den Stand der Verhältnisse verdanke, sofort die nöthigen Schritte berathen, um dem gefürchteten Fall Ihres Hauses vorzubeugen. Sie wissen, Mr. Blackbury steht in naher Verbindung mit Ihrem Hause, und es ist sein Interesse so gut wie meines, dasselbe zu halten."

Blanche war in ihren Stuhl zurückgesunken, der vorherigen Röthe war eine tiefe Blässe gefolgt, all' ihr Blut strömte zum Herzen, dessen heftiges Klopfen ihr fast die Sprache nahm. Das ihr — ihr? Der gefeierten Schönheit, welche die jüngsten und reichsten Männer New-Yorks zu ihren Füßen gesehen, vergeblich um ihre Gunst sich bemühend? Sie war verschmäht, und gerade von ihm, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt. Mit klaren Worten war es ihr gesagt worden: Ich weiß, daß Du meine Hilfe be-

gehrst, ich weiß, daß Du den Preis für dieselbe mit Deiner Person zahlen wolltest, ich ziehe es aber vor, diese Hilfe als Verwandter der Familie zu gewähren, Deine Person begehre ich nicht. Wenn Marie in ihrem sanften Gemüthe ein Gelüste nach Rache gegen die, welche ihr so wehe gethan, zu tragen vermocht hätte, jetzt, wenn sie Zeugin dieser Scene gewesen wäre, konnte sie befriedigt sein. Doch das bittere Gefühl verletzten Stolzes gab Blanche auch die Kraft, äußerlich wenigstens ihre Fassung wieder zu gewinnen. Ja, sie vermochte es über sich, Stratford die Hand zu reichen und ihm einige Worte des Dankes für das ihrer Familie entgegengebrachte Wohlwollen zu sagen.

Stratford hatte sie nicht ohne Theilnahme beobachtet. Freundlich drückte er die ihm dargereichte Rechte und sprach gutgemeinte Worte des Trostes zu der, wie er vermuthen durfte, durch den Vermögensniedergang ihres Hauses tief bedrückten, in ihrem Stolze hart betroffenen Nichte.

Sie nahm Alles scheinbar dankbar hin, doch athmete sie auf, als Stratford endlich das Zimmer verließ. Mit seinem Fortgehen fiel auch die Maske der aufgezwungenen Fassung ab. Todesmatt sank sie in ihren Sessel zurück. Ihr lange verfolgter Plan war endgiltig gescheitert.

## 7.

Ein herbstlich kühler Morgenwind wehte über die Stoppelfelder und schüttelte die Aeste der hochstämmigen Linden, die sich über der von Schloß Berkow nach dem Dorfe führenden Straße wölbten. Auf derselben kam ein

Reiter in sausender Eile dahergesprengt. Einige am Brunnen auf dem Dorfplatze waschende Weiber riefen ihn an.

„Wohin, Wilhelm?"

„Habe Eile, hole den Arzt aus der Stadt!"

„Wer ist krank — die Gnädige?"

„Nein, das kleine Fräulein!"

Schon war er dem Gesichtskreise der Fragenden entschwunden.

„Das kleine Fräulein, doch welches?"

Eine der Frauen wies nach dem Fußpfade hin, der das Feld durchschneidend, direkt vom Schlosse nach dem Dorfplatze führte.

„Dort kommt die Gouvernante mit dem Fräulein Ellen!"

„So ist's die Jüngste, der hübsche Blondkopf."

„Der arme Herr, wenn ihn auch noch solch' Unglück treffen sollte!"

„Wo will denn die Gouvernante mit dem kleinen Fräulein hin?" warf eine Neugierige die Frage auf, als sie die Genannten in die Dorfstraße einbiegen sah.

„Nun wohin sonst, als zur alten Dörthe?" lautete die Antwort. „Die wird nicht von den Schloßleuten vergessen, und wenn es im Schlosse brennen sollte. Auf die hält der Herr ein Stück, wie auf die alte Eyben, weil Beide noch im Dienste unserer alten Gnädigen gestanden haben."

Mittlerweile war die Erzieherin mit ihrem Zögling in das grünumrankte freundliche Haus der alten Dörthe getreten, einer seit Jahren gelähmten Frau. Ellen, ein Kind mit seltsam ernster und verständiger Miene, stellte einige Büchsen und

Töpfchen auf den Tisch neben dem Lehnstuhl der Alten, die mit unruhigem Blicke nach der Thüre spähte, ob dort das heitere Gesichtchen Thekla's nicht wie sonst neckend hereinlugte.

„Thekla ist krank und hütet das Bett," bedeutete sie die Erzieherin, Fräulein Minna Hahn, die Tante Mariens, eine große hagere Dame mit ebenso klugen als energischen Zügen.

„O, mein Liebling, mein süßer Liebling!" jammerte da die Alte auf. „Ja, ja, das böse Wetter — die kühlen Herbstwinde, die bringen Krankheit."

Ellen strich sanft mit ihrer kleinen weißen Hand über die runzelige der Alten.

„Unsere Thekla wird ja nicht gleich sterben, Mutter Dörthe —"

„Wie Gott will, mein Kind, wie Gott will, des Herrn Wege sind wunderbar und unerforschlich." Und leise ein Gebet murmelnd faltete die Alte die Hände, während die Erzieherin mit Ellen die Hütte wieder verließ.

Schweigend schritten Beide weiter; erst als sie den Freiplatz vor dem Schlosse erreicht hatten, wandte sich Ellen an ihre Erzieherin: „Werden wir heute auch Stunde halten, Fräulein?"

„Gewiß, Ellen! Weder Du noch ich können etwas bei der Kranken helfen. Ja, wir werden heute im Salon der Mama Stunde halten, da der Papa wünscht, Du mögest Thekla so lange fern bleiben, bis der Arzt entschieden hat, ob keine ansteckende Krankheit bei ihr im Anzuge sei."

„O Fräulein, ich werde heute nicht lernen können ohne Thekla."

„Du wirst es können, wenn Du es willst, Ellen. Ich bitte Dich, sei standhaft um des Papa's willen!"

Die Erinnerung an den Papa wirkte wie ein Zauberwort, Fräulein Hahn wußte das, hingen doch beide Kinder mit abgöttischer Liebe an dem Vater, vielleicht in dem dunklen Empfinden, daß ihnen die Mutterliebe nur zu sehr fehle.

Mittag war schon nahe, als endlich der Wagen des sehnsüchtig erwarteten Arztes vor dem Schloßportale hielt. Mit fieberheißen Wangen warf die kleine Thekla sich unruhig auf ihrem Lager hin und her, während Marie und Frau Eyben beschäftigt waren, mit nassen Tüchern den glühenden Kopf des Kindes zu kühlen.

Mit dem Arzte, den Herr v. Berkow in das Krankenzimmer führte, trat auch Frida ein. In ihrem dunklen Kleide, mit den bleichen abgemagerten Zügen, die etwas peinlich Starres bekommen hatten, glich sie einem Steinbilde, in das des Künstlers Meißel die Linien eines tiefen, unlösbaren Schmerzes eingegraben. So stand sie vor dem Bette des Kindes, und des Arztes Blick, der die kleine Kranke mit sorgsamer Aufmerksamkeit untersuchte, streifte zuweilen eigenthümlich forschend ihre Züge.

Nachdem er seine Verordnungen gegeben, zog ihn Herr v. Berkow in das Nebengemach und fragte noch einmal unter vier Augen mit sorgenvoller Miene, was er von des Kindes Zustand halte.

„Noch ist nichts Bestimmtes darüber zu sagen," erhielt er zur Antwort. „Es ist ein heftiges Fieber, das noch keine sicher zu deutenden Symptome zeigt. Mehr fast noch

beunruhigt mich die Mutter, dieser starre Schmerz hat etwas Erschreckendes."

Herr v. Berkow kämpfte das bittere Gefühl nieder, das in ihm aufstieg. War es doch nicht die Sorge um das erkrankte Kind, die Frida diese erschreckende Starrheit gegeben, nein, so ohne Gefühl und Leben hatte sie mit ihm schon bei ihrer Rückkehr das Haus betreten, so bewegte sie sich seitdem in demselben, gefühllos, liebelos, so daß selbst die Kinder voll Scheu sich von ihr entfernt hielten.

„Sie wissen, meine Frau ist nervös!" entgegnete er mit gezwungener Gelassenheit.

Der Arzt nickte.

„Freilich, freilich. Indessen hatte ich gehofft, der Aufenthalt in der Schweiz würde die gnädige Frau mehr gestärkt haben."

Herr v. Berkow antwortete nicht. Er vermochte eine gewisse Befangenheit nicht zu verbergen. Hatte er doch, um das Geheimniß jener unseligen Katastrophe zu bewahren, es bisher gescheut, den vertrauten Arzt zu Rathe zu ziehen. Und was hätte dieser auch helfen können? Er entließ daher den Arzt, der noch mit der trostreichen Versicherung schied, das Leiden des Kindes werde nichts auf sich haben. Indessen schienen sich seine Hoffnungen nicht bewahrheiten zu wollen. Das Fieber wuchs und gegen Abend stellten sich heftige Phantasien ein.

Frida verließ jetzt nicht mehr das Krankenzimmer, ja, sie fand die Kraft, sich selbst an das Bett des Kindes zu setzen, um die von Frau Eyben ihr gereichten Kaltwasserumschläge demselben auf die Stirne zu legen. War es in-

dessen die ungewohnte Hand, war es eine gesteigerte Empfindlichkeit der Kranken, schon bei dem ersten Umschlag wurde sie unruhig und griff mit angstvoller Geberde nach den Tüchern, sie abzureißen. Frida hielt, um das zu verhindern, die kleinen im Fieber bebenden Hände fest, da blickte Thekla mit irrem Auge sie an und plötzlich gellte ein furchtbarer Angstschrei durch das Zimmer. Marie, die sich an's Fenster zurückgezogen, eilte voller Schreck herbei. Da klammerte sich die Kleine zitternd an das junge Mädchen und preßte ihr Köpfchen an dessen Brust.

„Hilf mir, rette mich!" bat sie jammernd. „Die Eisprinzessin will mich tödten!"

Todesbläße bedeckte Frida's Züge, sie wankte.

Marie strich leise beruhigend über des Kindes Züge.

„Sie hat vor Kurzem mit mir und Ellen das Andersen'sche Märchen von der ‚Eisprinzessin' gelesen," flüsterte sie zu Frida. „Das beschäftigt und ängstigt sie jetzt."

Frida winkte, ohne zu antworten, Marie zu, ihren Platz am Bette wieder einzunehmen. Sie selbst zog sich an's Fenster zurück. Dort preßte sie den Kopf an die Scheiben und starrte in den dunklen Abend hinaus. Furchtbares ging in ihrer Seele vor. Der Schrei des Kindes, der schreckensvolle Blick desselben hatte sie wie ein Blitz zugleich blendend und vernichtend getroffen. Hatte die Kleine denn nicht Recht mit ihrer Furcht? Glich sie nicht in Wahrheit jener Eisprinzessin, deren Anblick jedes Leben erstarrt?

In dem Dorf, das sich vor ihren Blicken ausbreitete, blitzte Licht nach Licht auf; über dem fernen Walde trat

aus dunklem Gewölk das erste Viertel des Mondes leuchtend hervor. Der Wind fuhr stöhnend um das alte Gebäude, wühlte in den Bäumen und erfüllte mit welken Blättern die Luft.

Wilder, wie draußen die welken Blätter im Sturm, jagten sich die Gedanken und Erinnerungen in der Seele der bleichen Frau. Aufgerüttelt pochte das Gewissen an die starre Rinde dumpfer Verzweiflung, die sich um ihr Herz gelegt, weckte alle guten und reinen Gefühle, die noch verborgen vor ihr selbst darunter schliefen. Anklagende Stimmen raunten ihr in's Ohr, daß sie selbst Alles von sich gestoßen habe: die Achtung des Gatten, die Liebe ihrer Kinder, Alles, Alles hatte sie verloren, des Mutternamens sich unwerth gemacht.

Dunkler und tiefer senkte sich die Nacht über die Erde. Im Nebenzimmer war die alte Eyben im Lehnstuhl eingeschlummert. Marie sorgte allein unermüdlich und still für die Kranke. Frida trat jetzt leise an der Pflegerin Seite.

„Legen Sie sich jetzt nieder, liebe Marie, ich werde die Nacht bei Thekla wachen."

Ihre Stimme klang so anders, so viel weicher wie seit lange. Marie schaute verwundert auf.

„Sie, gnädige Frau, Sie wollten —?"

„Den Platz einnehmen, den ich nie hätte einer Andern abtreten sollen."

Doch als Marie fort war und Frida's Blick sich zum Lager wandte, hätte sie dieselbe doch wieder herbeirufen mögen, eine so plötzliche Angst überfiel sie. Thekla lag mit glühend-rothem Gesicht, die Augen wie gebrochen, den Mund

halb geöffnet, rasch und heftig athmend da. Wenn das Kind stürbe, und sie allein, ganz allein bei ihm wäre.

Da öffnete sich leise die nach dem Korridor führende Thüre und ihr Gemahl trat ein. Nicht ohne Ueberraschung erblickte er Frida allein am Lager. Doch sprach er nichts, sondern ging nur unhörbaren Schrittes an's Bett und betrachtete lange das Kind. Auf seinem Gesichte malte sich der ganze mühsam bekämpfte Schmerz des Vaters, der in seinen Kindern den einzigen Schatz, das einzige Glück seines Lebens sieht.

„Meine Thekla, mein holder Liebling," murmelten fast unbewußt seine Lippen.

Da fühlte er seine Hand heftig erfaßt und eine vor Erregung zitternde Stimme sprach: „Sie wird sterben, wird uns entrissen werden, um meiner Sünde willen!" Mit diesen Worten sank Frida in die Kniee und schlug die Hände vor das Gesicht.

Er wandte sich zu ihr, ernst und wohlwollend. „Stehe auf, Frida! Wenn Du fühlst, daß Du gesündigt hast, so lasse diese ernste Stunde nicht vorübergehen, ohne Dir zu geloben, das Vergangene wieder gut machen zu wollen. Gehe in Dich, Frida, an dem Kranken-, vielleicht dem Sterbelager Deines Kindes gib Deinen starren Eigenwillen auf, lerne Demuth und Selbstverleugnung."

Noch einmal neigte er sich über das Kind, einen Kuß auf dessen Stirn zu drücken, dann verließ er, leise wie er gekommen, das Gemach. — —

Am anderen Morgen war der Körper der kleinen Kranken mit rothen Flecken bedeckt, der Arzt konstatirte ein Scharlachfieber.

Indessen die Gefahr ging glücklich vorüber, und der Todesengel, der einmal schon seine Fittiche über dem Schlosse auszubreiten schien, flog, seine liebliche Beute zurücklassend, wieder barmherzig davon.

Frida hatte sich in die Pflege mit Marie und Frau Eyben getheilt; ernst, aber doch mit einer milden Ergebung, die an ihr bisher unbekannt gewesen, erfüllte sie ihre Pflichten, und der Lohn blieb nicht aus; denn Thekla, jetzt vom Fieber genesen, lächelte ihr nun freudig entgegen, so oft sie dem Lager nahte. Freilich, Marie blieb noch immer die Bevorzugte, und einmal, als das Kind die mager gewordenen Aermchen um den Hals der geliebten Pflegerin schlang und mit zärtlichem Flüstern ihren Namen nannte, da sah Marie, wie Frida sich abwandte und sich heimlich eine Thräne von den Wimpern trocknete.

„Es wird anders werden, wenn Thekla erst ganz gesund ist," sprach Marie tröstend zu der müde und bleich im Lehnstuhl Ruhenden. „Und dann — ich gehe ja bald fort von hier —"

„O gute Marie," entgegnete Frida, „glauben Sie doch nicht, ich wäre so undankbar, Ihnen die Zärtlichkeit des Kindes nicht zu gönnen! Was mir die Thränen erpreßte, war ja nur das Gefühl, selbst die Schuld daran zu tragen, daß es so geworden ist. Ach, opferte ich doch selbst den Einzigen, den ich geliebt, in blindem Egoismus hin. Drehte sich doch mein ganzes Leben bisher nur um mein eigenes kleines Ich. Wie ein Recht verlangte ich vom Schicksal das Glück, und als es mir nicht wurde, da verschloß ich trotzig mein Herz und nahm alle Beweise der Liebe, die

mir entgegen gebracht wurden, als schuldigen Tribut für das Opfer meiner Person entgegen, ohne es für nöthig zu halten, sie zu erwiedern. Eine schlechte Gattin war ich, eine pflichtvergessene Mutter — und mag auch Gott mir vergeben, die Menschen werden es nimmer."

„Gnädige Frau, mein Herz sagt es mir: Sie irren —"

„Nein, nein, es ist unmöglich. So lange Jahre des Undankes, die Schmach und Schande, die ich auf sein Leben gebracht — mein Gemahl kann das nicht vergessen."

„Vielleicht doch, wenn er Alles wüßte."

„Ja, wenn er Alles wüßte!" wiederholte sie nachdenklich. „Sie haben Recht, Marie, er soll Alles wissen, Alles, das sei meine Buße, die schwerste, die ich auf mich nehme, vor ihm mich zu demüthigen."

Herr v. Berkow war nach der Stadt gefahren. Zu seiner Ueberraschung trat ihm, als er, heimgekehrt, die Thüre seines Zimmers öffnete, in demselben seine Frau entgegen.

„Du hier, Frida?" fragte er, und von plötzlicher Sorge erfaßt, fügte er hastig hinzu: „Thekla hat doch nicht etwa einen Rückfall bekommen?"

„Nein," entgegnete sie ernst. „Doch eine andere Kranke kommt, um Dich zu bitten, ihr Arzt zu werden."

Er verstand sie sogleich und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Du, Frida, Du? Ich dachte, wir hätten nichts mehr mit einander zu verhandeln. Zwischen mir und Dir kann es nur noch ein vereinigendes Band geben, die Kinder. Suchen wir in ihrem Glück zu vergessen, daß wir selbst das Glück entbehren müssen."

„Das Glück, ja; ich am allerwenigsten darf einen Anspruch darauf machen. Aber einen Wunsch wirst Du begreiflich, verzeihlich finden, die Achtung des Vaters meiner Kinder, die ich verloren habe, mir so viel als möglich wieder zu gewinnen."

Herr v. Berkow blickte einen Moment forschend in die bewegten Züge seiner Frau, dann lud er sie mit einer Handbewegung ein, auf dem Divan an seiner Seite Platz zu nehmen. „Du hast mir etwas mitzutheilen, ich bin bereit zu hören."

„Nur ein Bekenntniß Dir zu machen. Während der ganzen Zeit unserer Ehe hat kein Vertrauen zwischen uns geherrscht —"

„Das heißt," unterbrach er sie, „Du hast niemals Vertrauen zu mir empfunden —"

Sie sah ihn ernst an. „Ich trage die Schuld, ja — und möchte sie daher gut zu machen suchen. Das schmerzlichste Geheimniß meines Lebens ist Dir verborgen geblieben. Ich war die heimlich Verlobte von Felix v. Sernow, als ich Dich kennen lernte, ich mußte ihm entsagen —"

„Ich bitte Dich — nicht weiter. Nach der Nachricht von Deinem Unfall eilte ich zu Deinem Vater, er gestand mir, daß Du gezwungen wurdest, Dich für die schlechte Vermögenswirthschaft des Hauses zu opfern. Ich weiß das und beklage Dich, obwohl ich mir nicht verhehlen kann, daß viel Unglück verhütet worden wäre, wenn Du Dich damals schon zur Offenheit hättest entschließen können, wenn Du mich nicht in dem grausamen Wahn gelassen hättest, ich könne geliebt werden."

Sie senkte die Lider und noch um einen Ton bleicher wurden ihre Wangen.

„Dein Vorwurf ist gerecht. Doch vermag ich Vergangenes nicht ungeschehen zu machen. Dennoch hoffe ich, wenn ich Dir jetzt sage, ich bin zum Bewußtsein meiner Pflicht gekommen, ich habe mir im Stillen gelobt, das Leben, wie es nun einmal ist, auf mich zu nehmen, Du wirst mir Deinen Beistand zur Ausführung dieses Entschlußes leihen, wirst Nachsicht üben, wo ich noch straucheln sollte."

Eine tiefe Bewegung machte sich auf Herrn v. Berkow's Zügen bemerkbar, als er erwiederte: „Gewiß, Frida; ja, es macht mir Freude, Dir in diesem Augenblick sagen zu können, ich habe Dein stilles Wirken, Deine Pflichttreue am Krankenlager unserer Thekla wohl gewürdigt und Dir oft im Herzen schon dafür gedankt. Laß mich diesen Dank Dir jetzt wiederholen."

Er reichte ihr die Hand. Auf's Tiefste erschüttert, neigte sich Frida über dieselbe und drückte ihre Lippen darauf. Herr v. Berkow fühlte einen heißen Tropfen sie netzen, und wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn. Einen Moment wurde er todesbleich, dann riß er das bebende Weib stürmisch an seine Brust.

„Frida! Mein Weib — Alles soll vergeben und vergessen sein, Alles, Alles! Ein neues Leben soll beginnen."

Still, mit dem Gefühl, als fiele eine schwere Last von ihr ab, als athme sie zum ersten Male in ihrem Leben ruhig und frei, legte sie ihr Haupt an des Gatten Schulter und wiederholte leise: „Gott sei gedankt, der Tag bricht an."

8.

Länger, als er geahnt hatte, wurde Stratford durch die Ordnung der Angelegenheiten des Roberts'schen Hauses in Interlaken festgehalten. Mr. Blakbury wie sein Schwiegersohn hatten sich ungemein willfährig gezeigt, trotzdem waren die Geldopfer, die Stratford zu bringen sich genöthigt sah, keine geringen. Doch er brachte sie mit dem erleichternden Gefühle, sich damit von jeder weiteren Verbindlichkeit gegen seine Familie zu lösen und Blanche über den Nichterfolg ihrer Wünsche in Betreff seiner Person zu trösten. Die schöne Nichte hatte seit jenem verhängnißvollen Tage der Aussprache mit ihrem Onkel sehr bald ihre volle Ruhe und Fassung wieder gewonnen, wenn auch eine gewisse Gezwungenheit in ihrem gegenseitigen Verkehr nicht zu verkennen war.

Mit der stillen Hoffnung eines baldigen Wiedersehens der Geliebten im Herzen, wurde es Stratford nicht schwer, den Tag abzuwarten, an welchem er gemeinsam mit Blackbury Blanche die Mittheilung machen konnte, daß die Gefahr des Fallissements von dem Hause Roberts abgewendet und die Verhältnisse vollständig geregelt seien. Blanche empfing die Nachricht ruhig, wie eine Königin von dem ihr erwiesenen Dienste eines Unterthanen Kenntniß nimmt, mit wohlgesetzten, aber kühlen Worten ihrem Danke Ausdruck gebend. Erst als Stratford hinzufügte, daß er sich zugleich von ihr verabschieden wolle, wechselte sie ein wenig die Farbe; dennoch erwiederte sie mit erzwungener Gelassenheit: „Sie gehen nach Deutschland?"

„Nach Deutschland, ja!“ entgegnete er fest, „das jetzt meine Heimath geworden ist.“

„Ich weiß, ich weiß, Sie sind ja ein halber Deutscher, und vermögen die kalten Nebel und dunkeln Regentage dort zu ertragen, die mich, die ich Licht und Sonne liebe, tödten würden.“

„Ich war auch weit entfernt davon, Ihnen zumuthen zu wollen, mich dorthin zu begleiten,“ entgegnete Stratford, während ein Lächeln über seine Züge schwebte. „Im Gegentheil wollte ich Ihnen gerade den Vorschlag machen, sich unsern Freunden anzuschließen, die, wie ich gen Norden, morgen nach dem Süden aufzubrechen gedenken.“

Blanche preßte die Lippen auf einander; über ihr Gesicht flog eine jähe Röthe.

„O, Miß Roberts,“ warf jetzt Mr. Blackbury ein, „wenn Sie sich entschließen könnten, uns nach der Riviera zu begleiten, würden Sie uns damit große Freude machen.“

Blanche nahm alle ihre Kraft zusammen, um dem Bittenden eine herablassende Gewährung zuzunicken.

„Wenn Onkel Reginald damit einverstanden ist —“

„Sie haben nur zu befehlen, Blanche!“ war Stratford's rasche Antwort. „Auch dächte ich, die freie Amerikanerin bedürfte keines Schutzes.“

„Sie haben Recht; doch wenn sie sich gerne dem Schutze lieber Freunde anvertraut —?“

„So haben diese Bevorzugten nur voll Dank ihr die Hand zu küssen,“ rief Mr. Blackbury.

„Sie sehen, Onkel Reginald,“ rief Blanche, mit einem Ausdruck des Triumphes sich zu diesem wendend, „Sie brauchen sich um meinetwillen keine Sorge zu machen.“

„Das heißt," entgegnete Stratford lächelnd, „Sie entlassen mich gnädig aus Ihren Diensten?"

Blanche lachte spöttisch auf.

„Wie gut wir uns verstehen, Onkel Reginald."

„Wie Verwandte sich immer verstehen sollten," ergänzte Stratford ebenso und erhob sich.

Am anderen Tage in aller Frühe reiste Stratford ab. Während er sehnenden Herzens der kleinen Küstenstadt am Strande der Ostsee entgegenfuhr, in deren Nähe die Herrschaft Berkow lag, rüstete Marie dort sich zur Abreise, zu der Tante Minna schon mit Ungeduld sie drängte. Die vielfachen Aufregungen der letzten Zeit, die anstrengende Krankenpflege waren für den zarten Körper des jungen Mädchens nicht ohne üble Folgen geblieben. Marie sah angegriffen aus, und ein stiller Kummer sprach aus ihren bleichen Zügen, den sie mit der Kraft und Festigkeit ihrer Natur in sich allein auszukämpfen und zu besiegen suchte.

„Du bist verwandelt, Marie," forschte Tante Minna eines Abends, als Beide allein in ihrem Zimmer am Fenster saßen. „Gestehe es mir nur, es steckt ein Mann dahinter. Man hat Dich getäuscht, Hoffnungen in Dir erregt, die man nicht die Absicht hatte zu erfüllen? O, man kennt die Männer, habe ich nicht recht gerathen, Kind?"

Marie wandte der Tante ihr mildes, freundliches Antlitz zu.

„Ich habe mich über nichts zu beklagen, Tante Minna, gewiß nicht."

„Ueber nichts zu beklagen! Freilich, so heißt es immer," eiferte die Tante fort. „Richten es die Herren der Schöpfung

doch schon so ein, daß solch' ein armes gekränktes Mädchenherz keine direkte Anklage gegen sie zu richten vermag. Ich sehe es Dir an den Augen an, daß Du eine unglückliche Liebe im Herzen trägst. Willst Du Dich mir nicht anvertrauen, Kind, um so schlimmer für Dich. Auf Eines bestehe ich aber, Du verschiebst Deine Abreise von hier nicht länger und suchst Dir einen neuen Wirkungskreis, der Deine Gedanken beschäftigt und Dich vom Grübeln und Sinnen abhält."

Marie nickte gedankenvoll vor sich hin. Freilich zwecklos war ihr längeres Verweilen hier, und doch deuchte es ihr, als müsse ihr Fortgehen sie von der letzten Hoffnung scheiden. Was hoffte sie denn noch, was konnte sie noch erwarten? Sie wußte es selbst nicht. Kein Erinnerungszeichen, kein Wort des Gedenkens war ihr aus der Ferne von dem gekommen, dessen Bild sie in ihrem Herzen trug! Er hatte sie offenbar ganz vergessen, war vielleicht schon der Gatte jener Blanche, während ihre Seele nach ihm rief, ihn nicht lassen, sich von ihm nicht lösen wollte.

„Du hast Recht, Tante Minna," sagte sie nach einer Weile ernst, „ich darf hier nicht länger in Unthätigkeit säumen. Schon zu lange ließ ich die Mutter allein."

„So willst Du wieder in das alte Joch Dich spannen und mit Deinen Talenten in der kleinen Stadt als Musiklehrerin wieder vegetiren?"

„Wie Du nur sprichst, Tante! Ist es nicht gleich, ob der Wirkungskreis ein großer oder kleiner ist, wenn man ihn nur recht ausfüllt? Ich habe in der Fremde deutlich empfunden, daß ich für dieselbe nicht geschaffen bin. Mein

Sinn weist mich in's Haus. Ich hätte die Mutter nie verlassen sollen."

„Dacht' ich's doch!" grollte die Tante. „Das klingt ganz nach einer verliebten Träumerin, die entweder das Bild ihrer Phantasie verwirklicht sehen, oder von der ganzen Welt nichts wissen will! Nun, diese Stimmung wird auch vorüber gehen, und dann wirst Du wieder die Alte werden."

Damit brach die Tante das Gespräch ab, Marie das Weitere überlassend, die denn auch beim Abendtische Herrn v. Berkow und Frida ihren Entschluß mittheilte, in den nächsten Tagen abreisen zu wollen.

Frida blickte betrübt auf, und auch Herr v. Berkow vereinigte seine Bitten mit denen seiner Frau und der beiden jetzt frisch und fröhlich an der Seite der Eltern sitzenden Kinder, Frida möge einige Wochen wenigstens noch ihr Gast bleiben. Marie aber lehnte ab.

Noch einmal, am Vorabende ihrer Abreise, durchschritt Marie Garten und Park, um von all' den ihr liebgewordenen Plätzen Abschied zu nehmen. Es war ein köstlicher Herbstabend, mild und warm.

Als Marie endlich langsam den Rückweg nach dem Schlosse einschlug, bemerkte sie erst an den erleuchteten Fenstern desselben, daß sie sich verspätet hatte.

Beschleunigten Schrittes setzte sie ihren Weg fort, da scholl auch schon eine besorgt rufende Stimme zu ihr hinüber: „Marie! Marie!"

Es war Tante Minna, die in ihren großen Shawl gehüllt voll Unruhe und Ungeduld auf der Terrasse des Schlosses ihrer harrte.

„Hier, liebe Tante!“ erfolgte die Antwort. „Verzeihe die Verspätung, aber es ist ja heute der letzte Tag, den ich hier verweile, und ich habe Abschied genommen von mancher theuren Erinnerung!“

Ihre Stimme zitterte in Bewegung. Tante Minna schlang ihren Arm um des lieben Mädchens Hals und blickte ihr mit seltsam erregten Zügen in die feuchtschimmernden Augen.

„Kleine Thörin, und wenn's nun mit dem Abschiede noch gar nichts würde?“

Marie schob überrascht die Tante von sich fort.

„Wie sollte es damit nichts werden? Du sprichst in Räthseln, Tante Minna!“

Jetzt lachte Tante Minna glücklich auf und zog die verwundert zu ihr Aufschauende mit sich in's Haus, die Treppe hinauf.

„So laß es Dir von einem Anderen sagen, daß Du einige Tage wenigstens noch hier bleiben mußt. Hast Du es denn nicht gesehen, wie hell der Salon erleuchtet ist? Herr v. Berkow hat aus der Stadt einen Gast mitgebracht.“

Marie blieb stehen und drückte die Hand auf ihr Herz, das so heftig zu schlagen begann, als wollte es die Brust zersprengen.

„Einen Gast?“ wiederholte sie noch einmal und stützte sich wankend auf der Tante Arm, während alle Farbe aus ihrem Antlitz wich.

„Siehst Du, wie Recht ich hatte, daß ein Mann dahinter stecken mußte? Mädchen, Dein Herz sagt Dir ja, wer auf Dich dort oben wartet. Er ist's, um dessen willen

Deine Wangen so bleich geworden sind, und der nun gekommen ist, um Alles gutzumachen, um Dir die Rosen wieder in das liebe Antlitz zu zaubern. Herr v. Berkow weiß bereits Alles und hat den Herrn zur Aussprache mit Dir hergeführt."

Marie hatte gehört und doch auch nicht gehört. Wie von einem Schwindel erfaßt, ließ sie sich vorwärts ziehen und in den Salon schieben. Da stand sie plötzlich im hellerleuchteten Raume Stratford gegenüber, und er breitete die Arme aus, die Schwankende stützend zu umfangen. Die Glücklichen blieben dann allein, auch Tante Minna hatte sich zurückgezogen.

„O Marie, mein theures Mädchen!" flüsterte Stratford zärtlich. „Endlich, endlich habe ich Dich wieder!"

Beseligt und doch noch immer zagend blickte sie zu ihm auf.

„Und Miß Roberts?" fragte sie schüchtern. „Sie sagte mir, sie wäre ihres Oheims Verlobte, an ihn durch unzerreißbare Familienrücksichten gebunden."

„O die Heuchlerin!" stieß Stratford heftig hervor. Durch solche Lüge hat sie Dich also fortgetrieben? Kein Band hätte mich an diese kalte Schönheit jemals fesseln können, wenn ich selbst Dir nicht begegnet wäre, mein holdes Mädchen. Doch über das Alles sprechen wir später. Jetzt habe ich Dich, jetzt halte ich Dich, um Dich nimmermehr zu lassen!"

„Nimmer," wiederholte sie.

Da öffnete sich leise die Thüre des Nebenzimmers.

„Darf man jetzt hereinkommen?"

Schamvoll erglühend löste Marie sich aus den umschlingenden Armen des geliebten Mannes, und nun drängten sich alle die theuren lieben Menschen, Tante Minna, Herr v. Berkow und Frida glückwünschend um sie.

Die Stunden, die nun folgten, wer kann sie beschreiben? Was im Innersten des Herzens vorgeht, das tiefste Empfinden, die Wonne des höchsten irdischen Glückes, das künden keine Worte.

Wenige Tage darauf verließ Marie an der Seite Stratford's das gastliche Haus der Berkows, um von der Mutter den Segen zu ihrem Bunde zu erbitten.

---

Einige Wochen nach den erzählten Ereignissen gab Marie Stratford das Gelöbniß ewiger Treue, und eine Stunde nach der Trauung reiste das junge Paar nach seiner neuen Heimath, der Villa Stratford's in Baden-Baden ab, wohin die Mutter, den Wünschen der Jungvermählten nach, binnen Kurzem ihnen zu folgen gedachte.

Als Stratford mit seinem geliebten jungen Weibe im Coupé allein war, zog er einen Brief aus der Brusttasche, den er im letzten Augenblick der Abfahrt noch erhalten hatte.

„Ein Glückwunsch von Blanche zu unserer Vermählung," sagte er und reichte das Schreiben lächelnd seiner jungen Frau hin, „der Dein liebes Herz erleichtern wird, das, wie ich glaube, noch immer in ihr die trauernde Verlassene erblickt!"

Marie las mit wachsendem Erstaunen die wenigen in englischer Sprache geschriebenen Zeilen.

„Bester Onkel Reginald!" lauteten dieselben. „Im

Begriff, Europa vielleicht für immer zu verlassen, möchte ich Ihnen mit den besten Wünschen zu Ihrer Vermählung mit Fräulein Feldheim zugleich die Mittheilung machen, daß ich mich heute mit Mr. Blackbury verlobt habe, unter dessen Schutze ich, unseren früheren Plänen entgegen, in der nächsten Woche die Rückreise nach Amerika anzutreten gedenke, um dort baldmöglichst unsere Vermählung zu feiern. Empfangen Sie hiermit noch einmal meinen besten Dank für Ihre mir erwiesene Güte und bewahren Sie ein freundliches Andenken

Ihrer Sie schätzenden Nichte Blanche."

Marie gab den Brief ihrem Gatten zurück, der ihr erwartungsvoll in die Augen sah.

„Du siehst, meine gute Marie, die schöne Blanche hat sich über meinen Verlust bald zu trösten gewußt. War es ihr doch vor Allem um einen vermögenden Mann zu thun, der ihr das gewohnte Wohlleben sicherte; ob dieser Mann nun Stratford oder Blackbury heißt, wird ihr gleichgiltig sein."

„Nein, nein," unterbrach ihn Marie, „Du thust ihr Unrecht, Dich liebte sie."

„Soweit diese kalte, selbstsüchtige Seele zu lieben vermag. Glaubst Du aber, Theure, daß sie je im Stande gewesen wäre, mich glücklich zu machen? Nur wo man das Gefühl hat, in dem Anderen Geist von seinem Geiste, die Ergänzung seiner selbst, das zu finden, wonach man in seinen besten Stunden sich sehnt, da darf man auf ein wahrhaft glückliches Band der Ehe hoffen. In Dir fand ich das, Marie, deshalb weiß ich auch, wir sind für einander bestimmt."

Ernst und tief blickte sie ihm in das liebevoll ihr zugewandte Auge.

„So schön, so edel erfaßt ist die Ehe etwas Großes und Erhabenes. Ach, daß man sie in dieser Verklärung doch so selten nur auf Erden findet, daß sie so oft Kampf und Unfrieden in ihrem Schoße trägt."

„Du denkst an unsere Freunde auf Schloß Berkow!" erwiederte Stratford ernst. „Ja, sie mußten lange durch Nacht und Irrthum wandeln, ehe sie zur Wahrheit gelangten. Armer, theurer Freund, der Du das Opfer Deines Lebens bringen mußtest, um erst die Möglichkeit zu schaffen, daß diese beiden kalt von einander abgewandten Herzen sich zu vereinigen vermochten."

Lange schwiegen Beide, eine stille Erinnerung dem so jäh Dahingeschiedenen widmend, dann fuhr Stratford nach kurzer Pause fort: „Doch überheben wir uns nicht, weil das Schicksal uns, mein geliebtes Weib, den dunkeln Weg des Irrthums zu gehen ersparte, sondern nehmen wir in Demuth das Glück hin, dessen wir uns erst werth zu machen haben."

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust und sagte innig: „An Deiner Seite wird es mir nicht schwer werden, dem Höchsten nachzustreben."

Ein inniger Kuß, und die einbrechende Nacht deckte mit ihren Schatten das Glück der Neuvermählten, die ihrer neuen, von Stratford auf's Beste für sein junges Weib geschmückten schönen Heimath in Baden-Baden entgegenfuhren.

---

# Eine glänzende Laufbahn.

## Ein Lebensbild.

Mitgetheilt

von

**Theodor Winkler.**



Es war im Jahre 1646, als der durch sein vielbewegtes Leben bekannte Herzog von Guise eine Reise durch Italien unternahm. Bereits auf der Rückkehr begriffen passirte ihm ein kleines Abenteuer. Er wurde nämlich nicht weit von Florenz, das er noch am selben Tage zu erreichen gehofft hatte, durch ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter gezwungen, in einer Mühle Schutz zu suchen. Hier kam ihm ein etwa dreizehnjähriger Knabe entgegen gesprungen, half ihm aus dem Sattel, führte das Pferd unter ein schützendes Dach und ließ den Reiter selbst in die Mühle treten, wo er ihm die nassen Kleider trocknete und ihn mit Speise und Trank erfrischte. Die Gewandtheit und Anstelligkeit des Jungen gefielen dem Herzog und er fragte ihn, wer er sei und wo seine Eltern wären. Der Knabe gab auf Alles so klare und bestimmte Antwort, daß sein geweckter Geist deutlich dabei zu Tage trat. „Giovanni Battista Lully ist mein Name," sagte er, „in dieser

Mühle bin ich geboren, und wenn mir das Müllerhandwerk auch keine sonderliche Freude macht, so muß ich es doch erlernen, da meine Eltern zu arm sind, als daß ich etwas Anderes ergreifen könnte."

„Welchen Beruf hättest Du denn lieber erwählt?" fragte der Herzog.

Der Junge machte ein verlegenes Gesicht, als wage er sich mit der Antwort nicht recht heraus. „Euer Gnaden," sagte er nach einer Weile, „da gibt es Mancherlei, wozu ich Lust hätte und auch wohl die Kraft in mir fühlte, die Welt ist ja groß genug; aber wir armen Leute haben darin keine Wahl. Ich kann lesen und schreiben, auch ein wenig Musik machen, da wär's mir um das Fortkommen nicht bange."

„Woher hast Du denn diese Kenntnisse?" fragte der Herzog erstaunt.

Der Kleine erzählte nun, wie er jede freie Stunde, die er erübrigen könne, im nahen Kloster verbringe, wo ihm ein gutherziger Mönch Unterricht ertheile. Gleichzeitig holte er aus einem Winkel eine Schreibtafel und einige Blätter Papier hervor und zeigte dem fremden Herrn, wie weit er in seinen Studien bereits gediehen sei. Der Herzog betrachtete Alles mit Wohlgefallen, und erhielt dann auch eine Probe von der musikalischen Kunstfertigkeit des Knaben, indem dieser auf einer Flöte und dann noch auf einer alten Guitarre einige Stücklein spielte.

„Bravo! bravo!" rief der Edelmann, als jener geendet, „ich sehe wohl, daß Dein Verlangen nach der großen Welt nicht ohne Grund ist. Bei Deinen Anlagen und Deinem

Streben kannst Du draußen Dein Glück machen, und ich will Dir dazu behilflich sein. Kannst Du hier loskommen, so werde ich Dich mitnehmen; ich brauche auf der Reise ohnedies eine hilfreiche Hand. Mein Weg geht nach Paris, wo sich wohl ein Unterkommen für Dich finden wird."

Wer beschreibt die Freude, die bei dieser Eröffnung den armen Jungen erfaßte. Mit Thränen in den Augen ergriff er die Hand des gnädigen Herrn, um sie mit Küssen zu bedecken. Noch am selbigen Tag zog er mit dem Herzog von dannen. Die Eltern, die in ihrer Armuth froh waren, den Knaben anderweit versorgt zu sehen, gaben ihm ihren Segen, und fort ging's in die weite Welt.

Einige Wochen später finden wir den jungen Italiener in der französischen Hauptstadt. Es war eine große Verwandlung mit ihm vorgegangen. Sauber gewaschen und mit neuen Kleidern angethan, eine weiße Schürze umgebunden und eine weiße Mütze auf dem Kopfe, stand er in der Küche eines Palastes und rührte mit dem Holzlöffel eifrig in einer Schüssel, während ihm ein Vorgesetzter allerlei Weisungen ertheilte, wie er sich bei der Bereitung der herzustellenden Sauce zu verhalten hätte. Giovanni Battista Lully war durch Vermittelung seines hohen Gönners zum Küchenjungen im Haushalte der Mademoiselle v. Montpensier, Nichte des Königs Ludwig XIV., avancirt, und hier bot der anstellige Knabe Alles auf, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. So wenig der Küchenposten seinen eigentlichen Neigungen entsprach, kam er doch allen Obliegenheiten pünktlich und gewissenhaft nach; in seinen Mußestunden aber setzte er seine Studien fort, und

namentlich die alte Guitarre, die er mit von daheim gebracht hatte, ward fleißig zur Hand genommen. Nach jeder Richtung suchte er sich zu vervollkommnen, und als er eines Tages Gelegenheit fand, eine Geige zu kaufen, nahm er seine wenigen Ersparnisse und setzte sich in den Besitz dieses Instruments, das er dann ohne fremde Anleitung spielen lernte.

Wiederum kam ihm der Zufall zu Hilfe. Der Graf v. Nogent überraschte ihn eines Tages bei seinen Uebungen, war nicht wenig erstaunt über die Fertigkeiten des musikalischen Küchenjungen und machte der Prinzessin Meldung davon. Diese, eine eifrige Pflegerin der schönen Künste, ließ den kleinen Italiener zu sich kommen, überzeugte sich selbst von seinem Talent und fragte ihn, ob er Lust habe, sich ganz der Musik zu widmen. Freudig bejahte Lully, verließ, nachdem die Prinzessin versprochen hatte, für ihn zu sorgen und seine Gönnerin zu bleiben, die Kochtöpfe und Bratpfannen der fürstlichen Küche, erhielt bei einem tüchtigen Lehrer Unterricht und legte sich ganz auf das Studium der Tonkunst. Die Fortschritte, welche er nun machte, waren so außerordentlich, daß er in kurzer Zeit dem Orchester eingereiht werden konnte, welches speziell von der Prinzessin unterhalten wurde. Namentlich auf der Violine eignete sich Lully eine Fertigkeit an, die für sein jugendliches Alter und die damalige Zeit bewunderns-werth war. Aber auch im Komponiren versuchte er sich bereits, und zwar mit großem Glück.

Ein leichtsinniger Streich jedoch sollte ihn mit einem Schlage aus seiner viel beneideten Position herabstürzen.

Irgend ein böswilliger Dichterling hatte ein Spottgedicht auf die Prinzessin verfaßt, und Lully war unüberlegt genug, dieses Machwerk in Musik zu setzen. Mademoiselle v. Montpensier erfuhr dies und entließ den Undankbaren sofort aus ihren Diensten. Das war eine harte Strafe, und Lully bereute seinen Uebermuth sehr; allein das Glück, das ihn bisher begünstigt, verließ ihn auch in der Folge nicht. Er fand neue Beschützer, die es ihm ermöglichten, seiner Ausbildung weiter obliegen zu können, und sein Eifer blieb ein stets reger. Er lernte Klavier und Orgel spielen und machte sich die Gesetze der musikalischen Komposition zu eigen.

König Ludwig XIV. unterhielt damals eine Musikkapelle, welche den Namen Grande bande oder Violons du Roy führte und aus vierundzwanzig Streichinstrumenten zusammengesetzt war. In diese Korporation wurden nur die besten Künstler aufgenommen. Lully, obwohl erst achtzehn Jahre alt, hatte doch bereits einen solchen Ruf als Violinspieler erlangt, daß der König — ungeachtet des obenerwähnten Jugendstreiches — kein Bedenken trug, ihn in die Kapelle der vierundzwanzig Auserwählten aufzunehmen. Dies spornte den Eifer des jungen Italieners mächtig an. Durch mehrere, bei passender Gelegenheit veröffentlichte Kompositionen verstand er sich die Gunst des Königs dermaßen zu erwerben, daß er als neunzehnjähriger Jüngling zum Generalinspektor der Grande bande ernannt wurde, und auch in dieser Stellung wußte sich Lully so hervorzuthun, daß sich Ludwig XIV. veranlaßt sah, eine ganz neue Musiktruppe, die Petits violons, zu

gründen und den jungen Italiener mit der Direktion derselben zu betrauen. Lully brachte es bald dahin, daß die neu errichtete Kapelle den Ruhm der alten überstrahlte und er selbst auf musikalischem Gebiete die erste Autorität wurde. Besonders seine eigenen Tonstücke erwarben sich großen Beifall. Zu den Hoffestlichkeiten komponirte er Festspiele verschiedener Art mit eingelegten Ballets und Maskeraden, wobei nicht nur viele angesehene Persönlichkeiten vom Hofe, sondern nicht selten auch der König selbst als Tänzer auftraten.

In dieser Zeit knüpfte Lully auch die Bekanntschaft mit dem berühmten Komödiendichter Molière an, in dessen Stücken er wiederholt als Tänzer und Possenspieler mitwirkte, denn auch dazu besaß er Talent. Dabei stieg er in der Gunst Ludwig's XIV. immer mehr, so daß dieser schließlich gar keine musikalischen Vorträge mehr für gut fand, an welchen nicht Lully als Komponist oder wenigstens als ausführender Künstler betheiligt war. Der König honorirte seine Arbeiten reichlich, machte ihn zum Oberaufseher aller seiner Kapellen und übertrug ihm noch andere einträgliche Hofämter. Auch wurde er zum Musiklehrer der königlichen Familie ernannt und ihm das Patent seiner Naturalisation in Frankreich mit Steuerfreiheit, Zusicherung großer Summen an seine Wittwe und seine Kinder für den Fall seines Todes, sowie das Recht zuerkannt, seine ihm verliehenen Aemter, deren jedes auf 30,000 Livres Einkommen geschätzt wurde, beliebig seinen Kindern zu übertragen. Solche Vergünstigungen dürfte weder vor noch nach Lully ein Musiker von einem Hofe genossen haben.

Noch einträglicher aber als dies Alles wurde für ihn die Verleihung eines Privilegiums vom Jahre 1672, nach welchem es ihm allein zustand, Opern in Paris aufzuführen. Vermöge seiner einflußreichen Stellung und seiner in der That außerordentlichen Fähigkeiten war es ihm vorbehalten, der Gründer der nachmals zu so hoher Blüthe gelangten nationalen französischen Oper zu werden und auf diese Weise für alle Zeit eine kunstgeschichtliche Bedeutung zu erhalten.

Mit kurzen Worten mag dieses kunsthistorischen Wendepunktes hier gedacht sein. Der Uranfang der großen Oper von Paris fällt in das Jahr 1645, wo der Kardinal Mazarin im Palais Bourbon eine italienische Oper aufführen ließ. Diese gefiel bei Hofe so außerordentlich, daß der König dem Kardinal auftrug, eine italienische Operngesellschaft nach Paris kommen zu lassen, was 1647 geschah. Nach dem Muster derselben ward dann drei Jahre später durch Pierre Corneille auf einer besonders dazu erbauten Bühne die erste französische Oper gegeben. Bis zum Jahre 1669 indessen waren Opern-Vorstellungen nur bei Hoffesten üblich, bis endlich der Abbé Perrin den König zu bestimmen wußte, ihm die Erlaubniß zur Aufführung von Singspielen in Paris und anderen Städten Frankreichs zu ertheilen. Diese Neuheit übte auf das Publikum eine solche Anziehungskraft aus, daß in Paris acht Monate lang das Haus ausverkauft war und ein Gewinn von 30,000 Franken erzielt wurde. Allein gerade dieses Geldes wegen gerieth der Unternehmer in Streitigkeiten mit den Theilnehmern, und diesen Umstand benutzte Lully. Er brachte

1672 das Patent an sich, erbaute ein neues Theater, und begann nun selbst Opern zu komponiren, die er den Darstellern mit großem Fleiße einstudirte und wobei er sowohl als Regisseur, wie als Maschinist, Ballet- und Kapellmeister thätig war. Der Beifall, den er mit diesen Tonwerken errang, war ein phänomenaler, und Lully wurde für lange Zeit der Held des Tages.

Mit seinen künstlerischen Talenten verband sich aber eine wohlberechnende Weltklugheit, die namentlich auf die Gunst des Königs gerichtet war. Nicht nur als Komponist und Virtuos, sondern auch durch seinen beißenden, Niemand außer dem Monarchen verschonenden Witz und seine fein ersonnenen Schmeicheleien brachte es Lully dahin, daß er schließlich zum alleinigen Beherrscher des gesammten Opernwesens in Frankreich ernannt wurde.

Allein auch die höchsten Erfolge, die er errang, ließen ihn in seinem eifrigen Streben nicht erlahmen. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, womit er in Allem zu Werke ging bereitete ihm dabei vielen Verdruß, da er sich leicht zu großer Heftigkeit hinreißen ließ. Den Verfassern der Texte zu seinen Opern verwarf er oft Hunderte von Versen nachsichtslos, wenn sie seinem Geschmack nicht zusagten, und mehr als einmal kam es vor, daß er einem Geiger im Orchester, der sich einen Fehler zu Schulden kommen ließ, das Instrument entriß und an den Kopf warf. Besonderer Beliebtheit erfreute sich Lully infolge dessen nicht.

Seine Persönlichkeit war übrigens nach dem Urtheile eines Zeitgenossen nichts weniger als einnehmend. Er war von kurzer Statur, unregelmäßigen Zügen, kleinen, roth-

geränderten Augen und mißgestalteter Nase und zu alledem vernachlässigte er auch noch seinen Anzug. Beständig war er in fieberhafter Unruhe, und wer seinen Groll erregte, den ließ er seinen Zorn oft in erbarmungsloser Weise fühlen.

Einem Anfalle seines Jähzorns hatte er auch seinen Tod zuzuschreiben. Er dirigirte nämlich ein Te deum, welches er 1687 zur Feier der Wiedergenesung des erkrankt gewesenen Königs komponirt hatte, und markirte dabei, wie dies damals Gebrauch, durch einen auf den Boden gestoßenen Stab den Takt in so heftiger Weise, daß er seinen eigenen Fuß mit der Spitze des Stockes traf und sich eine Verletzung zuzog. Da er die Wunde nun nicht gehörig beachtete, so kam der Brand dazu und führte am 22. März 1687, im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens den Tod herbei.

Auf dem Sterbebette mochte ihm das Bewußtsein der schonungslosen Art, womit er bisweilen gegen Freund wie Feind vorgegangen war, unruhige Stunden bereiten. Als ihm nun der Geistliche, dem er hierüber Beichte abgelegt hatte, erklärte, einem solchen Sünder nur dann Absolution ertheilen zu können, wenn er sein unvollendetes, neuestes Opernwerk opfere und dasselbe in's Feuer werfe, ging Lully zwar auf dieses Verlangen ein, aber nur anscheinend, denn er ließ zwar die einzelnen ausgeschriebenen Stimmen verbrennen, rettete aber doch das Werk, indem er noch die Partitur zurückbehielt, die wohlgeborgen in einem Schranke lag. Diese Handlungsweise ist bezeichnend für den Charakter des Mannes.

Wie sehr der berühmte Meister übrigens bei Lebzeiten die Pflege der Kunst mit dem Erwerb von Geld und Gut zu verbinden verstand, das mag aus der Thatsache hervorgehen, daß er bei seinem Tode ein baares Vermögen von 250,000 Livres, ein Theater im Werthe von 91,000 Livres, zwei Häuser in Paris und verschiedenes Silbergeräth und Bijouterien im Werthe von 30,000 Livres hinterließ, wozu noch die Summe von 71,000 Livres kam, die seine Wittwe aus dem Verkauf der Sekretärstelle beim König gewann, welch' letztere Lully ebenfalls bekleidet hatte.

Drei Söhne überlebten ihn, die er alle musikalisch ausgebildet hatte und die in die Fußstapfen des Vaters traten, ohne dessen Berühmtheit zu erreichen. Lully's Opern aber erhielten sich über hundert Jahre in Frankreich auf dem Repertoire und wurden erst verdrängt, als Gluck mit seinem „Orpheus" u. a. auftrat. In einer Kapelle auf der Place des Victoires in Paris ist dem Schöpfer der französischen großen Oper ein prachtvolles Mausoleum errichtet.

# Prinz Karneval.

## Kulturgeschichtliche Studie

von

**Oswald Heim.**

(Nachdruck verboten.)

Prinz Karneval ist ein Heidenkind und wurde von den römischen Christen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung aus dem Heidenthum in die christliche Kirche hinübergenommen, weil die neue Lehre zu einfach, ernst und sittenstreng war, daher nicht genug Lebensfreudiges bot, um die Gemüther des Volkes anzuziehen.

Einer der festreichsten Monate bei den Römern war nämlich der Februar, in welchem die Luperkalien und Saturnalien gefeiert wurden. Diesen Monat nun für die Neugetauften ohne jedes Fest zu lassen, mußte um so bedenklicher erscheinen, als ihm die vierzigtägige, an Entbehrungen reiche Fastenzeit folgte. Man entschloß sich daher im 4. Jahrhundert unter Theodosius dem Großen und auf Anordnung des Papstes Damasus, den Saturnalien ein christliches Fest — den Karneval — zu substituiren. Indem die heidnische Feier den christlichen Gebräuchen sich anpaßte, blieb der Karneval im Großen und Ganzen, was die römischen Saturnalien waren: ein Fest der Gleichheit aller Stände, eine Periode des Wohl=

lebens für Jedermann, eine Zeit der ungebundenen Freiheit. Die in dem altheidnischen Feste zu Tage tretende Gleichheit der Stände wurde zunächst durch die Verkleidung erreicht: alle Kennzeichen der Lebensstellung, alle Merkmale der Person verschwanden hinter der Larve und dem bunten, phantastischen Aufputz.

Während der ungeheuren Trübsal der Völkerwanderung gerieth indessen der Karneval in Vergessenheit und erst im 16. Jahrhundert sehen wir denselben wieder auftauchen.

Am natürlichsten blühte die Freude des Faschings auf demselben Boden wieder empor, wo sein Ursprung in den römischen Saturnalien bestanden hatte — in Italien. Im Mittelalter stand der Karneval in höchstem Glanze in dem reichen, stolzen Venedig. Als aber die Macht und der Reichthum Venedigs zu sinken begann, wendete sich der Karneval in seiner ganzen Pracht nach Rom. Der römische Karneval beginnt nach den noch heute giltigen Bestimmungen des Papstes Paul II. am 6. Januar, wo die Glocke vom Kapitol seinen Anfang verkündet, und endet mit Sonnenuntergang am Fastnachts-Dienstag, wo er wieder ausgeläutet wird. Das Ende dieser fröhlichen Festzeit des römischen Volkslebens wird durch eine hübsche neckische Sitte bezeichnet, durch die sogenannte Moccolifeier. Mit Einbruch der Dämmerung zündet man nämlich zur Leichenfeier des „Königs Karneval" auf dem ganzen Korso, der Hauptstraße für die Karnevalslustbarkeit, kleine Wachskerzen an, welche man Moccoli nennt; Jedermann wandelt mit der brennenden Wachskerze in der Hand den Korso auf und nieder, aus allen Fenstern werden die brennenden Kerzen hinaus-

gehalten, auf hohen Stäben und Stangen werden sie umhergetragen unter dem muthwilligen Geschrei: „Chi non porta moccolo sia ammazzato!“ (Nieder mit dem, der keine Kerze trägt!) Mit diesem Rufe, welcher in allen Tonarten und Modulationen von Mund zu Mund geht, strebt ein Jeder, das Licht des Nachbars auszulöschen, sein eigenes aber brennend zu erhalten, oder — wenn nöthig — schnell wieder anzuzünden; man dringt selbst in die Wohnungen von Bekannten, um sich den Scherz des Ausblasens der Moccoli zu gestatten. Gegen halb acht Uhr verkündet die Glocke vom Kapitol das Ende des Karnevals, und wie durch einen Zauberschlag verstummt mit einem Male der wirre Lärm und die Lichter erlöschen.

Während in allen katholischen Ländern am Morgen des Aschermittwochs die Gläubigen jedes Standes und Alters als Büßende zum Gotteshause wandeln, um die Fastenzeit würdig zu beginnen, geht in Mailand an diesem Tage erst recht der tolle Jubel los. Ein Jeder ist bestrebt, die letzte Karnevalsfrist bis zum ersten Fastensonntage in vollstem Maße auszunützen. Den ganzen Tag über drängt sich das Maskengewühl in den Straßen, Reihe an Reihe fahren die offenen Wagen hin und her und das Confetti-Bombardement will gar kein Ende nehmen. Schaarenweise strömen die Bewohner der Nachbarstädte herbei, um in der reichen Lombardenstadt die ihnen versagten Freudentage zu genießen.

Wie kommt nun aber Mailand zu dem Privilegium des „Carnevalone“, um das es vielfach beneidet wird? Um das Jahr 374 n. Chr. kam der spätere St. Ambrosius als

Prokonsul nach der Lombardei. In den Städten hatte die Sekte der Arianer großen Anhang, was zu beständigen Reibungen mit den streng katholischen Gläubigen Anlaß gab. So geriethen beim Tode des Erzbischofs Ausenzio Mailands Priester und Bürger über die Wahl eines Nachfolgers in Streit; schon drohten beide Parteien die Waffen zu ergreifen, als der junge Prokonsul nach der Kirche eilte, wo die erhitzten Wähler versammelt waren, und durch eine kräftige, hinreißende Ansprache den Frieden wieder herstellte. Voller Bewunderung über sein energisches Auftreten, den klaren Verstand und das seltene Rednertalent erwählten sie, der althergebrachten Sitte zuwider, einstimmig den Laien zu der hohen Kirchenwürde. Er empfing die Priesterweihe und gab sich mit Eifer dem Studium der heiligen Bücher hin. Nun führte St. Ambrosius, als Erzbischof, in Mailand und der Lombardei einen Ritus ein, der manche Gebräuche der orientalischen Christengemeinde beibehielt, unter anderen die Dauer der Karnevalszeit über den Aschermittwoch hinaus bis zum ersten Fastensonntage, und diese letzten Tage bildeten zu allen Zeiten den Glanzpunkt von Mailands Festen, den weitberühmten Carnevalone. Vergebens eiferten Päpste und Kaiser dagegen, standhaft vertheidigten die Bürger die ihnen von St. Ambrosius hinterlassene Kirchenordnung. Auch Carlo Borromeo, der hochverehrte Erzbischof und Wohlthäter der Stadt, erließ einen Hirtenbrief gegen das Unziemliche des alten Brauches, der so viel Aergerniß bei der übrigen katholischen Christenheit errege; allein die Macht der Gewohnheit siegte, und das Fest blieb vor ferneren Angriffen verschont. In anderen italienischen Städten

und auf dem platten Lande ist außer den obligaten Schmausereien und Zechgelagen von besonderer Fastnachtslust nicht viel zu bemerken.

In Spanien ist der Karneval eine fast ganz unbekannte Sache. Auch Frankreich hat keinen eigentlichen Karneval; die Fastnachtsfeier besteht hauptsächlich nur darin, daß man am Fastnachtsdienstag den bekannten „boeuf gras" — einen feisten Ochsen, der mit bunten Bändern behängt ist und vergoldete Hörner hat — in Begleitung ausgelassener Masken durch die Hauptstraßen zur Schlachtbank führt.

Dagegen tauchte in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Frankreich eine humoristische Gesellschaft auf, welche man die Narrenmutter (mère folle) nannte, und welcher Herzog Philipp der Gute im Jahre 1454 einen Bestätigungsbrief ertheilte. Das Hauptfest dieser launigen Narren begann am Neujahrstage und dauerte eine halbe Woche. Ursprünglich war der Zweck derselben nichts Anderes, als fröhliches Schmausen, lustiges Tanzen, festliche Prozessionen u. dergl., später aber verband man eine moralische Absicht damit. Es galt, die Fehler der Menschen lächerlich zu machen und der Narrheit durch Darstellung der Narrheit Einhalt zu thun. Die Narrenmutter, an deren Stelle mitunter auch der Narrenvater, der Narrenkönig trat, hatte gleich einem Monarchen einen stattlichen Hofstaat, eine Leibwache von 50 Schweizern, einen Kanzler, einen Fiskal, einen Stallmeister und andere Großwürdenträger. Bei den Aufzügen wurde stets eine Fahne vorangetragen, die mit gemalten Narrenkappen wie übersäet war und die Aufschrift trug: Stultorum numerus infinitus (die Menge der Narren ist unzählbar). Wurde Jemand zum

Mitgliede der Gesellschaft ernannt, so kam Cicero's äußerst wahrer Spruch auf das Diplom: Stultorum plena sunt omnia (Alles ist voller Narren).

In Deutschland traten Faschingslustbarkeiten verhältnißmäßig früh auf. Bereits im 14. Jahrhundert veranstaltete man Faschingskomödien, und zwar auf offener Straße, denn die Bretter, welche die Welt bedeuten, kannte man damals noch nicht. Der Inhalt der Fastnachtsspiele war ein wunderliches Gemisch von Tragödie und Posse. Den ernsten Stoff entnahmen die Dichter und Darsteller meist aus der Bibel; die komischen Ingredienzien wurden nach vorbedachtem Plane oder nach augenblicklichen Einfällen hinzugefügt, und so entstand ein Mischspiel, dessen Tendenz eher zur Belustigung als zur Erbauung diente, das also seinem Zweck, der lustigen Vorbereitung zu der ernsten Fastenzeit, entsprach. Eine ganz besonders wichtige Person bei diesen Fastnachtsspielen war der Teufel so gut, wie der Hanswurst. Dem Teufel, welcher die Rolle des Unterdrückten spielen mußte, stand der triumphirende Lustigmacher gegenüber, der Hanswurst; er hatte seinen Namen von seinem Talente zum Schmarotzen; für eine gute Mahlzeit gab er sich dazu her, Possen zu reißen, wurde daher allenthalben traktirt und leistete im Essen und Trinken Ungewöhnliches — aber ohne Fleisch anzusetzen, denn seine Rolle bedingte eine schlanke, geschmeidige Gestalt.

Ein berühmter Fastnachtsspieldichter im 15. Jahrhundert war der Nürnberger Meistersinger H. Foltz, gebürtig aus Worms. Als einen verbesserten und verfeinerten Nachfolger nennt die Literaturgeschichte den Meister Hans Sachs, welcher

während seines langen zweiundachtzigjährigen Lebens nicht weniger als 63 Komödien schrieb. Von manchen Narrenspossenspielen wird berichtet, daß ihre Dichter und Darsteller durch gar zu kecke Anspielungen das Mißfallen der hohen Obrigkeit erweckt hätten und in Strafe genommen worden wären. Im 17. Jahrhundert suchte man die Fastnachtsspiele durch Aufführungen besserer Stücke und durch Einrichtung von Theatern in geschlossenen Räumen zu verdrängen; so sanken sie allmählig zu bedeutungslosen Mummereien und nichtssagenden Possen herab.

In einzelnen deutschen Ländern schritten die Regierungen gegen alle Faschingslustbarkeiten ein und verboten auf's Strengste „das Mummen und die Butzen-Kleider" und das „Herumziehen mit verdecktem Angesicht" bei Strafe des Thurms oder des „Narrenhäusleins". Am schärfsten ging man in Sachsen vor. Die öffentlichen Fastnachtsspiele wurden, „weil insgemein viel Sündliches mit unterläuffet und die daraus entstehende und sonsten vielerlei Excesse nicht wohl abzuwenden sind", im Jahre 1713 untersagt. Kurfürst Friedrich August ließ am 14. Februar 1719 bei Vermeidung der Verhaftung alles Verlarven auf den öffentlichen Straßen und Gassen der Stadt Leipzig, sowie Zusammenkünfte von vermummten Personen in Privathäusern verbieten. Noch energischer verfuhren die Behörden drei Jahre später, 1722, in Dresden. Der Senat ließ etliche 150 Menschen durch Militär in's Gefängniß abführen, den Hausbesitzern, welche in ihren Wohnungen Fastnachtsspiele zugelassen hatten, wurde eine Geldbuße auferlegt und die betheiligten Fremden mußten die Stadt verlassen.

Karnevalistische Aufzüge aller Art finden sich frühzeitig. Ueber einen solchen im Jahre 1556 zu Straßburg veranstalteten Fastnachtsaufzug gibt die Chronik des Sebaldus Bühler einen kurzen Bericht, der, um die naive Schilderung nicht zu beeinträchtigen, im Originaltexte hier folgen möge: „Auch inn dissem Jahr 1556, do hatt der hohen Stifft Straßburg disser Zeit Thum (Dom-) Dechant mit Namen Graue (Graf) Johann Christoffel von Zimmeren ein Mummerey allhie in seinem Hoff inn der Judengassen vnden nit weytt von St. Anderes genant der Henenberger Hof, angestellt, vnd doch das selbige mit Erlaubnuß vnd Verwiligung des Herren Ammeisters (Bürgermeisters). Vnd das ist geschehen vff Suntag nach der Herren Fastnacht (der Fastnachtssonntag hieß die „Herrenfastnacht"), oder uff die alte Fastnacht, wie man's dan nent. Vnd ist das Fastnachtspiel also angestelt gewessen, das etliche sindt vff Pferden geritten doch vff itel (eitel) Buren Guren (Bauernkleppern), vnd sindt gewessen zum vordersten mein gnediger Herr der Thum Dechant selbst, vnd Doctor Johann Hessler Official disser Zeit an dem hindern Gericht, vnd Herr Hanns Jacob Rapp der Apodecker von dem Münster, vnd Meyster Jörg Franck der Schneider vff St. Steffans Plon (Platz), der hatt das Renfänlein gefürt, vnd Herr Paulus Garttner, vnd sein Schwager Florentz Hel der Schaffner zu Eschauw (Eschau, das Ziel dieses Aufzuges, ist ein kleiner Ort, 10 Kilometer südlich von Straßburg) disser Zeit, vnd ich selbst Sebolt Büheler bin geritten, vnd Hanns vnd Martin Hoffmann Vatter vnd Sun disser Zeit Hauptkanen vff der forder

Schreyber Stuben, vnd Jacob Miller disser Zeit des Herren Thum Dechants Schaffner, vnd hatten alle weyse Hemder an vnd schwartze gestrickte seiden Hauben vor dem Angesicht, vnd Bader Hüetlin vff vnd Jeder ein lange Bauerngeystel (Geisel) inn Hennden. Also ritte man so baldt die Mittagspredig im Münster vß gewessen uß vorgenantem Hof uß, die Judengaß hinuff, die Kurbengaß hinab vber die Schindbrucken vnd zum Metzigerthor hinuß, durch Ilkirch hindurch vnd vff Eschauw zu, vnd reyt ein Sackpfeyffer vnd Schalmeyer voranen, die pfiffen durch die Statt hindurch, vnd was ein groß Geleuff von Buben biß hinuß schier zur Wahrt (Warte). Mier hatten auch etliche Trabanten mit Knebelspiessen. Als mier nuhn gehn (gen) Eschauw kamen, do was ein kostlicher fürstlicher Nachtimbiß in des Herrn Thum Dechants Behausung zugericht, da assen mier zu Nacht und waren sehr frölich vnd guter Dinge."

Viele Städte, besonders in Süddeutschland und der deutschen Schweiz (Mainz, München, Straßburg, Basel) bildeten ihre Fastnachtslustbarkeiten nach italienischem Muster aus, aber zu einem wirklichen Volksfeste hat es der Karneval doch nur in Köln gebracht. Der Kölner Karneval ist sehr alt, fast so alt wie die Stadt selbst, und reicht mit seinen Anfängen hinauf in die Zeit, in welcher in Köln noch die germanischen Frühlingsfeste und die römischen Saturnalien gefeiert wurden. Rauschende Vergnügungen, üppige Festgelage, wilde Tänze und tolle Maskeraden waren von jeher an diesen Tagen im Schwange. Kein Haus gab es, in dem nicht die Bewohner mehr oder weniger in den Strudel

der allgemeinen Freude und des närrischen Taumels mit hineingezogen worden wären. „Die Christen,“ lautet ein Klagebrief aus dem 16. Jahrhundert, „rasen an diesen Tagen, binden Larven vor; Männer gehen in Frauentracht, Weiber in Männerkleidung; sie vermummen sich in Gespenster und böse Geister, sie laufen als Teufel über die Straßen, necken die Vorübergehenden mit Mehl und Aschsäcken und ergeben sich dem Trunke und allen muthwilligen Ausgelassenheiten.“

Wie tief nun auch die Lust am Karneval im Leben des kölnischen Volkes wurzelte, so vermochte dieses tolle Treiben doch nie die Gunst des Rathes zu gewinnen. Nie wollte sich der Rath dazu verstehen, die Straßenmummereien unter seinen Schutz zu nehmen, stets trug er sich mit der Befürchtung, daß die öffentlichen Maskeraden würden mißbraucht werden, um die Ruhe der Stadt zu gefährden und die städtische Verfassung zu stürzen. Schon im Jahre 1321 mußten die Rathsmitglieder schwören, aus dem Säckel der Stadt für die Fastnachtszeit nichts zum Besten irgend einer Gesellschaft zu geben. Aehnliches wird im Eidbuche von 1372 bestimmt. „Im Jahre 1431,“ heißt es in einer Morgensprache von 1439, „ist an den Fastnachttagen und am Aschermittwoch großes Vermummen von Männern und Frauen gewesen, wodurch unsere Bürger und Eingesessenen ungewöhnlich beschwert wurden, wie das auch zu anderen Zeiten mehr geschehen ist. Um die Zweiungen, die fürderhin dadurch entstehen könnten, zu verhüten, haben die Herren vom Rathe beschlossen, daß Niemand von irgend einer Zunft oder irgend einem

Amte, oder irgend einer anderen Gesellschaft, weder Frau noch Mann, weder zu Fuß noch zu Pferde, weder auf Fastnacht noch in der Fastenzeit, noch an irgend einem anderen Tage innerhalb der Stadt, bei Tag oder bei Nacht, sich vermummen darf. Wer dagegen handelt, soll fünf Mark Buße bezahlen, und wer die Buße nicht zu entrichten im Stande ist, soll einen Monat lang unten in einem der städtischen Thürme liegen."

Aehnliche Verbote ergingen noch oft im Laufe der nächsten Jahrhunderte, doch wurde man mit der Zeit nachsichtiger und bestrafte nur grobe Ausschreitungen. Der Sturz der reichsstädtischen Verfassung änderte hierin wenig. Der französische Stadtkommandant, General Laurier, erließ am 12. Februar 1795 eine Verfügung, welche sich gegen den Mummenschanz richtete. Eine Verordnung der Mairie vom 7. Februar 1804 dagegen sagt: „Die öffentlichen Masqueraden sind während der Dauer der Fastnacht erlaubet. Es ist den masquirten, verkleideten oder vermummten Individuen nur untersaget, sich bewaffnet und in einer unanständigen Verkleidung auf den Straßen, Bällen oder Redouten sehen zu lassen. Es ist ingleichen untersaget, Verkleidungen anzulegen, die auf den Cult und auf die constituirten Gewalten Bezug haben, oder die geeignet wären, Streitigkeiten zu verursachen und die öffentliche Ruhe zu stören. Es ist ebenfalls nicht erlaubet, sich Abends nach sechs Uhr mit einer Maske zu zeigen, und eine jede masquirte, verkleidete oder vermummte Person, so durch einen Polizei-Agenten eingeladen wird, ihm zu folgen, ist gehalten, sich auf der Stelle auf das Polizei-Bureau

oder zu dem Commissär zu verfügen, um dort die nöthige Aufklärung zu geben. Diejenigen, die sich verkleiden, sind gehalten, sich mit einer Karte zu versehen, für welche zum Besten der Dürftigen 30 Centimes bezahlt werden."

Der Sinn für größere Maskenzüge nahm in dieser Periode immer mehr ab, nur der Straßenlärm und die Zügellosigkeit blieb. Da trat endlich im Jahre 1823 eine Anzahl von Karnevalsfreunden in der Absicht zusammen, das öffentliche Maskentreiben durch einen großen Maskenzug neu zu beleben. Das hierüber veröffentlichte Programm sagte: „Der in ganz Deutschland einst so berühmte kölnische Karneval soll durch das Zusammenwirken mehrerer Verehrer alter Volksthümlichkeit in diesem Jahre durch einen allgemeinen Maskenzug erneuert und gefeiert werden. Die dabei zu Grunde gelegte Idee ist die Thronbesteigung des Prinzen Karneval, gedacht als König des Volksfestes." Es gelang, nach und nach das öffentliche Interesse für große Fastnachtszüge zu wecken, da die Bürger und Gewerbetreibenden bald fanden, daß der Karneval einen bedeutenden Geldumsatz hervorrief, und sich dadurch Industrie und Verkehr der Stadt Köln belebten und steigerten. Der Ruhm des kölnischen Karnevals erhielt einen besonderen Glanz, als man den 80. Geburtstag Goethe's mit einer Ernennung des Dichters zum Ehrenmitglied der „Geckenzunft" feierte und der Altmeister ein Dankschreiben erließ, dessen Schluß lautete:

„Löblich ist ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn!"

In fast allen Ländern ist die Fastnachtszeit noch jetzt die Zeit der tollsten Ausgelassenheit, und jedes Land, selbst

jede Provinz hat da ihre eigenen Gebräuche. Aber zu einem wirklichen, echten Karneval haben es nur die im Verlauf unserer Skizze genannten Städte gebracht. Der Entwickelung echter Karnevalspossen stand fast überall die Polizei hindernd entgegen, welche durch Verbote die alten Volksbräuche unterdrückte. Dadurch ist in den meisten Ländern der urwüchsige Fastnachtshumor der unteren Klassen längst zu Grabe getragen. Man hat diesen Klassen die Ausübung der alten Bräuche und Gewohnheiten gewehrt, während die bevorzugten Klassen ihre Maskenbälle und Karnevalsaufzüge behielten, durch welch' letztere man in Deutschland den Versuch gemacht hat, den phantasievollen, heißblütigen, leichtlebigen Süden nach dem Norden zu verpflanzen, allein mit wenig Glück. Denn gewöhnlich haben diese Festlichkeiten etwas „Gefrorenes“ an sich; ihr Humor hat bleierne Flügel, und Alles bewegt sich in geschultem, steifem Parade-schritte; das eigentliche Volk selbst ist von diesen angeblichen Volksfesten, ganz im Widerspruche zu dem Süden, ausgeschlossen und figurirt nur als Zuschauer, nie als Theilnehmer. Die Maskenbälle aber sind nichts als gewöhnliche Tanzvergnügungen, welche Masken als komische Zuthaten erhielten.

---

# Die Meuterer von der „Bounty“.

Aus den Erlebnissen eines Schiffskapitäns.

## Skizze

von

## Florian Greif.

(Nachdruck verboten.)

Im Dezember des Jahres 1787 erhielt der englische Kapitän William Bligh von seiner Regierung den Auftrag, mit dem eigens dazu ausgerüsteten Schiffe „Bounty“ nach den Inseln der Südsee zu fahren, um daselbst einige nützliche Gewächse zu holen und nach Westindien zu verpflanzen. Besonders handelte es sich dabei um den Brodfruchtbaum, dessen fleischige Früchte, geröstet und gebacken, das vorzüglichste Nahrungsmittel der Südsee-Insulaner bilden, und, da sich das Gebäck mehrere Jahre genießbar erhält, als Ersatz für den Schiffszwieback von großem Werthe sind.

Bligh war ein bereits erprobter tüchtiger Seemann, der den berühmten Weltumsegler Cook auf einer Reise um die Erde begleitet hatte, aber er hatte den Fehler, die nothwendige Strenge der Schiffsdisziplin bis zur Härte und Grausamkeit zu treiben und sich dadurch bei seinen Untergebenen verhaßt zu machen. Ungünstiges Wetter und andere Ursachen verzögerten die Fahrt, so daß die „Bounty“

erst im Oktober 1788 an dem Orte ihrer Bestimmung, Tahiti, ankam. Dem Kapitän gefiel es auf diesem Eiland so wohl, daß er über dem Einnehmen der Ladung fünf Monate zubrachte. Während dieser Zeit genoß die Mannschaft, so lange sie auf dem Lande weilte, unbeschränkte Freiheit und hatte bald mit den Bewohnern der Insel nähere Bekanntschaft angeknüpft. Kein Wunder, daß, als es endlich an die Abreise ging, die gelockerten Bande des Gehorsams sich nicht sogleich wieder der strengen Schiffsordnung anbequemen wollten und der Kapitän mehrfach strenge Maßregeln gegen Matrosen und Offiziere zu ergreifen genöthigt war. Dabei verfuhr Bligh allerdings tyrannischer, als nöthig gewesen wäre, und seine Untergebenen wurden mit bitterem Haß gegen den harten Machthaber erfüllt.

Ganz besonders war dies bei einem der Offiziere, Namens Christian Fletcher, der Fall, der bereits kurz vor der Abreise unter der Strenge Bligh's zu leiden gehabt hatte. Er sann daher auf Mittel, sich der Abhängigkeit von dem Kapitän zu entziehen. Kaum war das Schiff wieder in See gestochen, so suchte Fletcher einen anderen jungen Offizier für sich zu gewinnen und theilte ihm den Plan mit, auf einem Flosse, welches er bereits gemacht hatte, über Nacht zu entfliehen und nach Tahiti zurückzukehren. Der Mann seines Vertrauens hieß den Fluchtplan willkommen, hielt es aber für besser, sich des ganzen Schiffes zu bemächtigen, den verhaßten Befehlshaber und seine Getreuen zu überwältigen und zu entfernen, und alsdann mit der „Bounty" nach Tahiti zurückzusteuern. Bei der herr-

schenden Mißstimmung hielt es nicht schwer, auch den größten Theil des übrigen Schiffsvolkes in die Verschwörung hereinzuziehen, und so konnte das geplante Verbrechen ohne sonderliche Schwierigkeiten ausgeführt werden.

Der Kapitän wurde plötzlich entwaffnet und gefangen genommen, das Schiffsboot ausgesetzt und darin Bligh mit der ihm treugebliebenen Mannschaft, im Ganzen 19 Personen, seinem Schicksale überlassen.

Vergebens erinnerte der Kapitän die Meuterer an den geleisteten Eid des Gehorsams, vergebens legte er sich schließlich auf's Bitten; die Revolte war ausgebrochen und nicht mehr zu beschwichtigen. Auf ihr dringendes Flehen gab man den Ausgesetzten noch ein kleines Fäßchen Wasser, 150 Pfund Brod, etwas Rum und Wein, einen Kompaß, ein paar alte Säbel und einige andere unentbehrliche Utensilien mit, und so wurden sie dem Spiel der Meereswogen preisgegeben, während die am Bord der „Bounty" Zurückgebliebenen, im Ganzen 25 Mann, sofort Kehrt machten und ihren Weg wieder nach Tahiti nahmen.

Wir werden später sehen, was aus den Opfern der Meuterei geworden, und wollen vorerst die Schicksale der von Fletcher angeführten Fünfundzwanzig weiter verfolgen.

In Tahiti wurden dieselben von ihren alten Bekannten mit großer Freude empfangen. Gefragt, wo inzwischen Bligh und die übrigen Fehlenden hingekommen wären, antworteten sie, daß dieselben eine Insel gefunden hätten, die sich ganz zu einer Niederlassung eigne, sie selbst aber seien abgesendet, um Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse zu holen, auch so viele Eingeborene mitzubringen, als mitzu-

gehen sich entschließen würden. Daraufhin gab man ihnen, was sie begehrten, und mehrere Insulaner beiderlei Geschlechts schlossen sich ihnen an. Am liebsten wären sie Alle auf Tahiti geblieben, allein Einige fürchteten, daß ihr Gewaltstreich in England bekannt werden könnte und die brittische Regierung Schiffe aussenden werde, um die „Bounty" zu suchen. Dann mußte Tahiti zweifelsohne der erste Platz sein, an welchem Nachforschungen angestellt würden. Acht von den Gefährten Fletcher's theilten diese Ansicht, und so verließen diese mit sechs Tahitiern und zwölf Weibern das Eiland, um irgendwo einen Ort aufzusuchen, der ihnen mehr Sicherheit versprach. Während nun die Meuterer auf dem Meere herumirrten, erinnerte sich ihr Führer der Pitcairn-Insel (der südöstlichsten der Paumotu-Inseln im südlichen Polynesien) und richtete dorthin den Lauf des Schiffes. Sie erreichten dieselbe auch glücklich, und Fletcher stieg mit einigen Matrosen an's Land, um das Innere zu besichtigen.

Ihre Erwartungen erfüllten sich auf's Beste. Die Insel besaß Wasser, Holz, einen fruchtbaren Boden und verschiedene Früchte. Besonders günstig für ihre Absicht, verborgen zu bleiben, schien zugleich der Umstand, daß die Ufer schroff und unzugänglich waren und den Schiffen das Anlegen ungemein erschwerten. Sie brachten also das Schiff auf der Nordseite der Insel in eine kleine Bucht, welche später den Namen Bounty-Bai erhielt. Hier wurde nun Alles an Land geschafft, was den Ansiedlern von Nutzen sein konnte, und diese begannen Holz zu fällen und Hütten zu bauen. Während sie aber damit noch beschäftigt waren,

entstand durch Unvorsichtigkeit eines Zimmermanns auf dem Schiffe Feuer, und ehe dasselbe gelöscht werden konnte, verbrannte das ganze Fahrzeug. Die Mannschaft war also jetzt gezwungen, auf der Insel auszuharren und ihr Leben, so gut es gehen mochte, nach den vorhandenen Hilfsmitteln einzurichten.

Dies geschah am 23. Januar 1790.

Das Eiland war nun von neun Europäern, sechs Tahitiern und zehn Tahitierinnen bewohnt. Es wurden Wohnungen errichtet und das Land urbar gemacht; indem man aber die Bäume ausrodete, ließ man gegen die See hin eine Schirmwand von Bäumen stehen, um die Häuser den vorbeisegelnden Schiffen zu verbergen. Die für Westindien bestimmt gewesenen Gewächse von Tahiti wurden gepflanzt, gediehen vortrefflich und boten schon im folgenden Jahre eine reiche Ernte. So fehlte es den Ansiedlern zu ihrem Fortkommen an nichts, ihre Lage verbesserte sich mit jedem Tage, und zwei Jahre hindurch lebten sie in glücklicher Zufriedenheit. Da trat eine Katastrophe ein, welche eine große Aenderung in die Verhältnisse brachte. Es hat nicht genau festgestellt werden können, worin diese Katastrophe eigentlich bestand, da erst viele Jahre nachher Reisende nach Pitcairn kamen und den Vorfällen nachforschten. Darin aber stimmen alle Berichte überein, daß die Engländer unter einander in Streit geriethen und nach mehreren Kämpfen und Mordthaten nur Einer, Namens Adams, übrig blieb. Wie man sich erzählt, hatten sich erst Fünf gegenseitig um’s Leben gebracht, und von den übrigen Vieren, Mac, Young, Quintal und Adams, habe der Erstgenannte, der etwas

von Branntweinbrennerei verstand, 1798 den Versuch gemacht, aus der Theewurzel ein geistiges Getränk zu bereiten, dies sei gelungen und Mac habe sich infolge dessen dem Trunk ergeben; einmal aber sei er im Rausche von einem Felsen gestürzt und auf der Stelle todt gewesen. Young und Quintal geriethen nicht lange darauf wegen einer Frau in Streit, verwundeten sich gegenseitig und starben ebenfalls, so daß schließlich von all' den Gefährten nur noch Adams am Leben blieb, als der einzige Engländer unter den Ansiedlern des Pitcairn-Eilandes. Diese Vereinsamung war von mächtiger Wirkung auf das Gemüth des rohen Matrosen. Er ging in sich, brach mit seinem früheren zügellosen Leben und beschloß, die mannigfachen Verbrechen, welche er auf dem Gewissen hatte, durch ein vorwurfsfreies, sittenreines Leben wieder gut zu machen. Fortan widmete er seine ganze Zeit dem Unterricht der heranwachsenden Jugend und strebte mit allen Kräften dahin, eine patriarchalische Sitteneinfalt in der Gemeinde herzustellen. Dies gelang ihm auch, da er selbst mit gutem Beispiele voranging und die Tahitier von Natur lenksam und gutmüthig sind. Unter der Pflege des Familienlebens, auf welches Adams besonders bedacht war, mehrte sich die Ansiedelung von Jahr zu Jahr und gedieh in Glück und Frieden.

Den ersten Besuch erhielten die Pitcairner 1808, in welchem Jahre der amerikanische Kapitän Folger mit seinem Schiffe auf der Insel landete. Er wurde von den Bewohnern auf's Freundlichste aufgenommen und war überrascht über die Sittenreinheit und das friedliche Einvernehmen unter denselben. Sechs Jahre später erschien

die englische Fregatte „Breton" an der Pitcairn-Insel, deren Kapitän Staines noch dieselben Zustände vorfand. Die Gemeinde zählte damals 48 Köpfe. Verwundert darüber, daß die Insulaner großentheils sehr gut Englisch sprachen, erkundigte sich Staines, welchen Ursprung die Ansiedelung habe, und erfuhr nun den ganzen Zusammenhang. Eine Tochter Adams' führte den Fremden zu ihrem Vater, von dem das ganze Dorf mit großer Liebe und Verehrung sprach. Obwohl Adams versicherte, daß er an der Verschwörung gegen Bligh nicht theilgenommen, so konnte er doch von der Mitschuld an dem begangenen Verbrechen nicht freigesprochen werden. Der Kapitän hielt es für seine Pflicht, Adams zur Verantwortung über jenen Vorfall mit nach England zu nehmen. Als er jedoch diese Absicht kund gab, versammelten sich Alle und flehten mit Thränen in den Augen, ihnen ihren Wohlthäter nicht zu nehmen. Staines mußte von seinem Vorhaben abstehen.

Noch nähere Berichte über Pitcairn-Eiland brachte Kapitän Beechey nach Europa, welcher 1824 die Insel besuchte. Er fand die Bevölkerung auf 66 Köpfe angewachsen. Der alte Adams, damals bereits 65 Jahre alt, kam selbst an Bord des Schiffes. Die jungen Männer, welche ihn begleiteten, lauter Abkömmlinge Fletcher's und seiner Gefährten, trugen die Gesichtszüge ihrer Väter und die Hautfarbe ihrer tahitischen Mütter. Sie waren groß, stark und von blühender Gesundheit, und ihr ganzes Verhalten ließ die vortreffliche Erziehung erkennen, die sie genossen hatten. Ihr Anzug, aus verschiedenen Kleidungsstücken zusammengesetzt, die sie von den Schiffsherren und

Matrosen der Kauffahrteischiffe zum Geschenk erhalten hatten, machte einen komischen Eindruck. Einige trugen lange schwarze Röcke, ohne irgend sonst ein Gewand, Matrosenbeinkleider etwa ausgenommen; Andere waren mit Hemden angethan ohne Röcke, Andere sogar nur mit Westen, ohne jede andere Bekleidung; Keiner hatte Schuhe oder Strümpfe, und nur Zwei besaßen Hüte, die aber schon in der Auflösung begriffen waren.

Neugierig, die Ansiedelung näher kennen zu lernen, bestieg Beechey mit einigen Offizieren ein Boot und fuhr mit Gefahr durch die klippenvolle Bai nach dem Strande. Die Frauen und Mädchen, welche die Ankömmlinge freudig willkommen hießen, trugen Röcke und Mäntel, die nachlässig über die Schultern geworfen waren und bis an die Knöchel herabhingen; ihr Wuchs war höher als gewöhnlich, die Hautfarbe, obschon lichter als bei den Männern, war gleichwohl ziemlich dunkel. Die Züge waren lebhaft und gutmüthig, die Augen schwarz und feurig und der Mund zeigte zwei Reihen blendend weißer Zähne.

Das Dörfchen, zu welchem ein sehr beschwerlicher Weg führte, lag auf einem freien Platze und bestand aus fünf Häusern. Während der Mittagsmahlzeit standen die Frauen hinter den Sitzen der Männer, scheuchten die Fliegen von ihnen fort und plauderten mit den Gästen.

Kapitän Beechey verweilte achtzehn Tage unter diesen Leuten und weiß in seinem Bericht nicht genug die Sittenstrenge und wahre Frömmigkeit zu rühmen, welche ihnen Allen eigen war. In körperlicher Hinsicht hatte er Gelegenheit, ihre Größe und Stärke zu bewundern. So sah er

z. B., wie ein Jüngling zwei Schmiedehämmer, einen Ambos und einen Schiffsanker, zusammen 600 Pfund schwer, trug, ein Anderer ein Boot von 28 Fuß Länge. Im Schwimmen waren sie so geschickt, daß sie oft einen ganzen Tag im Wasser zubrachten und in einem Zuge rings um die Insel schwammen, welche sieben englische Meilen im Umfang hat. Dabei lebten sie ausschließlich von Vegetabilien.

Der Bericht Beechey's an die englische Regierung hatte zur Folge, daß dieselbe alsbald verschiedene Vorräthe nach Pitcairn abgehen ließ; da man aber besorgte, daß der beschränkte Umfang des Eilandes für die wachsende Bevölkerung nicht mehr ausreichen werde, ließ man 1831 die Bewohner nach Tahiti übersiedeln. Im Jahre 1829 war inzwischen der alte, ehrwürdige Adams gestorben. Ein großer Theil der nach Tahiti gesandten Pitcairner konnte sich übrigens daselbst nicht eingewöhnen und kehrte bald in die frühere Heimath zurück, wo die Gemeinde im Jahre 1837 bereits wieder auf 92 Personen angewachsen war. 1856 zählte die Bevölkerung 194 Köpfe und es fand abermals eine Auswanderung statt, aber auch diesmal kehrten Viele nach kurzer Zeit wieder zurück.

* * *

Der Leser wird nun aber auch zu erfahren wünschen, was aus dem Kapitän Bligh und seinen achtzehn Schicksalsgenossen geworden, die wir auf hoher See verließen, als sie im Jahre 1789, bald nach der Rückkehr von Tahiti von der meuterischen Mannschaft ausgesetzt worden waren. Wir kehren daher jetzt zu diesen zurück.

Das Boot, in welchem die Unglücklichen den Wellen preisgegeben worden waren, hatte nur eine Länge von 25 Fuß, und die geringen Lebensmittel konnten für so viele Personen nur kurze Zeit ausreichen.

Als das Boot ausgesetzt worden war, befand es sich ungefähr dreißig Meilen von der Insel Tofua entfernt. Bligh, dem die Mannschaft den unbedingtesten Gehorsam gelobt hatte, beschloß daher, die Richtung dorthin zu nehmen, daselbst womöglich einige Lebensmittel einzunehmen und sodann nach Tongatabu zu steuern, wo er vom König der Freundschaftsinseln Hilfe erbitten wollte. Tofua wurde denn auch glücklich erreicht und das Boot mit einer eisernen Kette am Ufer befestigt; allein die Eingeborenen, welche die Insel bewohnten, überfielen die Ankömmlinge und griffen sie mit Steinwürfen an. Unzweifelhaft wären Alle getödtet worden, wenn nicht Einer von ihnen, Namens Norton, sich zu opfern entschlossen hätte. Unter den Steinwürfen der Wilden sprang er an's Ufer, machte schnell die Kette los und hatte nur noch so viel Zeit, zu rufen: „Flieht! Flieht!" als er von den Wilden ergriffen, getödtet und in Stücke zerrissen wurde.

Wie dieser Vorfall den Muth der Verlassenen herabstimmen mußte, kann man sich denken. In Tongatabu, fürchteten sie, werde es ihnen nicht besser ergehen, und so wollten sie lieber mit ihrem gebrechlichen Fahrzeug sich dem Meere anvertrauen, als rohen Barbaren in die Hände fallen.

Sie faßten daher den Entschluß, durch die Torresstraße, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt, nach der Insel

Timor zu segeln. Die Entfernung jedoch betrug 4000 Seemeilen oder beinahe 1000 deutsche Meilen. Der kleine Vorrath an Lebensmitteln sollte so eingetheilt werden, daß Jedem täglich nur eine Unze Zwieback und der achte Theil einer Flasche Wasser gereicht würde. Schon am folgenden Tage erhob sich ein Sturm, der so viel Wasser in das Boot warf, daß mit aller Anstrengung ausgeschöpft werden mußte, um es nicht untergehen zu lassen. Bei einem zweiten Sturme war der Zwieback naß geworden und hatte sich in Brei verwandelt, der nun zur Nahrung dienen mußte.

Endlich nach einer Fahrt von 32 Tagen und nach unsäglichen Strapazen hatten die Unglücklichen die unbeschreibliche Freude, in der Ferne Land zu erblicken. Es war die Küste von Neu-Guinea und bald darauf fuhren sie in die Torresstraße hinein. Sie legten an eine kleine Insel an, die unbewohnt schien und auf der sie allerlei Früchte, Austern und herrliches Wasser fanden. Allein der Genuß war nur von sehr kurzer Dauer. Bei Sonnenaufgang wurden sie einer großen Schaar Wilder ansichtig. die mit Speeren bewaffnet herangezogen kamen, sich in Schlachtordnung aufstellten und über ihre feindlichen Absichten keine Zweifel ließen. Schleunige Flucht war das einzige Mittel zur Rettung.

Bald darauf bot sich jedoch auf einer anderen Insel die erwünschte Gelegenheit, Halt zu machen, zu rasten und neue Lebensmittel einzunehmen. In Kurzem hofften die Seefahrer, die Insel Timor zu erreichen und damit am Ziele der Leiden zu sein. Allein noch hatten die Armen nicht alle Gefahren überwunden. Kaum daß sie glücklich

die Torresstraße hinter sich hatten, als die Folgen der ausgestandenen Strapazen in furchtbarer Weise auftraten. Die ganze Mannschaft erkrankte, Einige bis auf den Tod. Der Kapitän, selbst auf's Aeußerste geschwächt und leidend, hatte Noth, den Muth seiner Gefährten aufrecht zu erhalten. Ein großer Theil derselben lag, unfähig zu jeder Arbeit, auf dem Boden des Bootes hingestreckt und wünschte zu sterben. Nur noch mechanisch trieben die Anderen das Fahrzeug weiter.

Endlich am 12. Juni, Morgens um drei Uhr, wurde die Insel Timor sichtbar. Ihre letzten Kräfte zusammennehmend, rafften sich die Kranken auf, um mit eigenen Augen sich von der Wahrheit der rettenden Kunde zu überzeugen. Noch zwei Tage indessen hatten sie auszuhalten, ehe sie die holländische Niederlassung von Kupang erreichten. Der dortige Gouverneur nahm die Schutzflehenden menschenfreundlich auf. Er ließ denselben sorgsame Pflege zu Theil werden, und bis auf Einen, dessen Lebenskräfte gänzlich erschöpft waren, erholten sich Alle wieder. Bligh ergriff nun die erste Gelegenheit, mit den Seinen nach England zu segeln, wo sie im März 1790 anlangten. Auf seine Veranlassung sandte die brittische Regierung bereits im folgenden Jahre unter dem Kapitän Edwards ein Kriegsschiff nach Tahiti, um der Meuterer habhaft zu werden. Diejenigen der Letzteren, welche auf Tahiti verblieben waren, wurden denn auch ergriffen, nach England gebracht und großentheils hingerichtet, während die Uebrigen, wie der Leser weiß, nach Pitcairn geflüchtet waren, wo sie ein sicheres Asyl fanden.

Bligh hatte übrigens später noch einmal das Schicksal, als Kommandant eines Linienschiffes durch seine Härte eine Meuterei hervorzurufen, die sein Leben in Gefahr brachte. 1806 wurde er zum Gouverneur von Neu-Südwales ernannt, aber auch in dieser Stellung machte er sich so unbeliebt, daß ihn das dortige Militär unter Oberstlieutenant Johnston 1808 nöthigte, seine Stellung niederzulegen und nach England zurückzukehren. Er starb als Admiral am 7. Dezember 1817 zu London.

---

# Die Schnellschreibekunst in der Praxis.

## Ein Zeitbild.

Von

**Paul Tunsch.**

(Nachdruck verboten.)

Zu den glänzendsten Triumphen, die je der strebende Menschengeist über die Natur davongetragen, gehört ohne Zweifel der Sieg, den die moderne Kultur über Raum und Zeit errungen. Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen bringen uns die fernsten Gegenden der Erde zeitlich und räumlich so nahe, wie es die kühnsten Phantasten noch vor hundert Jahren nicht zu erträumen vermocht. Den Nutzen dieser Erfindungen sieht daher auch Jedermann ein. Anders aber steht es mit einer Erfindung, die ebenfalls dazu dient, Zeit, welche nach der Behauptung der praktischen

Engländer bekanntlich Geld ist, zu gewinnen, die aber noch immer nicht den allgemeinen Anklang gefunden hat, den sie verdient — die Stenographie.

Es sei uns gestattet, über eine nähere Erklärung des Wesens der Stenographie hinwegzugehen, hat sie doch durch Literatur, Unterricht und Vereinsleben bereits eine weite Verbreitung gefunden. Für die derselben völlig Unkundigen sei hier nur bemerkt, daß sie aus keinen willkürlich ersonnenen Kürzungen der gewöhnlichen Schriftzeichen besteht, etwa in der Weise, daß der Punkt und der Strich, der Haken und die Schleife in ihren Variationen der Kürze halber an Stelle der verschiedenen Wörter gesetzt werden, so daß ein jedes Wort sein besonderes Zeichen habe, sondern die Stenographie ist ein wohldurchdachtes System der denkbarsten Vereinfachung der Wort und Gedanken darstellenden Schriftzüge.

Soweit ist die Stenographie eine Wissenschaft, eine Kunst wird sie erst in der eigentlichen Praxis, dort, wo sie im Stande sein muß, das selbst im schnellsten Flusse der Rede Gesagte getreu Wort für Wort deutlich lesbar zu fixiren. Namentlich im Parlamente, das wir uns ohne die Stenographie gar nicht mehr denken können, und wo sie die Aufgabe hat, die Reden der Abgeordneten selbst während der hitzigsten Debatten nachzuschreiben, ist das Amt des Stenographen eines der mühevollsten und aufreibendsten.

Zunächst sei bemerkt, daß die Kenntniß der Stenographie noch lange keinen stenographischen Praktiker macht, denn die zu allen und den höchsten Leistungen ausreichende

sogenannte „Debattenschrift“ muß sich der Stenograph erst auf Grundlage der von ihm erlernten sogenannten „Schulstenographie“ je nach seinem individuellen Bedürfniß entwickeln. Das ist jedoch nicht in der Weise aufzufassen, daß er sich eine genügend gekürzte Schrift herstellt, mit der er dann selbst den schnellsten Reden mit Gemächlichkeit folgen kann. Nein, eine solche Stenographie gibt es nicht und wird es nie geben, denn dazu ist der Unterschied in der Geschwindigkeit zwischen Sprache und Schrift doch ein viel zu großer. Bei der gewöhnlichen Kurrentschrift ist es z. B. schon eine ganz außerordentliche Leistung, wenn es ein gewandter Schreiber im Schnellschreiben auf 70 bis 80 Silben in der Minute bringt, wobei er sich schon der üblichen Kürzungen bedienen muß. Die Geschwindigkeit schneller Reden beträgt aber immer mehrere hundert Silben in der Minute. Eine Schrift, welche diese Kluft vollständig überbrückt, ist wohl kaum zu erfinden, und um schnellen Reden zu folgen, wird es daher auch bei der vollkommensten Kurzschrift immer einer hervorragenden technischen Fertigkeit bedürfen, welche nur durch Jahre lange mühsame Uebung erworben wird. Wer nicht mit der ungekürzten stenographischen Schulschrift ein Maximum im Schnellschreiben erreicht — auf das es nur wenige Stenographiekundige bringen — wird auch bei ausgedehntester Kürzung dem Tempo schneller Reden nie gewachsen sein.

Außer dieser Technik bedarf der Stenograph aber auch noch eines hohen Grades von allgemeiner Bildung und speziell genauer Kenntnisse in der Mathematik, Geographie, Geschichte Literatur und in mehreren fremden Sprachen, das Letztere

wegen der häufigen Citate in Reden und der unendlichen Zahl von Fremdwörtern in der deutschen Sprache, besonders in politischen Erörterungen, um, soweit nur irgend möglich, stets den Stoff der Rede zu beherrschen.

Ein geistreicher Abgeordneter im Auslande hat in Bezug hierauf einmal geäußert: man könne aus jedem Stenographen einen Abgeordneten machen, aber aus zehn Abgeordneten noch lange keinen Stenographen.

Ohne eine solche Bildung aber ist der Stenograph kein wirklicher Praktiker, und wenn er noch so ausgezeichnet stenographirt.

Doch beobachten wir nunmehr den Stenographen in seiner Thätigkeit, indem wir uns ausschließlich an die in stenographischen Zeitschriften öffentlich gegebenen Erklärungen alter erfahrener Fachmänner halten.

Aus diesen geht nun hervor, daß es ein Irrthum ist, den Stenographen für eine Art Maschine zu halten, welche genau Wort für Wort das Gesprochene nachschreibt. Der gewandteste Stenograph würde dies wohl eine kurze Zeit lang fertig bringen, aber sobald sich das Tempo der Rede steigert, beginnt für ihn das Aufgebot einer hochgradigen Sinnes- und Geistesthätigkeit, die so aufregend ist, wie vielleicht in keiner anderen Kunstfertigkeit, weil sie sich hier in einer genau gegebenen außerordentlich kurzen Zeit vollziehen muß. Der Stenograph muß, während er, über das Papier gebeugt, mit der Schreibflüssigkeit der stenographischen Zeichen ringt, zugleich mit dem Ohre gespannt nach jedem gesprochenen Laut haschen, denn keiner darf ihm verloren gehen, und er muß zugleich dem Sinne der Rede

folgen, denn was er nicht auch verstanden hat, kann er nicht stenographiren.

Dies gilt aber nur für jene wohlpräparirten, durchdachten Reden, die glatt dahinfließend für den Stenographen immer nur ein außerordentlich schnelles Diktat bilden, Reden, die im Parlament zu den Ausnahmen gehören. Während aufgeregter Debatten aber und improvisirter Reden steigern sich für den Stenographen die Schwierigkeiten noch bedeutend.

Diese sind zunächst akustischer Natur, d. h. der Redner hat ein schlechtes, leises oder undeutliches Organ, oder ist von dem Stenographen zu weit entfernt, oder aber, wie es häufig der Fall, es herrscht im Saale eine solche Unruhe, daß er wohl die lautgeführten Privatunterhaltungen in der Nähe stenographiren könnte, aber aus den Dutzenden von Stimmen, welche Zwischenbemerkungen rufen, durch die er die Stimme des Redners unterscheiden muß, nur einzelne Brocken des Gesagten hört, aus denen er bei der Uebertragung durch Ermittelung des Sinnes erst den Satz konstruiren muß. Ein Schrecken der Stenographen ist auch jene Art des Redens, bei welcher in der Hitze des Gefechtes, namentlich im Kreuzfeuer der persönlichen Bemerkungen nach jeder Debatte, ganze Sätze nur so hervorgesprudelt, die einzelnen Worte überstürzt und dabei verschluckt werden.

Eine fernere Schwierigkeit der stenographischen Parlamentspraxis liegt in der Art der Parlamentsreden überhaupt. Dieselben können unter den obwaltenden Umständen meist nicht den Charakter eines gut stylisirten Vortrags haben, in welchem ein Gedanke kunstgerecht entwickelt wird,

sondern sie bewegen sich meist in einem raschen Konversationston, in welchem Ideenblitze hin und her fliegen, oft nicht klar entwickelt, oder undeutlich ausgedrückt, namentlich wenn der Redner unvorbereitet ist, wiederholt sich verspricht und selbst wieder korrigirt, oder wenn er in der Hitze des Gefechtes oft selbst nicht schnell weiß, was er sagen will.

Dann ergibt das Stenogramm wunderliche Dinge, vieles steht doppelt, Nachsätze fehlen, Vordersätze sind ineinander geschachtelt u. s. w., lauter Unebenheiten der Rede, die beim Hören kaum auffallen, beim wirklichen Fixiren Schwarz auf Weiß jedoch um so schärfer hervortreten. Es ist nun Sache des Stenographen, unter möglichster Beibehaltung der gesprochenen Worte, dem Niedergeschriebenen bei der Uebertragung den vom Redner gewollten Sinn zu geben, ein stylistisches Kunststück, das vieler Uebung bedarf.

Daher ist in den deutschen Parlamenten die Einrichtung getroffen, daß von den zwölf beschäftigten Stenographen immer zwei zu gleicher Zeit stenographiren, und zwar nur zehn Minuten lang, dann von den nächsten zwei abgelöst werden u. s. w., so daß jeder Stenograph in jeder Stunde nur zehn Minuten wirklich nachschreibt. Diese Eintheilung ist jedoch nicht etwa wegen der eintretenden Abspannung der Stenographen getroffen, sondern nur wegen der schnellen Uebertragung der Stenogramme, welche von den abgelösten Stenographen immer sofort vorgenommen wird, so daß spätestens in einer Stunde nach Schluß der Sitzung Alles übertragen ist. Infolge dieser Einrichtung muß nun der Stenograph oft mitten in die Verhandlungen eintreten,

deren Gegenstand er vielleicht gar nicht kennt, und der nicht selten alle Stunden wechselt, eine Schwierigkeit mehr für seine Aufgabe.

Trotzdem liegen die Verhältnisse für die stenographischen Praktiker in Deutschland im Allgemeinen nicht besonders günstig, und zwar sowohl in Bezug auf ihre soziale Stellung (ihre Leistungen sind im Publikum nicht besonders hoch angesehen), als auch in Bezug auf ihren materiellen Erwerb. Zwar ist der gezahlte Preis, dreißig Mark für die Stunde, ein verhältnißmäßig hoher, doch die Gelegenheit zur Praxis ist oft nicht eine genügend umfangreiche, so daß selbst die Parlamentsstenographen unter Umständen auf Nebenerwerb angewiesen sein sollen.

Dies mag auch Schuld daran tragen, daß bei der aufreibenden Thätigkeit, bei der die rapide Abnahme des Augenlichts obenan steht, die Leistungen der Stenographen im Allgemeinen zurückgehen, wie ältere Praktiker wahrgenommen haben wollen, das heißt, daß der guten und ausgezeichneten Kräfte immer weniger und der mittelmäßigen immer mehr werden, ein Verhältniß, das um so mehr Bedenken erregt, als statistisch festgestellt worden ist, daß die Redegeschwindigkeit fortwährend zunimmt. Von einem Praktiker muß heute ein Minimum von 300 Silben Schreibfertigkeit in der Minute gefordert werden, die große Zahl der Redner bewegt sich jedoch weit darüber, bis an 400 Silben in der Minute, und wohl noch mehr, so daß vielleicht — wenn es nicht gar schon der Fall ist — das halbe Tausend doch sicherlich bald erreicht sein wird.

Nun ist allerdings dem gegenüber auf dem Gebiete der Stenographie schon Hervorragendes, ja fast Unglaubliches geleistet worden. Hier sei nur, nach dem Berichte eines bekannten Praktikers, ein Berliner Stenograph erwähnt, der eine in englischer Sprache geschriebene Broschüre, welche möglichst schnell in's Deutsche übertragen werden sollte, stenographirend in's Deutsche übersetzte, während sie ihm vom Auftraggeber laut und fließend in der Ursprache vorgelesen und von diesem zugleich mit Bemerkungen und Zusätzen versehen wurde.

Aehnliches wurde einmal von Doktor Rister in Amerika, einem der gewandtesten Stenographen, erzählt, welcher die in englischer Sprache gehaltene Wahlrede eines hervorragenden Parlamentskandidaten, sogleich in deutscher Sprache nachstenographirt habe.

Die Stenographie hat aber auch anderweitig, nicht allein im Parlament, praktische Verwerthung gefunden, z. B. in der Publizistik, wo Schriftsteller ihre Produkte Stenographen diktiren, von denen sie übertragen werden. Um bekannte Namen hier anzuführen, nennen wir nur Spielhagen, Paul Lindau, Dr. Karl Braun und den kürzlich verstorbenen Berthold Auerbach. Von dem Letzteren wird erzählt, daß er das anfangs stenographirte Manuscript gewöhnlich durch nachheriges dreimaliges Umschreiben und sorgfältiges Korrigiren oft auf den dritten Theil seines anfänglichen Umfanges verdichtete.

Redakteure bedienen sich wohl der Stenographie, indem sie, die Tageszeitungen durchfliegend, bei zutreffenden Stellen am Rande Bemerkungen machen, die dann durch einen

stenographiekundigen Schreiber übertragen und den Setzern übergeben werden.

Ebenso wird in den Bureaux vieler Privatverwaltungen durch die leitenden Beamten die ganze Korrespondenz 2c. Stenographen diktirt und von diesen übertragen.

Für die zuletzt erwähnten Berufszweige genügt übrigens eine nur mittelmäßige Fertigkeit im Stenographiren, die keineswegs so schwer zu erwerben ist, als man sich wohl vorstellt, und man muß sich nur wundern, daß die Kenntniß der Kurzschrift in unserem papierenen Zeitalter noch eine so beschränkte ist. Wie sehr jedoch kompetente Beurtheiler den Nutzen der Stenographie auch für weitere Kreise und in den meisten bürgerlichen Berufssphären erkennen, ergibt sich daraus, daß in neuester Zeit wiederholt der Vorschlag gemacht ist, die Stenographie als Unterrichtsgegenstand in den Gymnasien und Realschulen erster Ordnung einzuführen. Auch haben sich in den Hauptstädten Deutschlands Vereine gebildet, die an bestimmten Tagen für eine äußerst geringe Entschädigung (meist nur Erstattung der Auslagen) in dazu bestimmten Lokalen von einem Lehrer stenographischen Unterricht für Jedermann ertheilen lassen.

# Das Land Noah's.

## Bilder aus dem armenischen Hochland.

Von

**Hasso Harden.**

(Nachdruck verboten.)

Im Osten der anatolischen Halbinsel erhebt sich zwischen der transkaukasischen Niederung und den Thälern des östlichen Euphrat bis zum kaspischen Meere eine großartige Hochlandsmasse, welche wir Armenien nennen und an deren höchster Erhebung, der Bibel nach, einst die Arche Noah's landete. In historischer Zeit war dieses Gebiet viel umworben und viel umstritten. Hier wurden die Kämpfe zwischen Assyrern und Medern, zwischen Medern und Persern, zwischen Persern und Griechen ausgefochten, hier rangen Römer und Parther mit einander, hier erkämpften die Araber sich die Herrschaft des Orients, hier endlich trafen in neuerer Zeit die vordringenden Russen mit den Anhängern des Propheten zusammen.

Ein Drittel Armeniens steht heute unter der Herrschaft des Zaren, fast zwei Drittel gehorchen dem Padischah zu Konstantinopel, ein Bruchtheil gehört Persien.

Das armenische Hochland ist das Bindeglied zwischen Kleinasien und der kompakten Masse des riesigen Erdtheils selbst. Zwischen den hier entspringenden großen Strömen

ziehen scheidende Gebirgsketten nach allen Himmelsrichtungen, weitgedehnte steppenartige Tafelländer bilden, oft in Terrassen übereinander gelagert, ihre Hänge. Mit tiefeingeschnittenen Thälern und zahlreichen Gebirgsseen wechseln hochragende Bergriesen, im Osten nach dem russischen Transkaukasien und der persischen Grenze zu gewinnt die Gebirgsbildung den Charakter großartiger Alpenschönheit. Hier dehnt sich 2000 Meter über dem Meere das Plateau von Kars aus, hier thürmt sich in majestätischen Formen der Ararat zu 5155 Meter Höhe auf. Im ewigen Schnee begraben ragen die zwei Gipfel des erloschenen Vulkans über die Wolken empor, der höhere gleicht einem abgestumpften Kegel, dessen Flächen steil in die Ebene hinabstürzen, der niedrigere, der kleine Ararat, liegt weiter östlich und erreicht eine Höhe von 4180 Metern. Ein riesiges, weithin sichtbares schwarzes Kreuz erhebt sich auf der glitzernden Schneefläche seiner Firnfelder, eine daran befestigte Bleitafel trägt die Inschrift: „Auf Kaiser Nikolaus' Befehl errichtet im Jahre 1829." Dies Kreuz bezeichnet die zwei Jahre vorher neu festgesetzte Grenze zwischen Rußland und Persien.

Wohl ist der Ararat ein erloschener Vulkan, aber die unterirdischen Gewalten haben sich immer noch nicht ganz zur Ruhe begeben. Am 2. Juli 1840 riß ein furchtbares Erdbeben gewaltige Steinhänge von dem jäh abfallenden Gipfel des Ararat los und stürzte sie auf die tiefeingeschnittene St. Jakobsschlucht, die vom Nordosten bis fast zur Höhe des Kegels hinaufführt. In friedlicher Stille lag am Fuße des Thales gebettet das altehrwürdige

Kloster zu St. Jakob, unfern des Dorfes Arguri. Hierhin wandten sich die losgelösten Bergmassen, und ehe die unglücklichen Bewohner sich retten konnten, wurden sie sammt ihren Wohnstätten von Steintrümmern begraben.

Zwei Tagereisen nordwestlich des Ararat liegt Kars, die viel umworbene Felsenveste, heute die Hauptstadt des russischen Armeniens. An ihren Mauern und Bastionen brandeten seit Jahrhunderten die Völkerströme des Ostens und Westens, ihr Besitz entschied wieder und immer wieder über die Herrschaft des Landes. Zehnmal im Lauf eines Jahrhunderts erobert, geplündert, verwüstet, blühte und erstarkte die Stadt immer auf's Neue, und Rußland wußte sehr wohl, weshalb es Kars nach dem siegreichen Feldzug von 1877 bis 1878 als werthvollstes Unterpfand des Friedens für immer in seinen Besitz nahm. In gleicher Weise für den Krieg eine wichtige Grenzsperre, wie eine Ausfallposition für künftige Eroberungen, wird sich die Stadt, die heute schon gegen 10,000 Einwohner zählt, unter geordneten Verhältnissen auch für friedliche Zeiten eine ganz hervorragende handelspolitische Stellung bewahren.

Thatsächlich hat Kars heute schon dem südlicher gelegenen Eriwan den Rang abgelaufen. Es ist heute eigentlich nur noch die Nähe des Klosters Etschmiadsin, welche der alten Stadt Eriwan durch den Zauber ehrwürdiger Tradition ein gewisses Uebergewicht verleiht. Hier residirt seit der Einführung des Christenthums das Haupt der armenischen, bekanntlich mit Rom nicht unirten Kirche, der Katholikos und die heilige Synode. Die fruchtbare Umgegend ist überreich an Erin-

nerungen aus des Landes größter Zeit, aus üppigen Weingärten und Fruchtplantagen tauchen überall die Trümmer halbverfallener Schlösser, Kirchen und großartiger Klosterbauten hervor, aber nur wenige wohlerhaltene Reste der einstigen Größe sind aus den trüben Epochen Jahrhunderte langer Herrschaft des Islam in die Gegenwart herüber gerettet worden. Immerhin ist der herrliche Dom des heiligen Georgios zu Etschmiadsin heute noch eines der schönsten kirchlichen Bauwerke ganz Asiens; die gewaltige Kuppel des Riesenbaues, die glänzenden Alabastersäulen seines Hochaltars, die sich leuchtend von den dunklen Porphyrwänden abheben, bilden die merkwürdigsten Denkmale altarmenischer Kunst. Um dieses Hauptgebäude hat sich im Lauf eines Jahrtausends ein buntes Gewirr von geistlichen und profanen Bauten geschaart, eine Stadt im Kleinen, in der die unsichtbaren Fäden, welche das weitzerstreute Armeniervolk in so staunenswerther Weise zusammenhalten, sich in der Hand des Patriarchen vereinen. Noch immer beherbergt das Kloster, dessen ständige Bevölkerung über hundert Mönche bilden, alljährlich Tausende von armenischen Pilgern, die wenigstens einmal in ihrem Leben das Knie vor dem geistlichen Oberhaupt ihrer Kirche gebeugt, wenigstens einmal vor den Reliquien ihres Schutzheiligen gebetet haben wollen, noch immer strömen große Reichthümer in den Mauern des einsamen Etschmiadsin zusammen. Der größte Schatz des Klosters aber besteht in einer Sammlung alter Schriften und Manuscripte von höchster Bedeutung für die Geschichte des Mittelalters, die bisher viel zu wenig durchforscht sind. Erst neuerdings hat sich die Aufmerksam-

keit der Gelehrtenwelt der Erschließung dieser Quellen in erhöhtem Maße zugewandt.

Aus dem geistlichen Centrum Armeniens führen wir unsere Leser nach einer alten weltlichen Metropole des Landes, nach Ani, der verlassenen Königsstadt der Bagratiden, des stolzesten Fürstenhauses, das je zwischen dem schwarzen Meere und dem Ararat herrschte. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts lebte innerhalb der noch heute wohlerhaltenen Ringmauer Ani's der Sage nach eine thatkräftige, arbeitsame Einwohnerschaft von mehr als hunderttausend Seelen, und in 1001 Kirchen wurde täglich Gottesdienst gehalten. Da brauste im 13. Jahrhundert von Osten her die Völkerfluth der Mongolen heran, die Feinde drangen raubend und mordend in die stolzen Bagratidenpaläste, dann vernichtete eines jener schrecklichen Erdbeben, an denen die Geschichte Armeniens so reich ist, Alles, was der Ansturm der Mongolen verschont hatte, und Ani hatte aufgehört zu sein. Nur noch Ruinen erzählen heute von der einstigen Größe, unter den theilweise erhaltenen Kirchenkuppeln suchen die Heerden der Nachbarschaft Schutz vor dem harten Winter und der Sturm heult durch die zerborstenen Säulenhallen, Staub und Moder deckt die kunstvollen Mosaikgemälde, die zum Theil noch jetzt in wunderbarer Farbenpracht schimmern.

Wir sind nahe der türkischen Grenze. Wenn wir dieselbe überschreiten, stehen wir abermals auf historischem Boden. Das mächtige Scheidegebirge, welches das Flußthal des Araxes von dem großen Becken des Wansee's und den Thälern der Quellflüsse des Euphrat trennt, überschreitet

nur ein Paß, wir wandern dieselbe Straße, die Xenophon im Jahre 401 v. Chr. mit seinen zehntausend Tapferen entlang zog, dieselbe Straße, welcher seit Jahrhunderten der Handel des südlichen Westasiens nach dem altberühmten Hafen von Trapezunt folgt. Sie führt uns zunächst zur Hauptstadt des türkischen Armeniens, nach Erzerum.

Die osmanische Herrschaft hat der Stadt keine glücklichen Tage gebracht. Trotz des lebhaften Handels, trotz der Fruchtbarkeit der Umgebung geht Erzerum sichtlich dem Verfall entgegen. Die einst nach Hunderttausenden zählende Einwohnerschaft ist auf kaum 40,000 Seelen herabgesunken, in den schmutzigen engen Straßen lugt die soziale und sittliche Verkommenheit überall hervor, die wenigen größeren Gebäude tragen den Charakter von Ruinen. Und wie hier, so ist es in dem ganzen Theil Armeniens, der noch unter dem Scepter des Padischah steht. Während jenseit der Grenze die russische Regierung mit kraftvoller Hand Ordnung und Gesetzmäßigkeit schafft, den Verkehr und mit ihm die Landwirthschaft hebt und das Land durch einen energisch in Angriff genommenen Straßenbau erschließt, herrscht hier Zuchtlosigkeit, Unthätigkeit und Armuth. Die Behörden können und wollen nicht durchgreifen, die knappen Einkünfte wandern in die Beutel habgieriger Beamten, die stete Bedrückung der Gewerbtreibenden und der Bauern lähmt jeden Unternehmungstrieb. Was Wunder, daß alle thätigen Elemente der Bevölkerung die Grenze zu gewinnen trachten und Tausende und Abertausende jährlich nach dem russischen Gebiet auswandern. Langsam aber stetig nehmen die benachbarten räuberischen Kurden das Gebiet ein, und

unaufhaltsam tritt damit das Nomadenthum an die Stelle des Ackerbaues. Schon jetzt zählt man hier kaum noch zehn, im russischen Armenien fast durchgehend zwanzig Einwohner auf den Quadratkilometer, und dies Verhältniß steigert sich von Jahr zu Jahr zu Gunsten des letzteren.

Wie in Erzerum, so verhält es sich in der zweiten Stadt des türkischen Gebietes, in Erzingan, und in Wan. Und doch ist hier der Stammsitz des alten Armeniervolkes — eines Volkes, das wahrlich ein besseres Schicksal verdient hätte, als ihm der Lauf der Weltgeschichte beschieden hat.

Von hohem, schlankem Wuchs, hat der Armenier fast stets schöne, regelmäßige Züge, große feurige Augen, schwarze, starke Augenbrauen und dunkle Haare; die armenischen Frauen gelten als echt orientalische Schönheiten, sie wetteifern mit den Cirkassierinnen an Ebenmaß der Gestalt und Adel der Gesichtsbildung. Im Allgemeinen wird uns der in seinem Vaterlande angesessene Armenier, der Haik, wie er sich selbst als Nachkomme eines mythischen Stammvaters Haik nennt, als gerade und ehrlich, sittenrein und gewissenhaft geschildert, er ist dabei für eine höhere Kultur durchaus empfänglich und entfaltet dort, wo ihm äußere Umstände nur einigermaßen entgegenkommen, eine bedeutende Arbeitskraft. Trotz des verhältnißmäßig rauhen Klima's z. B. hat sich die Weinkultur im östlichen Theil des Landes stetig gehoben, ebenso baut man im wärmeren Süden mit ganz hervorragendem Erfolg den Oelbaum, Flachs, Tabak und theilweise selbst Baumwolle. Die seit altersher berühmte Viehzucht bildet auf den grasreichen

Hochebenen den Haupterwerbszweig, an den leider stark entholzten Hängen und in den Thalsenken gewinnt die Bienenzucht, deren Erzeugnisse bis nach der europäischen Türkei gelangen, jährlich an Ausdehnung. Leider sind dagegen die Schätze des Mineralreiches fast noch gar nicht erschlossen, und doch ist der köstliche graue und weiße Marmor, den wir an zahlreichen Denkmälern der armenischen Glanzperiode bewundern, noch heute in unerschöpflichen Lagern vorhanden, Salpeter, Kupfer, Eisen und Quecksilber sind nachgewiesen! Es mangelt nur der Wille und die Kraft, die Reichthümer zu heben, welche die verschwenderische Natur in den Boden Armeniens versenkte.

Freilich die intelligentesten Elemente des Volkes haben diesen Boden längst verlassen, der armenische Stamm ist in seiner eigentlichen Bedeutung nicht mehr auf die engen Grenzen seiner Heimath beschränkt, er hat außerhalb derselben durch das ganze Morgenland und tief nach Rußland hinein sich eine ganz hervorragende Stellung auf dem Gebiete des Handels erworben. Es ist das gewiß charakteristisch. Dieselbe Schmiegsamkeit unter fremde Verhältnisse, der Mangel selbstbewußter Mannhaftigkeit, die es fremden Eroberern leicht machte, die staatliche Selbstständigkeit Armeniens zu zertrümmern, gab ihnen in Verbindung mit einem regen Unternehmungsgeist und stark entwickelter Liebe zum Geld eine bedeutende Ueberlegenheit im Handel und Wandel über alle ihre Unterjocher. In Rußland lebt mehr als eine halbe Million Armenier, die europäische Türkei beherbergt mindestens die gleiche Zahl, Oesterreich-Ungarn gegen zwanzigtausend Genossen, und armenische

Comptoirs stehen auf den Bazaren aller Handelsplätze der asiatischen Küsten bis tief nach Persien und Indien hinab.

Im Gegensatz zu seinem daheim gebliebenen Landsmann und ungeachtet aller streng festgehaltenen sonstigen Uebereinstimmung mit ihm in Tracht, Sitte und Religion, ist der handeltreibende Armenier ein ebenso listiger, wie gewandter Kaufmann. Gerade in der Türkei, wo die finanziellen Nöthen seit fast einem Jahrhundert in Permanenz erklärt sind, gelang es den armenischen Bankiers oft zu ganz enormen Reichthümern zu gelangen. Freilich gehörte dazu nicht nur das angeborene Handelstalent des Armeniers, sondern auch seine Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel, die ihn im ganzen Orient berüchtigt gemacht hat. Daß die Sache jedoch nicht ganz ohne Gefahr war, und der ehrliche, aber schwerfällige Osmane zu Zeiten dem schlauen Betrüger nicht nur an die ergaunerten Schätze, sondern auch zugleich an das Leben ging, beweisen verschiedene Grabsteine auf dem armenischen Kirchhofe zu Konstantinopel. Auf dem einen steht unter dem eingemeißelten Bilde eines Enthaupteten die Inschrift: „Hier ruhen die sterblichen Ueberreste Erganyan Aretin's, Bankiers der hohen Pforte. Seine Tugenden waren strahlend wie Gold, er verabschiedete sich von seinen Lieben am 7. Juli 1795 die Hand segnend, die ihm das Paradies erschloß." Der zweite begleitet das Bildniß eines Gehängten mit den klassischen Worten: „Engel streckten nach ihm ihre Hände, als der kaiserliche Wille seine Funktionen als Direktor der Münze für beendet erklärte." Man kann in der That „unerfreuliche" Ereignisse kaum

sinnreicher umschreiben! Indessen hat sich in neuester Zeit auch unter der armenischen Bevölkerung der größeren türkischen Städte ein edleres Streben Bahn gebrochen, die Moralität hat sich sichtbar gehoben und es ist besonders auch für die Geistesbildung der heranwachsenden Generation viel geschehen. Selbst auf deutschen Universitäten sind armenische Studenten keine seltenen Erscheinungen.

Aber kehren wir von unserer Abschweifung zu den Söhnen Armeniens, die in der Fremde leben, nach ihrem eigentlichen Vaterlande zurück. Auf dem ganzen Gebiete des alten Armeniens leben heute, sehr ungleich vertheilt, kaum vier Millionen Menschen und höchstens ein Drittel derselben ist rein armenischer Abkunft. Außer Türken, Russen und Persern sind es, wie schon erwähnt, besonders die Kurden, welche große Gebiete allmählig fast ganz besetzt haben und vom Quellland des Tigris bis zum Euphrat streifen. Die Kurden sind noch heute, was sie zu Xenophon's Zeiten waren, der ihrer bereits eingehend erwähnt: ein kriegs- und beutelustiges Nomadenvolk, das nur ungern und in sehr vereinzelten Strichen seßhaft geworden ist und seine Abhängigkeit von der Türkei als ein rein nominelles Band zu betrachten liebt, das bei jeder irgend geeigneten Gelegenheit oft gänzlich zerrissen wurde. Die Versuche der hohen Pforte, Steuern unter den Kurden, deren Zahl auf etwa zwei Millionen geschätzt wird, auszuschreiben, sind ebenso kläglich gescheitert, wie die Bemühungen, die tapferen Bergsöhne in den Rahmen der türkischen Armee einzufügen. Heute hat man alle diese Versuche fast ganz aufgegeben und ist froh, wenn die Kurden die durch ihr Land

ziehenden Karawanen nicht belästigen oder sich doch mit kleinen Tributzahlungen abfinden lassen. Und wie auf türkischem Gebiet, so ist es auf dem schmalen Zipfel des südöstlichen Armeniens, der heute noch zu Persien gehört: der Schah weiß ebensowenig eine dauernde Autorität über die eingeborenen Stämme auszuüben, wie der Padischah.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Armeniens Zukunft allein in den Händen Rußlands liegt. Jemehr dieses seine Bedeutung als eine asiatische Macht erkennen lernt und dorthin sein Schwergewicht verlegt, desto wichtiger wird ihm Armenien als das Hinterland des schwarzen Meeres und als das natürliche Bindeglied mit Persien erscheinen. Wie sich der russische Besitz in Armenien bisher stetig nach Westen und Süden vergrößerte, so wird ihm bei jeder neuen Katastrophe im Orient auch in Zukunft der Löwenantheil zufallen. Was das Osmanenthum zu schaffen nicht vermochte: geordnete Verhältnisse, einen genügenden Straßenbau, Sicherheit des Verkehrs und Schutz dem Gesetze — das Alles kann und wird Rußland erzielen, wenn es seine große kulturelle Aufgabe in dem Sinne weiter verfolgt, der bisher seine asiatische Politik beherrschte. Ob dabei die armenische Nationalität als solche verschwinden und dem nivellirenden russischen Einfluß ganz erliegen wird, ist freilich eine Frage, über die allein die Zukunft entscheiden kann; übrigens tritt nach den bisherigen Erfahrungen Rußland in Asien den nationalen Tendenzen der unterworfenen Stämme keineswegs schroff gegenüber, und es ist kaum anzunehmen, daß es mit den Armeniern eine Ausnahme machen sollte.

---

# Mannigfaltiges.

---

**Wie der Dichter Racine bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel.** — Ludwig XIV., der wohl einsah, daß es einem Fürsten zum Ruhm gereiche, Wissenschaften und Künste zu pflegen und ihre Jünger zu ermuthigen, erwies sich den beiden größten Dichtern jener Zeit, Corneille und Racine, sehr gnädig. Namentlich Racine war am Hofe gern gesehn, und wurde in Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen schließlich sogar zum „Geschichtschreiber des Königs" ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er Zutritt zu den intimen Abendcirkeln des Königs, eine Ehre, die bisher am französischen Hofe noch keinem Dichter widerfahren war. Racine's Geist, seine feinen Manieren, sein liebenswürdiges Wesen machten ihn zu einem ebenso angenehmen, als anregenden Gesellschafter, und die Langeweile jenes kleinen Hofkreises, der sich, wenn der König nichts Anderes vorhatte, in den Gemächern der Frau v. Maintenon, mit der Ludwig XIV. bekanntlich heimlich vermählt war, versammelte, war immer weniger drückend, wenn die Anwesenheit des Dichters einen frischen, geistigen Hauch in die Konversation brachte. Aber Racine hatte eine Schwäche, die für einen Höfling sehr verhängnißvoll werden kann, er war nämlich außerordentlich zerstreut. Eines Abends nun, als er wieder zu einem solchen Cercle intime befohlen worden war, wandte sich das Gespräch auf die Pariser Theater, und der König richtete die Frage an Racine, warum die Komödie jetzt so viel schlechter sei als sonst. Racine führte einige der Ursachen an, welche seiner Meinung nach diesen Rückgang verschuldeten, und gerieth all-

mählig, da der König mit Interesse das Thema verfolgte, so in Eifer, daß er, vergessend, wo er war, endlich ganz unbefangen als den Hauptgrund der Verschlechterung der Komödie den Mangel an guten neuen Stücken bezeichnete, wodurch man sich genöthigt sehe, auf alte schlechte Stücke zurück zu greifen, z. B. auf die von Paul Scarron (gest. 1660), welche gar nichts taugten. Ueber das blasse, strenge Gesicht der Frau v. Maintenon flog bei seinen Worten eine glühende Röthe, und ein vernichtender Blick traf den Dichter, nicht weil er den literarischen Ruhm des kleinen Krüppels Scarron, dessen Gattin sie einst gewesen, angegriffen hatte, sondern weil er die unverzeihliche Kühnheit gehabt, diesen verpönten Namen vor den Ohren des Königs zu nennen, der nicht daran erinnert sein wollte, daß er der Nachfolger eines Scarron geworden. Niemand am Hofe hatte je gewagt, auch nur mit der leisesten Hindeutung an die Existenz Scarron's zu erinnern, denn Frau v. Maintenon wollte es der tiefsten Vergessenheit übergeben sehen, daß sie, der heute nur der Name einer Königin fehlte, einst das Weib eines obskuren Literaten gewesen war. Der kleine Kreis der Höflinge, der an diesem Abend um den König versammelt war, hörte deshalb mit Entsetzen den verpönten Namen von den Lippen des Dichters fallen. Der König blickte finster vor sich nieder und Frau v. Maintenon preßte die schmalen Lippen fester zusammen. Jetzt erst kam Racine zum Bewußtsein, welches Verstoßes gegen die Hofsitte er sich schuldig gemacht, bestürzt und erschreckt blickte er hilfesuchend im Kreise umher, aber er begegnete nur niedergeschlagenen Augen und verlegenen Mienen, Niemand wollte sich seiner erbarmen und das entsetzliche Schweigen brechen, das von Minute zu Minute peinlicher wurde. Endlich sagte der König, er habe noch zu arbeiten, und entließ die Anwesenden mit einem kurzen, ungnädigen Neigen des Kopfes. Seit diesem Abend wurde Racine nie mehr an den Hof befohlen, und so sehr war Ludwig XIV. damals in Frank-

reich die Sonne, um die Alles sich drehte, und von deren Strahlen nicht mehr beschienen zu werden als das größte Unglück galt, daß selbst ein Mann von dem Geist und der dichterischen Begabung Racine's über die Ungnade des Königs ganz melancholisch wurde und zu kränkeln begann. Er starb zwei Jahre darauf, 1699, ohne daß der König oder Frau v. Maintenon ihn je wieder gesehen hätten. F. E.

**Die Verwendung flüssiger Kohlensäure** hat neuerdings einen bedeutenden Umfang erreicht. Das unter dem Namen Kohlensäure bekannte Gas, welches Feuer erstickt und in größerer Menge eingeathmet den Tod herbeiführt, dagegen, in den Magen gebracht, beruhigende und erfrischende Wirkungen äußert, ist allen unseren Lesern genugsam bekannt, da es in Champagner, Bier, Wein, Selterswasser rc., ja selbst im Brod in größerer oder geringerer Menge vorhanden ist. Die Kohlensäure findet daher nicht nur in Technik und Gewerbe, sondern auch in der Herstellung von Genußmitteln und in der Medicin die weitreichendste Verwendung. Nun kann man durch anhaltenden Druck oder Temperaturerniedrigung bis auf — 32° C. das Kohlensäuregas so verdichten, daß es aus dem gasförmigen in den flüssigen Zustand übergeht und dann eine ölartige, auf Wasser schwimmende und nicht mit demselben mischbare Flüssigkeit ergibt, welche beim Ausströmen aus einem verschlossenen Gefäß so schnell verdunstet, daß ein Theil der Flüssigkeit fest wird, d. h. gefriert, und man einen zarten, krystallinischen, schneeähnlichen Körper erhält. Denselben kann man ohne Gefahr in die Hand nehmen, wenn man ihn nicht zerdrückt. In letzterem Falle erhält man durch die Einwirkung der hohen Kälte den Brandwunden ähnliche Blasen, welche schwer heilen. Obgleich man die Methode, durch welche man die gasförmige Kohlensäure in die flüssige und feste Form überführen kann, schon längst kannte, so wurde dennoch für technische Zwecke im Großen kein Gebrauch davon gemacht, weil

die Schwierigkeiten für die Herstellung zu bedeutend waren. Erst als Dr. Raydt in Hannover vor etwa acht Jahren eine Kompressionspumpe anfertigen ließ, mittelst welcher eine gefahrlose Herstellung flüssiger Kohlensäure im Großen ermöglicht wurde, begann man dieselbe für industrielle Zwecke dienstbar zu machen. In neuester Zeit stellt die chemische Fabrik von Kuhnheim & Comp. in Berlin flüssige Kohlensäure fabrikmäßig her und versendet dieselbe in schmiedeeisernen Flaschen von je 10 Liter (etwa 8 Kilogrm.) Inhalt. Die so hergestellte Kohlensäure bietet den Vortheil, daß sie im Verhältniß zu ihrer Wirkungskraft einen sehr kleinen Raum einnimmt; denn eine Flasche von 10 Liter Inhalt kann 4000 Liter Gas entwickeln, welche man durch einfaches Ausströmenlassen zur Verrichtung mechanischer Arbeit benutzen kann. Die enorme Ausdehnungsfähigkeit der flüssigen Kohlensäure bringt einen kolossalen Druck hervor, und bei dem Uebergange aus dem flüssigen in den gasförmigen Zustand wird Wärme gebunden und daher ein hoher Kältegrad erzeugt. Alle diese Eigenschaften beginnt man in der Industrie auszunutzen, wie z. B. zur Herstellung künstlicher kohlensaurer Getränke und Bäder, zur Eisfabrikation und zum Heben von Gegenständen (Schiffen, Schiffstheilen z. B.), welche unter Wasser gesunken sind. Zu letzterem Zwecke werden wasserdichte Ballons, welche Gefässe mit flüssiger Kohlensäure enthalten, an den gesunkenen Gegenständen befestigt, durch die in Gas verwandelte Kohlensäure aufgebläht und hiedurch das Emporsteigen im Wasser bewirkt. Ebenso benutzt man diesen Gasdruck zum Betriebe kleiner Gaskraftmaschinen, und ganz neuerdings hat ein Ingenieur Franz Fischer in Berlin einen Luftballon konstruirt, welcher durch Entwicklung von Gas aus flüssiger Kohlensäure zum Steigen und dadurch, daß man das Gas wieder verdichtet, zum Sinken gebracht wird. Zum Feuerlöschen wird die flüssige Kohlensäure indirekt benutzt, indem sie das Löschwasser aus dem Spritzen-

schlauche kräftig heraustreibt und sich mit demselben vermischt, oder bei Dampfspritzen, indem sie während des Anheizens derselben in den Wasserkessel gelassen und dort in Gas verwandelt wird. In letzterem Falle treibt sie die Wasserpumpe so lange, bis genügend Dampf erzeugt ist. Neuerdings ist jedoch eine Methode patentirt worden, bei welcher die flüssige Kohlensäure direkt zum Löschen benutzt werden kann. Eine der häufigsten Anwendungen, welche besonders allen Biertrinkern bald unentbehrlich erscheinen wird, findet die flüssige Kohlensäure beim Bierausschank. Für genannten Zweck wird eine, mit einem Windkessel in Verbindung stehende Säureflasche mit dem Fasse und der eigentlichen Bierleitung verbunden. Der Windkessel wird zunächst mit Kohlensäuregas gefüllt, welches die Luft austreibt und das im Fasse befindliche Bier unter permanentem Drucke hält, den man durch einen zwischen Windkessel und Faß befindlichen Hahn reguliren und an einem Monometer ablesen kann, welches sich am Schenktische befindet. Da bei diesem Verfahren alle Luft, deren Sauerstoff das Bier verdirbt, fern gehalten wird, und die Oberfläche des Faßinhaltes immerwährend mit Kohlensäure, einem der wesentlichsten guten Bestandtheile des Bieres, in Berührung bleibt, so behält dasselbe auch bis zuletzt einen guten, frischen Geschmack. Ja man kann annehmen, daß solches Bier sogar das beste, kohlensäurehaltigste sein wird. Da die Benutzung flüssiger Kohlensäure mit keiner Explosionsgefahr verbunden ist, so steht derselben jedenfalls noch eine weite Verbreitung zu den verschiedensten Zwecken bevor. R. Eckerts.

**Das Heidenthum auf der Insel Rügen.** — Während die Volksstämme germanischer Abkunft in Schweden, Dänemark und den deutschen Ostseeländern längst zum Christenthum sich bekannten, hielten die zerstreut zwischen ihnen wohnenden slavischen Wenden noch bis über die Mitte des 12. Jahrhunderts hinaus theils offen, theils im Geheimen am Heidenthum fest,

und ganz besonders widerspenstig gegen alle Bekehrungsversuche zeigten sich die Bewohner der Insel Rügen, auf welcher das berühmte Heiligthum des großen Wendengottes Svantevit lag. Der Besitz dieses Tempels brachte den Rugiern, einem wilden, von Küstenraub und Seeraub lebenden Volke großen Gewinn, denn von Nah und Fern wurden dem Götterbilde Weihgeschenke gespendet, selbst die christlichen Kaufleute, die im November zum Heringsfang nach der Insel kamen, mußten dem Hohenpriester eine bedeutende Abgabe zahlen und außerdem geloben, sich während ihres Aufenthaltes an den Küsten Rügens bei Strafe des Todes aller christlichen Gebräuche zu enthalten. Der Tempel des Svantevit befand sich in Arkona oder Arkon, wie es damals genannt wurde, welche Stadt, auf einem in das Meer hinausragenden Vorgebirge erbaut, durch ihre Lage fast uneinnehmbar war, denn zu ihrer Höhe empor vermochten feindliche Hände weder Pfeile noch Steine zu schleudern. — Ein oben offener Vorhof, dessen hölzerne Außenwände allerlei schön geschnitzte Figuren schmückten, umgab den Tempel, der ebenfalls von Holz erbaut war. Vorhänge verhüllten das eigentliche Heiligthum. In diesem war das riesengroße, hölzerne Standbild des Gottes aufgestellt, das vier Köpfe hatte, zwei nach vorn, zwei nach rückwärts schauend. In der rechten Hand hielt Svantevit ein mit Meth gefülltes, metallenes Trinkhorn von schöner Arbeit, die Linke stemmte er in die Seite, neben ihm hing ein großes, mit Silber ausgelegtes Schwert als kriegerisches Attribut. Die Wände dieses Sanctuarium waren mit purpurnem Tuch bekleidet und mit den Hörnern und Klauen längst ausgestorbener Thiergeschlechter geschmückt. — Alljährlich einmal am Tage des Erntefestes, des höchsten Festes der Rugier, betrat der Hohepriester, nachdem er die vorgeschriebenen Opfer dargebracht, dies Heiligthum und schlug die Vorhänge desselben zurück, so daß die im Vorhof in der ganzen Umgebung des Tempels dicht gedrängt stehende Menge die Statue

des Gottes sehen konnte. Nun nahm der Priester aus der Hand des Gottes das mit vorjährigem Meth gefüllte Trinkhorn, war es noch voll, dann hatte man auf eine reiche Ernte im nächsten Jahr zu hoffen, war aber der Meth stark verdunstet, so ermahnte der Priester das Volk, den eben eingebrachten Erntesegen zu Rathe zu halten. Darauf goß er den alten Meth zu den Füßen der Statue aus, füllte das Trinkhorn, das er Svantevit zutrinkend auf einen Zug leerte, und es von Neuem füllend gab er es wieder in die Hand des Gottes, indem er dessen Segen für sein Volk erflehte. Nachdem das geschehen, wurde ein riesiger Honigkuchen, fast von Mannshöhe gebracht, der Priester trat hinter denselben, fragte das Volk, ob es ihn hinter dem Kuchen sehen könne, und lautete die Antwort „Ja", so flehte er zu Svantevit, er möge ihnen nächstes Jahr eine solche Fülle der Ernte geben, daß der Honigkuchen groß genug werde um ihn, den Priester, nicht mehr hinter demselben erblicken zu lassen. Eine Ermahnung zu treuem Festhalten an dem alten Glauben und der Verehrung des Gottes, der seinem Volk dafür zum Dank reiche Sieges- und Beutezüge gewähren werde, schloß die religiöse Feier, der dann ein großer Opferschmaus folgte, bei welchem der Priester des Svantevit den Vorsitz vor allen Fürsten und Edlen des Landes hatte. Die Macht dieses Priesters war in Wahrheit viel größer, als die der Fürsten, welche über die verschiedenen Theile der Insel herrschten, denn erstens stand ihm die unumschränkte Verfügung über den sehr reichen Tempelschatz zu, und dann lag auch in seiner Hand die Entscheidung über Krieg und Frieden, denn es war ein geheiligtes Herkommen, daß nicht der Beschluß der Landesgemeinde und der Fürsten, sondern das weiße, dem Svantevit geweihte Roß in solchem Falle den Ausschlag gab. Dasselbe wurde in öffentlicher Volksversammlung vom Priester vorgeführt, und ob es mit dem linken oder dem rechten Vorderfuß über kreuzweis

auf den Boden gelegte Spieße trat, entschied über Krieg und Frieden, wobei man wohl annehmen darf, der Priester habe es so einzurichten gewußt, daß die Entscheidung stets in seinem Sinne ausfiel.
Franz Eugen.

**Ein sonderbares Konzert.** — Der berühmte Philologe Markus Meibom (geb. 1630) verwendete lange Jahre auf die Erforschung aller der Angaben, welche die Alten über das Wesen der griechischen Musik hinterlassen haben, und schrieb endlich über diese Materie ein seine gesammten Forschungen zusammenfassendes gelehrtes Werk „Antiquae musicae scriptores septem etc." (Sieben Schriftsteller über antike Musik ꝛc.) Dieses dedicirte er der für das Studium des Alterthums leidenschaftlich eingenommenen Königin Christine von Schweden und bat dieselbe gleichzeitig um Erlaubniß, eine Anzahl antiker Musikinstrumente auf Grund seiner Forschungen bauen zu lassen. Er habe dann die Absicht, Ihrer Majestät ein griechisches Musikstück vermittelst derselben vorzuführen und selbst dabei die Gesangspartie zu übernehmen. Die Königin gab die Erlaubniß, wies die erforderlichen Mittel an und harrte gespannt auf das endliche Resultat. Weniger gläubig, als sie, waren die Hofleute, und mancher Spott und mancher Witz ergoß sich über den gräkomanen Musiker; doch Meibom ertrug alles das mit dem Gleichmuth eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist und den Genuß eines nahen Triumphes schon im voraus als Tröstung kostet. Wirklich kam der Tag endlich heran, wo die Instrumente fertig, die Musik nach Meibom's Angaben einstudirt, und er selbst bereit war, sich als griechischer Sänger hören zu lassen. Christine war entzückt; die Sache war ganz nach ihrem bizarren Geschmack, und sie konnte den Augenblick der Aufführung kaum erwarten. Endlich war der ganze Hof versammelt, und das Konzert begann; aber die aus dem Zusammenspiel der Instrumente erklingende Disharmonie und die gellend hineintönende Stimme des gelehrten

Meibom waren für die Ohren der Zuhörer zu viel: das anfängliche Kichern ging in ein Lachen, ein endlich allen Rückhalt durchbrechendes tobendes Lachen über, und die Musik mußte vor demselben rettungslos verstummen! Meibom raste vor Zorn, und da er den witzigen jungen Leibarzt der Königin, Dr. Bourdelot, dessen Bosheiten er schon wiederholt empfunden, aber bisher mit souveräner Verachtung hingenommen hatte, für den „Anstifter dieser abscheulichen Intrigue" hielt, so stürzte er wie ein Wüthender auf ihn zu und schlug ihn vor den Augen der Königin unter Verwünschungen in's Gesicht. Christine war über diese Mißhandlung ihres Günstlings außer sich, und empört über die ganze Scene befahl sie, den vor Zorn rasenden Gelehrten von Wachen hinausbringen zu lassen, und verbannte den zu spät zur Besinnung kommenden Märtyrer der Alterthumsstudien in voller Ungnade von ihrem Hofe. L. Z.

**Ein netter Erbe.** — In einem Landstädtchen von Neu-Mexiko lebte bis vor Kurzem ein alter Herr, dem man weder Schlechtes noch Gutes nachzurühmen vermochte; die einzige Eigenschaft, die er überhaupt nur zu besitzen schien und in welcher sein ganzes Sein aufging, war der Geiz. Für ihn existirte weiter nichts, wie das Zusammenscharren von Geld, was ihm während seines langen Lebens auch in hohem Grade geglückt war, denn er erfreute sich eines sehr bedeutenden Vermögens, welches sich noch fortwährend vermehrte, da er allein in der Welt stand und für Niemand zu sorgen hatte. Als er fühlte, daß sein Lebensfaden sich bald abspinnen und der Moment über kurz oder lang an ihn heran treten dürfte, welcher ihm ein Plätzchen im Jenseits anwies, machte ihm einzig und allein der Umstand ungemeines Kopfzerbrechen, wem er seine Reichthümer vermachen sollte. Allerdings besaß er nähere Verwandte, doch schloß er diese von vornherein von der Erbschaft aus, da sie ihm durchweg zu verschwenderisch erschienen; er hätte sich ja im

Grabe umdrehen müssen bei dem Gedanken, daß sein unter allerlei Entbehrungen aufgespeichertes Vermögen verringert und unter die Leute gebracht werden könnte. Da fiel ihm noch zu rechter Zeit ein sehr entfernter Vetter ein, dessen bisheriges Leben darauf hindeutete, daß er Geld zusammen zu halten verstand. Um nicht vom Sensenmann überrumpelt zu werden, setzte er sofort seinen letzten Willen auf und vermachte durch diesen Alles, was er hinterließ, diesem Glücklichen. Nur eine kleine Klausel befand sich in dem Testament und zwar hieß es am Schluß: „100 Dollars bestimme ich für meinen alten treuen Diener, der mich im Leben jahrelang gepflegt, dafür, daß er mir im Tode die Augen zudrückt.“ Bald darauf starb der Mann und der Vetter ward citirt, um die Hinterlassenschaft anzutreten. Er erschien und das Testament wurde ihm vorgelesen. Was unternahm nun dieser Mensch, dem die geringfügige Summe von 100 Dollars für den alten Diener schon viel zu hoch erschien? Sofort erhob er Widerspruch gegen den Schlußpassus, indem er ausführte, daß dem also Bedachten nur die Hälfte der ausgesetzten Summe zukomme und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Verstorbene nur ein Auge gehabt — dies war in der That der Fall — und ihm könne deshalb in der letzten Stunde auch nur dies eine zugedrückt worden sein. Dieser Einwurf führte natürlich zu einem großartigen Prozeß, dessen Ende noch nicht abzusehen, der aber, weil der klagbare Theil Mittel besitzt, sehr günstig für ihn stehen soll. Sicherlich wird sich aber der Todte in seinem Grabe freuen, einen so glücklichen Treffer bei der Auswahl eines Erben gethan zu haben. O. v. Briesen.

**Der Eselritt zu Hernals.** — Vom Ausgang des 17. Jahrhunderts wurde hundert Jahre hindurch in dem Wiener Vororte Hernals alljährlich am Tage des Kirchweihfestes, das immer Sonntag nach St. Bartholomä gefeiert wird, ein höchst possierlicher Aufzug begangen, den man „Eselritt“ nannte. Am Mit-

tag versammelten sich die lustigsten jungen Männer des Ortes in dem Gemeindehause, dessen Thor hinter ihnen abgesperrt wurde, um der Neugier der Außenstehenden zu wehren. Innen verkleideten sich die jungen Leute und nachdem dies Geschäft zur Zufriedenheit beendet, gibt dreimaliges Trompetenschmettern das Zeichen zum Beginn des Aufzuges. Das Thor öffnet sich und heraus tritt in Reih und Glied, feierlich abgemessenen Schrittes eine ansehnliche türkische Bande, die sich in ihrem lärmenden Marsche durch das Gespötte der schaulustigen Menge über die mehr gutgemeinte als gute Musik durch ein paar kratzende Geigen in Begleitung von Dudelsack oder Baß nicht irre machen läßt, sondern in schönster Haltung den Zug durch die Gassen anführt. Ihnen folgt eine Anzahl Christensklaven, armselig gekleidet, in Ketten und außerdem bewacht von grimmigen Janitscharen. Bittend heben die Gefangenen die Hände empor, und ihr sichtliches Elend lockt manche Münze aus den Taschen der gerührten Zuschauer in die Sammelbüchsen der Bedauernswerthen. Wehe aber dem Mädchen, das sich, getrieben von ihrem mitleidsvollen Herzen, zu nahe heranwagt, sie wird augenblicklich von einem grausamen Janitscharen gefangen und muß dann in die Reihe der Gefesselten eintreten oder sich mit einem Kusse loskaufen. Jetzt kommt ein stramm geordneter Zug Janitscharen und nun, angekündigt durch wiederholte Trompetenfanfaren, die Krone des Aufzuges: ein wohlbeleibter Pascha im grellsten morgenländischen Schmuck, der, auf einem Esel reitend, dem schallenden Gelächter und den tausend Neckereien des sich andrängenden Volkes die ernsteste Würde entgegensetzt, sich aber, unbekümmert um des Propheten Satzungen, den ihm zugereichten Wein wohlschmecken läßt. Sein in gleicher Weise berittenes und ähnlich herausgeputztes Gefolge beschließt den Zug. Die jauchzende Menge stürmt nach und so geht es durch alle Gassen des Ortes und dann wieder zurück in's Gemeindehaus. Hier legen die jungen

Männer ihre Verkleidung ab, theilen redlich das Geld aus den Sammelbüchsen und begeben sich vergnügt nach einem Wirthshaus, wo die Mädchen ihrer schon harren, denn ein fröhlicher Tanz drückte dem Feste das Siegel auf. Der glückliche Entsatz der Stadt Wien von der zweiten Belagerung durch die Türken (im Jahre 1683) und die Flucht der Letzteren wird als Entstehungsursache dieser Volksbelustigung angegeben, die unter Joseph's II. Regierung eingegangen ist. E. R—r.

**Amerikanischer Humor.** — Auf welch' ergötzliche und treffende Weise man „drüben" die von Europa importirte und neuerdings wieder stärker grassirende Duell-Manie verspottet, zeigt folgendes Inserat, das kürzlich im „San Francisco Evening Journal" erschien:

An Männer von Ehre!

Major Goliath O'Grady Granaghan, früher in Diensten der ostindischen Compagnie, hat die Ehre, den Gentlemen in San Francisco seine Ankunft von Calcutta anzuzeigen und ihnen seine Dienste als Sekundant und Professor des Ehrencodex anzubieten. Gestützt auf seine großen Erfahrungen und seine Geschicklichkeit, die er sich in der Erledigung von mehr als 4000 Ehrensachen und als eigener Ausfechter von 238 Duellen errungen, schmeichelt sich Major Granaghan, sagen zu dürfen, daß er die Fähigkeit besitzt, den Cavalieren von San Francisco zu ihrer Zufriedenheit zu dienen und ihre Ehrensachen mit Eclat zu leiten. Indem er sich also dem Wohlwollen der Gentlemen empfiehlt, veröffentlicht Major Granaghan hiermit seine Gebührenscala, die so niedrig gestellt ist, daß sich jeder Cavalier von noch so beschränkten Mitteln in bezüglichen Fällen an ihn wenden kann: Für die Forderung einer Abbitte 3 Doll. 80 Cts. Für die Ablehnung einer solchen 3 Doll. 76 Cts. Für einen Brief betreffs Satisfaktionsertheilung 1 Doll. 25 Cts. Für das Arrangement und die Ausführung eines Duells auf Pistolen,

10 Schritte, 100 Doll. Desgleichen mit Lieferung von Pistolen, Munition, Wundarzt und Equipage 200 Doll. Auf Büchsen, 30 Schritte, 150 Doll. Auf Revolver, 6schüssig, 200 Doll. Für die friedliche Beilegung eines Duells unbeschadet der Ehre beider Parteien: bei Beschuldigung einer Lüge 110 Doll, für den Ausdruck Schurke 75 Doll., für den Ausdruck Esel 50 Doll., für eine Ohrfeige 150 Doll., für einen Schlag 150 Doll., für einen Fußtritt 165 Doll. — Da nothwendigerweise eine Scheidelinie gezogen werden muß, so fühlt Major Granaghan sich verpflichtet, anzuzeigen, daß er unter keiner Bedingung darauf eingehen wird, Streitsachen zwischen farbigen Personen zu schlichten oder zu leiten. — Beschuldigungen als „Lügner". „Feigling" oder „Schuft" durch Wort, Billet oder Plakat werden zu den billigsten Bedingungen ausgeführt und für die im Duell Gefallenen passende Begräbnißplätze auf Lone Mountain, sowie Dampfschiffbillets für die Ueberlebenden mit geringem Aufgelde im Vorrath gehalten. Selbstredend bedeutet die Einmischung in das Geschäft eines Gentlemen einen Eingriff in dessen Rechte, der nicht geduldet werden kann und darf; Major Granaghan hält es deshalb für nöthig, allen Herren zu erklären, daß er Denjenigen, der sich nach dieser Anzeige noch, sei es als Sekundant oder Duellant, in irgend eine Ehrensache einläßt, ohne Major Granaghan's Dienste in Anspruch zu nehmen, in jedem solchen Falle persönlich verantwortlich machen wird.

Major Goliath O'Grady Granaghan,
Ecke der Clay- und Leavenworth-Straße.

Folgen noch verschiedene Zeugnisse für die Tüchtigkeit des Majors.

L. M.

**Der Ursprung der Spiegel** verliert sich in das Dunkel der Geschichte. Vielleicht wurde die glatte Oberfläche eines Baches, welche das Bild der am Ufer stehenden Bäume zurückwarf, von den Menschen zuerst als Spiegel benutzt. Später, als man beim

Fortschreiten der Kultur die Bearbeitung der Erze lernte, wird man auch künstliche Spiegel angefertigt und zu denselben jeden Körper benutzt haben, der eine gute Politur annimmt. Der Zeitpunkt, wann dies zuerst geschehen ist, entzieht sich unserer Kenntniß; wir wissen nur, daß die ältesten Spiegel, deren die Geschichte erwähnt, von Metall waren. Schon im alten Testament wird erzählt, daß Moses den Frauen, welche vor der Stiftshütte versammelt waren, die Spiegel wegnehmen ließ, um dieselben einzuschmelzen und zu einem Waschbecken für die Priester neu zu gießen. Im römischen Alterthume wurden die Spiegel meistentheils aus einer Legirung von Kupfer und Zinn hergestellt, doch litten sie an dem Fehler, daß die glänzende Fläche leicht erblindete und vor dem Gebrauche erst wieder abgerieben werden mußte. Diesem Uebelstande waren die silbernen Spiegel weniger ausgesetzt, welche daher auch die legirten allmählig verdrängten. Als der Luxus im alten Rom eine fabelhafte Höhe erreicht hatte, durfte ein rein silberner, mit Edelsteinen ausgelegter Spiegel auf dem Toilettentische keiner vornehmen Dame fehlen. Plinius, Seneka und andere altrömische Schriftsteller, welche in ihren auf uns gekommenen Werken gegen die überhandnehmende Pracht und Verschwendung ihrer Zeitgenossen eifern, behaupten, daß damals sogar jedes Dienstmädchen einen silbernen Spiegel haben wollte. Indessen darf man hiebei nicht vergessen, daß die polirte silberne Platte bei den ordinären Sorten wohl nur sehr dünn und überdies mit Kupfer und anderem minderwerthigen Metall legirt war. Außerdem kannten die Alten auch steinerne Spiegel, die in Form von großen polirten Flächen in die Wände der Prunkgemächer eingefügt waren. Zu einer eigentlichen praktischen Anwendung scheinen diese Tafeln nicht bestimmt gewesen zu sein; man wird sie wohl nur wegen ihres Glanzes als Prunkstücke geschätzt haben. Zu solchen Spiegeln wurde besonders eine Lava-Art verarbeitet, die

zuerst in Abessinien gefunden war und nach ihrem Entdecker die Bezeichnung „obsidianischer Stein“ führte. Der wegen seiner Grausamkeit berüchtigte Kaiser Domitian soll, als er fast in jedem Menschen einen Meuchelmörder witterte, der ihm nach dem Leben trachtete, sich meistentheils in einem mit „Phengis“ (wahrscheinlich Marienglas) getäfelten Zimmer aufgehalten haben, damit er Jeden, der sich ihm von hinten näherte, sofort erblicken könnte. Die Frage, wann unsere jetzigen Glasspiegel erfunden sind, läßt sich nicht mit positiver Gewißheit beantworten. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die ersten gläsernen Spiegel Nachahmungen des obsidianischen Steins gewesen sein und aus einem schwarz gefärbten Glase, das im Laufe der Zeit durch eine Glastafel mit schwarzer Unterlage ersetzt wurde, bestanden haben. Viel später erst kam man auf den Gedanken, die noch glühende Glasmasse inwendig mit Blei oder einer metallischen Mischung zu übergießen, und noch später wurden, wahrscheinlich zuerst zu Murano in Italien, die Glastafeln mit Zinnfolie belegt. Die ersten verbürgten Nachrichten über den Gebrauch der Glasspiegel stammen aus dem 13. Jahrhundert, und sind uns in den Werken mehrerer zeitgenössischer Schriftsteller erhalten worden. So schrieb Johannes Peckham oder Peccam, ein englischer Franziskanermönch, der zu Oxford, Paris und Rom lehrte und 1292 starb, um das Jahr 1279 ein Buch über Optik, in welchem er außer den Spiegeln von Eisen, Stahl und Marmor auch häufig die gläsernen Spiegel erwähnt und dabei bemerkt, daß sie auf der Rückseite mit Blei überzogen würden und ihre reflektirende Eigenschaft einbüßten, wenn man die Folie wieder wegkratze. Uebrigens muß die neue Erfindung sich nur langsam Bahn gebrochen haben, denn noch während des 14. Jahrhunderts waren die gläsernen Spiegel in Frankreich sehr selten und die metallenen noch so allgemein im Gebrauch, daß selbst die Königin Anna von Bretagne, die Gemahlin Ludwig's XII., nur einen Spiegel von Metall besaß. H. Ww.

**Bewundernswerthe Kaltblütigkeit** zeigte der Herzog Pierre de Launzun bei seinem Ende. Als Glied der französischen Königsfamilie, die er nicht wie viele Andere durch feige Flucht in der Noth verlassen wollte, wurde er vom Blutgericht des Pariser Konvents im Jahre 1793 zum Tode verurtheilt. Der Nachrichter, der den Herzog abholen wollte, fand ihn noch bei seinem letzten Mahle beschäftigt; Launzun ersuchte ihn, noch eine Minute zu verziehen, bis er fertig gegessen hätte, bat dann den Kerkermeister noch um ein zweites Weinglas und bot es gefüllt dem Scharfrichter an. Als dieser es ablehnen wollte, sagte der Herzog lächelnd: „Trinken Sie nur, mein Herr; ich werde den Wein mit meinem Kopfe bezahlen. Muth und Kraft sind für Ihr Geschäft nothwendig, und Ihre Hand wird weniger zittern, wenn Sie Wein getrunken haben.“ Dann verließ er gelassen das Zimmer und fuhr zum Tode, als ob die Guillotine der natürliche Abschluß des Lebens sei. J.

**Ein starker Pfarrer.** — Der Pfarrer Georg Saluz, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Vorsteher der reformirten Kirche von Chur, besaß eine außergewöhnliche Körperkraft, von welcher er manche Probe ablegte. Eines Abends während jener unheilvollen Zeitläufte drangen fünf Vermummte in das Pfarrhaus und begehrten ohne Weiteres einen Ehrentrunk. Saluz, wohl merkend, daß es auf einen bösen Handel abgesehen war, holte gleichwohl den verlangten Trunk. Als dann aber die Gesellen immer frecher wurden und einer sich in zudringlicher Weise an den Pfarrer machen wollte, faßte er denselben beim Arm und drückte ihn mit solcher Kraft auf die Bank nieder, daß der Arm gebrochen wurde. Dann lief er schnell, um sein Schlachtschwert zu holen, das hinter dem Ofen stand, schwang es über den Häuptern seiner Gäste und hielt ihnen eine so scharfe Strafpredigt, daß sie zitternd um Verzeihung baten und dann ganz kleinlaut davon schlichen. Den Verletzten aber behielt er im

Hause und kurirte ihn selbst, da er auch ein guter Wundarzt war. — Fast noch unglaublicher klingt folgender Vorfall, der aber, wie der obige, von glaubwürdigen Zeitgenossen bezeugt wird: Zwei schwäbische Fuhrleute waren vor dem Kaufhause bemüht, einen Waarenballen zu verladen, jedoch vergeblich, der Ballen war so schwer, daß sie ihn nie bis zur Höhe des Wagens zu heben vermochten. Saluz, der des Weges kam, spottete ihrer Anstrengungen, und erhielt, nebst einigen Fuhrmannskomplimenten, die Aufforderung, „wenn er könne, so solle er es besser machen.“ — „Gut,“ antwortete er, „hebt nur noch einmal den Ballen ein wenig vom Boden auf.“ Dies geschah, und nun setzte der riesige Mann ohne Handanlegung einfach seinen Fuß unter und schleuderte mit gewaltigem Schwunge den Ballen über den Wagen hinweg, daß er auf der anderen Seite zu Boden fiel. Spr.

**Ein spukendes Hühnerauge.** — Die Zeitschrift „Medical Age“ macht unter ausdrücklicher Versicherung der Wahrheit folgende merkwürdige Mittheilung. Ein alter Herr beschädigte sich einen Fuß so schwer, daß derselbe amputirt werden mußte. An selbem Fuße hatte ihm früher ein Hühnerauge große Leiden verursacht und bald nach der Amputation verspürte er heftige Hühneraugenschmerzen, die trotz der Vorstellungen seiner Freunde, es sei ja ganz unmöglich, ihn beständig quälten. Sobald er an einer Krücke das Zimmer verlassen konnte, begab er sich an den Ort, an welchem sein Fuß eingescharrt war und grub diesen aus. Er sah dabei, daß ein Stück Ziegelstein gerade auf dem Hühnerauge lag und auf dieses drückte. Er entfernte das Hinderniß und seine Schmerzen verschwanden. Das ist verbürgte Thatsache — wer erklärt sie? R.

---

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9352

